This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

University of Wisconsin
LIBRARY.
No. 13,962
E
.9N39
2.
PRESENTED BY
German-Americans of Wisconsin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere

der

Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1875.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Digitized by Google

13962
E
9N39
2

Vorwort des Herausgebers.

Die günstige Aufnahme, welche der erste Theil des „Neuen Plutarch" in weiten Kreisen gefunden hat, gilt uns als Beweis, daß der Gedanke, der unserm Unternehmen zu Grunde liegt, einer weitverbreiteten Stimmung der Zeit entgegenkommt. Mehr als früher tritt auf dem Boden der Geschichte wieder die Macht der einzelnen Persönlichkeit hervor; die Wiedergeburt großer Staaten knüpft sich an einzelne Namen, und die längere Zeit herrschende Geneigtheit, die Masse des Volks allein zur Trägerin der geschichtlichen Ideen und des gesellschaftlichen Fortschritts zu machen, ist wieder im Abnehmen begriffen. Wo sich aber das allgemeine Interesse bedeutenden Individuen zuwendet, da wird auch der Biographie die verdiente Beachtung zutheil, und diese aus dem Boden ungehöriger Formlosigkeit zu befreien, sie mit künstlerischer Klarheit zu gestalten, darin besteht eben die Hauptaufgabe unserer Sammlung.

Ohne Zweifel muß der Darstellung weltgeschichtlicher Charaktere, welche mehr oder weniger einer ganzen Epoche ihr Gepräge aufdrückten, ein größerer Raum gegönnt werden, wenn ein künstlerisch abgeschlossenes Bild entstehen soll. Es kann somit nicht der Umfang aller Biographien an ein durchgängiges Maß gebunden werden, während andererseits allerdings jede Ausschreitung, die den künstlerischen Schwerpunkt der einzelnen Lebensbeschreibung oder

Digitized by Google

der ganzen Sammlung verrücken könnte, sorgfältig zu meiden ist. Die drei Persönlichkeiten, deren Biographien den vorliegenden Theil füllen, rechtfertigen durch den bestimmenden Einfluß, den sie auf ihre Zeit ausgeübt, die Gestattung eines etwas erweiterten Rahmens: Robespierre bestimmte die wichtigsten Epochen der Französischen Revolution, der Name Cavour's ist mit der Wiedergeburt und Einheit Italiens für immer unlöslich verknüpft, und in anderer Weise hat Maria Theresia für die Geschichte Oesterreichs eine maßgebende Bedeutung. Zwischen den Revolutionsmann, den seine starre Hingebung an Principien zu einer bluttriefenden Praxis fortriß, und den Staatsmann, der alle Bestrebungen der verschiedensten Parteien seines Volks dem einen Gedanken der nationalen Auferstehung des Vaterlandes dienstbar machte: zwischen diese beiden gewaltigen Bewegungsmänner, den Dictator der Tribune und den des Cabinets, wurde jene edle und weise Regentin gestellt, welche als Vertreterin einer frühern Zeit das Gute durch Reform von oben zu erreichen suchte und einen großen Staat als vorsorgliche Familienmutter beherrschte.

Möchten diese Lebensbilder mit gleichem Beifall aufgenommen werden wie die Biographien des ersten Theils, und der „Neue Plutarch" als ein wahres Volksbuch immer mehr sich einbürgern in allen Kreisen, in denen man die Geschichte nicht blos in ihrem allgemeinen Zusammenhange, sondern auch in ihren lebensvollen Erscheinungen zu erfassen sucht.

Leipzig, im October 1874.

Rudolf Gottschall.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Vorwort des Herausgebers V

Maximilian Robespierre. Von Rudolf Gottschall. 1
Maria Thereſia. Von Adolf Beer. 123
Camillo Graf von Cavour. Von Otto Speyer. 245

Digitized by Google

Digitized by Google

Maximilian Robespierre.

Von

Rudolf Gottschall.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es gibt Charaktere, bei denen Gesinnung und That sich vollkommen decken, deren Bild uns alle Geschichtschreiber mit großer Uebereinstimmung in den Hauptzügen vorführen, dann wiederum andere, deren innerer Widerspruch so groß erscheint, daß das Urtheil der Nachwelt nach den verschiedensten Seiten auseinandergeht. Nicht blos die Gunst oder Ungunst der Parteien verwirrt die Züge des Bildes, auch der unbefangene Historiker weiß oft nicht, wie er jenen Widerspruch lösen soll, und seine Darstellung geräth ins Schwanken.

Zu diesen dunkeln Charakteren der Geschichte gehört Maximilian Robespierre. Verabscheut von den einen als Blutmensch, welcher alle Verantwortung trägt für die empörendsten Greuel der Französischen Revolution, wird er von den andern gefeiert als einer der edelsten Charaktere, der mit antiker Uneigennützigkeit sich dem Gemeinwohl zum Opfer brachte, als einer der ersten Heiligen im revolutionären Kalender aller Zeiten. Solche Gestalten fordern die Geschichtschreibung und selbst die Dichtung zu einer neuen Begründung auf; es gilt nicht blos, eine geschichtliche Erscheinung darzustellen, sondern auch ein psychologisches Räthsel zu lösen.

Maximilien Marie Isidore Robespierre — so lauten seine meist falsch angegebenen Vornamen nach dem Taufregister der Madeleine-Kirche zu Arras — wurde am 6. Mai 1758 in Arras geboren. Seine Familie stammt aus Irland, von wo sich dieselbe gegen Mitte des 16. Jahrhunderts nach Frankreich begab, um den Verfolgungen zu entgehen, welchen damals in England die Katholiken preisgegeben waren. In Frankreich

Digitized by Google

widmeten sich alle Mitglieder der Familie dem juristischen Beruf; die Ahnherren Maximilian's waren Notare in der kleinen Stadt Carvin, von wo dann der Großvater, Maximilien de Robespierre, zuerst nach der Hauptstadt von Artois übersiedelte. Den Adel der Familie gab der Enkel erst auf, als er im Jahre 1790 sich zum Hauptvertreter demokratischer Grundsätze in der Constituirenden Versammlung gemacht hatte. Seine Mutter war eine anmuthige und liebenswürdige Frau, Jacqueline Marguerite Carraut, die Tochter eines Bierbrauers aus der Vorstadt Ronville. Sie starb sehr jung, als ihre Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, noch in ihren ersten Lebensjahren standen. Der Vater nahm sich den Verlust sehr zu Herzen; die Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse kam hinzu, und so verließ er Frankreich und seine Familie, durchreiste England und Deutschland und begab sich zuletzt nach München, wo er starb. Maximilian war damals wenig über neun Jahre alt. Als der älteste unter allen Geschwistern fühlte er jetzt den Beruf, für sie zu sorgen, und wenn er früher wild und lärmend gewesen war, so wurde er jetzt ernst und gesetzt. Für seine von der eigenen Schwester Charlotte stets gerühmte Herzensgüte und Milde des Charakters spricht folgender Zug aus seinen Knabenjahren. Er unterhielt eine Hecke von Tauben und Sperlingen. Eine der Tauben hatte er auf die zärtlichsten Bitten der Schwestern denselben unter der Bedingung sorgsamer Pflege überlassen. Doch aus Mangel an Aufmerksamkeit kommt diese Taube um, und Maximilian geräth darüber ganz außer sich vor Schmerz. Als er später in seinem elften Jahre nach Paris abreiste, war er nicht dahin zu bringen, den Schwestern seine Tauben zu überlassen, so dringend er darum gebeten wurde und so bereitwillig er ihnen sonst alles überließ, worauf sie ihre Wünsche gerichtet hatten.

Der verlassenen Familie nahmen sich die väterlichen und mütterlichen Verwandten an. Zwei Jahre besuchte Maximilian das Collegium in Arras; dann verschaffte ihm der Bischof Conzié eine Freistelle im Collegium Ludwig's des Großen zu Paris, wo der junge Schüler im Hause des Kanonikus de la Roche eine neue Heimat fand. Doch der frühe Tod des ehrwürdigen

Digitized by Google

Priesters, den Maximilian wie einen Vater liebte, machte ihn wieder vereinsamt in der großen Stadt. Er war überhaupt still und in sich gekehrt und betheiligte sich nur selten an den Spielen der andern. Galt es aber einmal, einen Schwächern gegen Mishandlungen zu schützen, mit denen stärkere Genossen ihn bedrohten, so war er stets zu seiner Vertheidigung bereit. Die Kränklichkeit, die sich in seinem Gesicht ausprägte, die nervöse Ueberreizung, die sich bisweilen in krampfhaften Zuckungen äußerte, trugen nicht wenig dazu bei, ihn von dem Verkehr mit seinen Mitschülern abzuschließen, für welche sowol jener Ernst als auch dies nervöse Leiden etwas Unheimliches haben mochte. Seine Zurückhaltung wurde als Heimtücke und als unbegrenzte Eigenliebe gedeutet. Einer seiner Mitschüler, der spätere Conventsdeputirte Freron, der zu seinem Sturze am 9. Thermidor sich mitverschworen hatte, überträgt diese Charakterzüge aus dem politischen Leben bereits auf die Zeit der gemeinsam verlebten Jugend. Einer von Robespierre's Lehrern dagegen, der weise und gelehrte Hérivault, Professor der Rhetorik, nannte ihn „den Römer". Begeisterung für Römertugend und republikanische Größe sprach sich in der That schon in den Arbeiten des fleißigen Schülers aus, welche öfters die ausgesetzten Preise erhielten. Nach Vollendung seiner classischen Studien wendete er sich dem Rechtsstudium zu, immer unter dem Patronat des Collegiums Le-Grand, welches ihm auch, nachdem er den juristischen Cursus beendet hatte, ein besonderes Zeichen von Achtung gab, indem es ihm in Anerkennung seiner ausgezeichneten Talente, seines guten Betragens während zwölf Jahren und seiner Erfolge in allen Klassen, bei Prüfungen und Preisvertheilungen, ein Geschenk von 600 Livres machte. Er ließ sich hierauf als Advocat in seiner Vaterstadt Arras nieder, während sein jüngerer Bruder, Augustin, der nicht minder begabt war, aber, unruhigen Sinnes, an den Studien keinen Gefallen fand, auf seine Verwendung die Freistelle am pariser Collegium erhielt. Die Anhänglichkeit dieses jüngern Bruders bis zum gemeinsamen Tode sowie die Liebe der Schwester Charlotte zu beiden dürfen immerhin als Zeugnisse für Charaktereigenschaften gelten, welche

Digitized by Google

der verrufene Schreckensmann in seiner politischen Wirksamkeit verleugnete.

Der junge Advocat wandte sich mit Vorliebe Processen zu, in denen er für die Sache der Unterdrückten eintreten oder irgendein herrschendes Vorurtheil bekämpfen konnte. Hatten ihn die classischen Studien mit der Begeisterung für antike Tugend erfüllt, so waren es zwei Schriftsteller seiner eigenen Nation, welche damals die ganze geistige Atmosphäre des Jahrhunderts bestimmten und denen alle nach Freiheit strebenden Geister huldigten — Voltaire und Rousseau. Die Frivolität, der Witz, die quecksilberne Beweglichkeit des Dichters der „Henriade" und der „Pucelle" waren dem Advocaten von Arras fremd genug; aber die Begeisterung, der unwidersprechliche Scharfsinn, die hinreißende Beredsamkeit, mit welcher der Einsiedler von Ferney als Anwalt der Humanität die Opfer des Fanatismus gegen ihre Henker vertheidigte, konnten ihn nur zur Nacheiferung anspornen. Während er indeß Voltaire's vielseitigem Wesen nur nach einer Seite hin verwandt war, fühlte er für Rousseau, zu dem er verehrungsvoll nach Montmorency gepilgert war, die uneingeschränkteste Sympathie. In dem Geiste Rousseau's vermochte der seinige ohne Rest aufzugehen; beide waren grüblerische Schwärmer, rücksichtslos dem Zuge ihrer Ideen hingegeben, stets bereit, der Welt das Gesetz zu dictiren, welches die letzte Frucht ihrer Gedankengänge war. Rousseau und Voltaire erschütterten die dumpfe Atmosphäre des ancien régime mit ihren geistigen Schlägen; doch das Gefühl des Unbehagens wuchs in der Schwüle vor dem Gewitter. Ein frischer Hauch wehte inzwischen von jenseit des Oceans herüber, wo die nordamerikanischen Colonien sich ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande erkämpft hatten. Um 1778—82 weilte der ehrwürdige Benjamin Franklin in Paris, als Gesandter am Hofe zu Versailles, wo die Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Staaten unterzeichnet wurde. D'Alembert begrüßte in der französischen Akademie den Bürger Nordamerikas mit den bedeutungsreichen Worten: „Coelo eripuit fulmen sceptrumque tyrannis." Niemals war in so gedrängter Form und schlaghafter Weise der junge

Digitized by Google

Geist des Jahrhunderts ausgedrückt worden. Die Aufklärung, auf den Fortschritten der Wissenschaft ruhend, war zugleich die revolutionäre Macht, welche die Herrschaft der Tyrannen zerschmetterte; in einer Persönlichkeit schien sich die ganze Energie der Freiheit auf dem Gebiete des Gedankens wie auf demjenigen des Staates zu verkörpern.

Unter dieser geistigen Constellation entwickelte sich Robespierre's Streben, und es war keine bedeutungslose Laune des Zufalls, daß der junge Advocat gerade mit der Vertheidigung der Franklin'schen Erfindung, welche d'Alembert mit dem Sturz der Tyrannen in so nahe Beziehung brachte, sich seine ersten juristischen Lorbern erwarb. Herr von Vissery de Bois-Valé hatte auf seinem Hause einen Blitzableiter errichtet; doch die Nachbarn verlangten dessen Beseitigung, weil die Sicherheit ihrer Häuser durch ihn gefährdet werde. Die Schöffen von Saint-Omer hatten gegen Herrn de Valé entschieden; Robespierre vertheidigte ihn in der Appellinstanz des Provinzialraths von Artois; er bewies, daß jener Richterspruch „würdig der beschränkten Richter des 15. Jahrhunderts" sei, und führte mit glänzender Beweisführung die Sache seines Clienten siegreich durch. Seitdem hatte er als Anwalt großen Zuspruch. Der Bischof von Arras ernannte ihn zum Mitglied des dortigen Criminalgerichts; doch so gewissenhaft er die mit diesem Amte verbundenen Pflichten erfüllte, so sehr widersprach es damals seinem Gefühl, sich an der Fassung und Fällung von Todesurtheilen zu betheiligen. Als das Gericht einen Mörder zum Tode verurtheilte, soll Robespierre zwei Tage lang, in innerster Aufregung, keine Nahrung zu sich genommen haben. So viel ist gewiß, daß er damals sein Richteramt niederlegte.

Neben seiner juristischen Praxis pflegte er die schönen Künste und Wissenschaften; es lag dies in dem damaligen Zeitgeist — waren doch Voltaire und Rousseau, welche die Aera der französischen Revolution als geistige Vorkämpfer einleiteten, keine Fachmänner, sondern Schöngeister. Die Schöngeisterei und Freigeisterei gingen damals Hand in Hand. Robespierre war nicht nur Mitglied einer literarischen Gesellschaft, der Société des

Digitized by Google

Rosati, welche aus Gelehrten, Beamten und Offizieren bestand und welcher auch der damals in Arras in Garnison stehende Carnot angehörte, er wurde auch Mitglied der Akademie von Arras. In jener Gesellschaft wurden Aufsätze und Gedichte vorgelesen und Debatten über literarische Gegenstände eröffnet, jeder neu Aufgenommene mußte eine Rede halten, und so war auch dem jungen Advocaten Gelegenheit geboten, seiner Beredsamkeit eine wärmere Färbung zu geben und mannichfachere Beleuchtung, als die streng juristischen Vertheidigungsreden des Barreau vertrugen. In der Akademie, zu deren Präsidenten Robespierre einige Monate vor der Revolution gewählt worden war, las er mehrere Mémoires vor, darunter eins, in welchem er die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umwandlung der Criminalgerichtsbarkeit hervorhob, selbstverständlich im Sinne der Humanität und Gerechtigkeit, da ihr noch viel Barbarisches anhaftete, was sich mit geläuterten Rechtsbegriffen nicht vertrug. Im Zusammenhang damit stand eine Arbeit, welche er infolge eines Preisausschreibens der königlichen Gesellschaft der Künste und Wissenschaften von Metz im Jahre 1784 abfaßte. Es handelte sich um die Frage, ob es gerechtfertigt sei, daß, wenn ein Schuldiger mit einer entehrenden Strafe belegt werde, an allen einzelnen Mitgliedern seiner Familie ein Theil der Schmach dieser Strafe hafte. Robespierre wandte sich mit allem Eifer, welchen die neuen Reformideen ihren Bekennern einflößten, gegen solche Anschauung; seine Abhandlung trug zwar nicht den ersten, aber doch den zweiten Preis davon. Der Ehrgeiz des jungen Advocaten strebte indeß auch nach Auszeichnungen auf rein literarischem Gebiete, und als die Akademie von Amiens einen Preis aussetzte für die beste Lobrede auf den Dichter Gresset, befand er sich ebenfalls unter den Bewerbern, ohne indeß den Preis, der überhaupt nicht ausgetheilt wurde, zu gewinnen. Gresset, der Begründer der Akademie von Amiens, hat sich vorzugsweise durch humoristische Dichtungen leichtern Stils ausgezeichnet, durch komische Episteln und durch sein Papageien-Epos „Vert-vert". Man geräth in Verlegenheit, wenn man nachweisen will, was ein Dichter wie Gresset für Robespierre Sympathisches und

Digitized by Google

Anziehendes besaß; es konnte nur der etwas freigeistige Ton dieser Gedichte sein; denn eine humoristische Ader und damit der Sinn für Humor fehlte dem doctrinären Advocaten von Arras gänzlich. Immerhin mag es als eine Ironie des Zufalls erscheinen, daß dem Verherrlicher Ludwig's XVI., der diesem bei seiner Thronbesteigung im Namen der Akademie Glück wünschte und ihm eine Dichtung im prunkhaften Tone akademischer Huldigung vorlas, eine Lobrede gewidmet wurde von dem Manne, der später mehr als alle andern zum Sturze und zur Hinrichtung des Königs beitragen sollte.

Robespierre bewegte sich in Arras in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft, wozu ihn sein eigener Adelstitel berechtigte, den er erst etwa um das Jahr 1790 aufgab, als sein Name eine volksthümliche Bedeutung gewann. Bis dahin schrieb er sich de Robespierre; doch gerade der tägliche Verkehr mit der Aristokratie, deren Processe er oft zu führen hatte, bestärkte seine Abneigung gegen die bevorrechteten Klassen, indem er oft genug Gelegenheit fand, ihren rücksichtslosen Egoismus und ihren herausfordernden Glauben an das eigene sociale Uebergewicht kennen zu lernen. Im gesellschaftlichen Verkehr zurückhaltend und verschlossen, im nächsten Familienkreise oft stundenlang dumpfem Brüten hingegeben, war er doch nicht unempfänglich für den Reiz anmuthiger Weiblichkeit, durch welche das Starre seines Wesens in Fluß gebracht und die Lust, sich in gefälliger Form mitzutheilen, in ihm wachgerufen wurde. Viele Freundinnen seiner Schwester schenkten ihm lebhaften Antheil; ein Fräulein Desboches zu Arras galt für seine Verlobte. Doch war der Eindruck, welchen Robespierre auf ihr Gemüth gemacht hatte, kein dauernder; bei seiner Zurückkunft von Paris, nach dem Schlusse der Constituirenden Versammlung, fand er die Geliebte vermählt.

Inzwischen drängten die innern Zustände Frankreichs zur unvermeidlichen Krisis; der König mußte die Generalstände zusammenberufen; die ganze Nation gerieth in eine bisher ungekannte Aufregung. Der junge Advocat, von unruhigem Ehrgeiz getrieben, aber auch von dem Eifer, seinen politischen Ideen Geltung

Digitized by Google

zu verschaffen, bewarb sich um ein Mandat als Abgeordneter. Er ließ zwei Broschüren erscheinen, die man als seine Wahlreden betrachten konnte. In der ersten: „Adresse à la nation artésienne sur la nécessité de réformer les états d'Artois", griff er alle Arten von Misbräuchen an, welche in Artois selbst im Schwange waren, namentlich die herrschende Ungleichheit zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, und entwarf so, ausgehend von dem provinziellen Boden, auf dem seine Wähler standen, ein Gemälde der allgemeinen französischen Zustände. Dieser Anklage ließ er in seiner zweiten Broschüre: „Au peuple de l'Artois par un habitant de la province", eine Verheißung folgen, indem er die Segnungen ausmalte, welche Frankreich von den Generalständen zu erwarten habe. Der Spruch Ex ungue leonem bewährt sich hier; in dieser Broschüre findet sich bereits der ganze Robespierre. Da erscheint er als der mistrauische Warner, der überall Verdächtige wittert; er fordert die Wähler auf, den Patrioten zu mistrauen, deren Patriotismus von so jungem Datum sei, welche heute dem Volke schmeichelten, um es morgen zu verrathen; und die Rede, die er später als eine Art von Hoheprieſter bei dem Feste des Höchsten Wesens hielt, findet sich schon hier in ihren Grundzügen; es sind dieselben Gedankengänge, es sind dieselben Lieblingsbegriffe, nur daß sie damals noch den Reiz der Neuheit für sich hatten. Er wendet sich in einer Anrede an den König und preist den schönen Tag, wo dieser selbst die neuen Principien verkünden und alle Misbräuche, die verhängnißvolle Quelle so vieler Verbrechen und Uebel, opfern werde. „Die Menschen durch die Tugend zum Glück zu führen, und zur Tugend durch eine Gesetzgebung, welche auf die unwandelbaren Grundlagen allgemeingültiger Moral gegründet und ganz dazu geeignet ist, die menschliche Natur in alle ihre Rechte und ihre ursprüngliche Würde wieder einzusetzen; die unsterbliche Kette von neuem zu schlingen, welche den Menschen mit Gott und mit seinesgleichen vereinigt, indem sie alle Ursachen der Unterdrückung und der Tyrannei zerstört, welche auf Erden die Furcht, den Stolz, das Mistrauen, die Niedrigkeit, den Egoismus, den Haß, die Be-

Digitized by Google

gierde und alle die Laster aussäen, die den Menschen weit fortreißen von dem Ziel, welches der ewige Gesetzgeber der menschlichen Gesellschaft gesteckt hat: das, Sire, ist die glorreiche Sendung, zu welcher Sie berufen sind."

Fremdartig erklangen in einer Zeit socialer Verwüstung diese im hohenpriesterlichen Tone gehaltenen Wahlreden, in denen Politik und Moral auf das engste miteinander verbunden waren. Die unmittelbare Anwendung des Contrat social und der Rousseau'schen Tugendlehren auf die Politik des Tages verfehlte nicht, Aufsehen zu erregen: zu groß war der Abstand zwischen solcher Kühnheit, die es wagte, den König an seine Pflichten zu erinnern, und dem Ton unterwürfiger Schmeichelei, der damals das öffentliche Leben, soweit von einem solchen die Rede sein konnte, beherrschte. Es war begreiflich, daß alle Anhänger des Alten als erbitterte Gegner der Candidatur Robespierre's auftraten: gleichwol trug er in dem Wahlkampfe am 26. April 1789 den Sieg davon. Als Abgeordneter des dritten Standes begab er sich nach Paris, um seine weltgeschichtliche Laufbahn anzutreten.

Hier schien freilich die ersehnte Genugthuung, die er seinem eigenen Ehrgeiz sowie dem Vertrauen seiner Wähler geben wollte, sehr in die Ferne gerückt; in diesem glänzenden Kreise der ersten Männer des damaligen Frankreich, welche theils die Sicherheit weltmännischen Auftretens, theils das stolze Bewußtsein eines weitreichenden Rufes besaßen, fühlte sich der Advocat aus der Provinz, dessen Ruhm nicht über die Grenzen der nation artésienne hinausreichte, gedrückt, um so mehr, als seine Persönlichkeit nichts Gewinnendes, am wenigsten etwas Imponirendes besaß. Von Mittelgröße, schwächlich und hager, mit einem düstern, etwas gelblichen und blatternarbigen Gesicht, mit Augen, welche für gewöhnlich nichts geistig Herrschendes hatten, sondern einen todten, durch häufiges Blinzeln sogar unheimlichen Ausdruck und welche nur in Augenblicken der Erregtheit einen feurigen Glanz annahmen: konnte Robespierre anfangs nicht die Aufmerksamkeit auf sich lenken, welche imponirenden Persönlichkeiten, wie derjenigen Mirabeau's, von selbst zufiel. Das Krank-

Digitized by Google

hafte, das seine Gesichtszüge zur Schau trugen, trat noch mehr in den häufigen convulsivischen Bewegungen seiner Hände und seiner Schultern hervor. Und mit diesem schattenhaften Wesen in auffallendem Widerspruch stand die Zierlichkeit seiner äußern Erscheinung, die fast modische, immer saubere Kleidung, das sorgfältig gekräuselte und gepuderte Haar, welches er in der Form sogenannter Taubenflügel trug. Auch sein erstes Auftreten als Redner konnte nicht für ihn einnehmen; seine Stimme hatte etwas Schneidendes und Kreischendes, und erst allmählich gelang es ihm, durch Kunst dieser schrillen Klänge Herr zu werden. Ueberdies war er anfangs auf der Tribüne schüchtern und unbeholfen, ohne alle Geistesgegenwart, durch plötzliche Einwürfe aus der Fassung gebracht, sodaß er oft Unzusammenhängendes sprach und den Spott der Versammlung herausforderte. So sehr seine Freunde in Arras den Ruhm seiner Redlichkeit und Unbestechlichkeit und die Kunde der von ihm bisher gewonnenen Preise und errungenen Erfolge auch in Paris zu verbreiten suchten: so schwer wurde es dem Deputirten von Arras, den Erwartungen zu entsprechen, die dadurch immer von neuem rege gemacht wurden. Seine Reden erschienen so unbedeutend, daß die Zeitungen anfangs seinen Namen unterschlugen. Doch allmählich gewann er auch in dieser Constituirenden Versammlung, welche lange Zeit durch den Genius Mirabeau's beherrscht wurde, immer mehr Boden und konnte am Schluß derselben bereits zu den Rednern gerechnet werden, deren Namen, besonders in Paris, einen guten Klang hatten. Die Unerschrockenheit, mit der er seine principiellen Ueberzeugungen aussprach, ohne vor irgendeiner Consequenz zurückzuschrecken, ohne sich durch den Widerspruch einer großen Mehrheit irremachen zu lassen, die Zähigkeit, mit welcher er auch auf Misliebiges stets wieder zurückkam, der Starrsinn, der nach keiner Seite Zugeständnisse machte, auch dann nicht, wenn seine Popularität auf dem Spiele stand: das alles war zwar wenig geeignet, ihm Sympathien zuzuwenden, im Gegentheil, er mochte als der Unausstehliche erscheinen, der fortwährend hemmend im Wege steht; aber auch so mußte er mehr und mehr Beachtung finden, und niemand konnte sich des

Digitized by Google

Gedankens entschlagen, daß dieser Mann der starren Consequenz, die oft verlacht wurde, doch eine Zukunft haben müsse, wenn ein stürmischer Verlauf der Ereignisse den Boden des öffentlichen Lebens für die Aussaat solcher Consequenzen gelockert haben würde. Außerhalb der Versammlung war schon jetzt die Stimmung dafür günstiger als in derselben. Die staatsmännische Einsicht ihrer großen Mehrheit mochte sich mit Ueberstürzungen nicht befreunden, wie sie eine Verwirklichung des Programms von Robespierre nothwendig mit sich brachte. Draußen aber gärten in der öffentlichen Meinung bereits weitergehende Tendenzen, und die Augen der Menge lenkten sich bald auf einen Führer hin, der in der Versammlung nur wie auf einem verlorenen Posten stand. Der Ruf der Unbestechlichkeit, zu allen Zeiten ein großer Titel für die Gunst des Volks, verbreitete bald um Robespierre einen ganz besondern Nimbus. Was die Empfehlungen seiner Freunde lange Zeit erfolglos verkündet hatten, das fand seine Bewährung erst durch das parlamentarische Auftreten des Abgeordneten. Und in der That, durch Vorurtheil und Parteinahme muß derjenige sehr verblendet sein, der in Robespierre's Reden in der Constituante nur den Ausdruck einer scheinheiligen Demagogie erblickt oder die Ergüsse eines ehrgeizigen Strebens; sie bilden, wenn man sie zusammenfaßt, das vollständige Programm demokratischer Ueberzeugungen, erfaßt mit der unerschütterlichen Hartnäckigkeit eines Kopfes, dem es an geistvoller Beweglichkeit fehlt, der aber, was er an Ideen besitzt, um so zäher festhält, um so enger verknüpft, um so folgerichtiger entwickelt.

Ueber die erste Rede Robespierre's in der Assemblée constituante berichtet der Moniteur nichts; wohl aber enthalten die Erinnerungen des Genfers Dumont aus den beiden ersten Versammlungen der Revolution eine Mittheilung über dieselbe. Als Adel und Klerus sich an den Tiers-Etat gewandt hatten, erschien der Erzbischof von Aix in der Versammlung des letztern und hielt eine Anrede, in welcher er sie aufforderte, gemeinsam mit Klerus und Adel über die Mittel zu berathen, wie dem Elend des Volks abzuhelfen sei. Man wagte nicht, offen diesen Vorschlag zu verwerfen, um nicht in den Augen des Volks sich zu

Digitized by Google

compromittiren. Da ergriff ein Abgeordneter das Wort, welcher zunächst die Gesinnung des Prälaten gegen die arbeitenden Klassen anerkannte, dann aber die Motive des Klerus bei diesem Antrage verdächtigte. „Geht", rief er dem Erzbischof zu, „geht und sagt euern Collegen, wenn sie so ungeduldig sind, das Elend des Volks zu lindern, so mögen sie kommen, sich in diesem Saale mit den Freunden des Volks vereinigen, so mögen sie nicht länger unsere Beschlüsse durch ihr Zögern hinausschieben, nicht kleine Mittel anwenden, um uns zu bestimmen, daß wir die von uns gefaßten Beschlüsse wieder aufheben. Oder vielmehr, ihr Diener der Religion, ihr würdigen Jünger eueres Herrn, verzichtet auf diesen Luxus, der euch umgibt, auf diesen Glanz, welcher die Armuth beleidigen muß; kehrt zurück zu der Einfachheit der ersten Zeiten, entlaßt diese stolzen Lakaien, die euch begleiten, verkauft diese prächtigen Equipagen, und ernährt mit diesem Ueberflusse die Armen!" Ein Beifallsgemurmel folgte dieser Rede; man erkundigte sich nach dem Namen des noch unbekannten Redners, und zum ersten mal wurde im Saal und auf den Galerien der Name Robespierre's genannt, welcher drei Jahre darauf ganz Frankreich zittern machte.

In der Constituante ergriff er von jetzt ab öfters das Wort. Seine extremen Anschauungen, deren Stunde noch nicht geschlagen hatte, riefen öfters das Gelächter und Zischen der Mehrheit hervor. Was indeß damals von staatsmännischer Weisheit verlacht wurde, das sind Principien, welche kaum ein Jahrhundert später fast allgemeine Geltung gefunden haben. Schon in der Sitzung vom 24. August 1789 verlangte er Preßfreiheit, am 26. August für die Nation das Recht der Steuerbewilligung, am 22. October gegenüber dem in Aussicht genommenen Census, welcher die active und passive Wählbarkeit von der Bezahlung einer directen Steuer im Werthe von drei Arbeitstagen abhängig machte, das allgemeine Stimmrecht — große Principien, welche nach langjährigen Reactionsepochen in den beiden Hauptculturländern Europas jetzt zum Siege gelangt sind.

Auch für ein nicht minder großes Princip, welches jenseit des Oceans erst vor wenig Jahren durch einen blutigen Bürger-

Digitized by Google

krieg entschieden wurde, für die Gleichberechtigung der Farbigen, trat Robespierre am 12. Mai 1791 mit Wärme ein, und als der Creole Moreau de Saint-Méry ausrief: „Wenn Sie uns Ihre Erklärung der Menschenrechte aufdrängen wollen, so gibt es keine Colonien mehr", entgegnete Robespierre unter dem heftigen Murren der Versammlung: „Mögen die Colonien zu Grunde gehen, wenn die Colonisten durch Drohungen uns zwingen wollen, nur das zu bewilligen, was ihren Interessen am meisten förderlich ist."

Wie der Farbigen nahm sich Robespierre auch aller Unterdrückten an, denen man aus irgendwelchen Gründen den vollen Genuß der Menschenrechte verweigerte. So vertheidigte er am 23. December gegen den Abbé Meury die Nichtkatholiken, die Protestanten und Juden, sowie die Schauspieler, und forderte für alle das Recht, städtische Aemter bekleiden und im Schos der Nationalversammlung sitzen zu können. „Die Schauspieler werden mehr die öffentliche Achtung verdienen, wenn ein abgeschmacktes Vorurtheil ihnen hierin nicht mehr im Wege stehen wird; dann werden die Tugenden der einzelnen dazu beitragen, die Schauspieler zu läutern, und die Theater werden zu öffentlichen Schulen der guten Grundsätze und Sitten werden. Ueber die Juden hat man euch viel gesagt, was maßlos übertrieben ist und der Geschichte widerspricht. Die Fehler der Juden entstehen aus der Erniedrigung, in welcher ihr sie gehalten habt. Sie werden gut sein, wenn sie einen Vortheil darin finden werden, es zu sein. Ich glaube, daß man keinen einzigen aus diesen Klassen der heiligen Rechte berauben darf, welche ihnen der Name Mensch gibt. Diese Sache ist die allgemeine, man muß das Princip decretiren." Wie aber stellte sich der Advocat der socialen Freiheit und bürgerlichen Gleichberechtigung denjenigen Ständen gegenüber, welche aus ihrer Feindschaft gegen die revolutionären Bestrebungen kein Hehl machten, besonders dem Klerus? Versagte ihm hier das Princip, dessen allgemeine Geltung er vertrat? In den Verhandlungen, welche im Mai und Juni 1790 über die bürgerliche Stellung des Klerus geführt wurden, sprach er sich entschieden gegen die

Digitized by Google

Wahl der Bischöfe durch den Klerus der Departements aus und verlangte, daß sie vom Volke gewählt würden. Den Priestern als Kirchenbeamten die Wahl ihrer Chefs anvertrauen, das hieße die Gleichheit der bürgerlichen Rechte aufheben, den Klerus wieder als gesonderte Körperschaft anerkennen, ihm eine besondere politische Wichtigkeit verleihen, mit einem Wort, es wäre eine empörende Verletzung der Constitution. Die Priester erschienen ihm in der socialen Ordnung als Magistrate, bestimmt zur Aufrechterhaltung und zum Dienst des Cultus, deshalb solle es in Frankreich nur Bischöfe und Pfarrer geben. Er protestirt gegen die Bereicherung derselben durch übertriebene Gehälter und will auch als Motiv derselben nicht die milden Gaben anerkennen, als deren Spenderin sich die Kirche geberdet. „Das Glück des Volks darf nicht von der Laune einzelner Menschen abhängen. Die wahre Wohlthätigkeit besteht darin, die antisocialen Gesetze zu reformiren und allen Bürgern ohne Unterschied durch gleiche Gesetze ihre Existenz zu sichern." Auch gegen den Cölibat sprach sich Robespierre aus; seine Rede erregte aber einen solchen Sturm, daß er sie nicht zu Ende halten konnte.

Gewiß, gegen die Privilegien des Klerus wagte der Advocat von Arras die kühnsten Angriffe; er wollte, daß die Geistlichkeit ganz in dem Staatsbürgerthum aufgehe. Keineswegs aber zeigte er damals irgendwelchen Fanatismus gegen die Geistlichen als solche. So rief er am 25. Juni 1790 die Gerechtigkeit der Versammlung an zu Gunsten derjenigen Geistlichen, die in ihrem Amt gealtert und infolge einer langen Laufbahn nur körperliche Schwächen als Lohn ihrer langen Mühen davongetragen haben. Er fordert, daß man Sorge trage für den Unterhalt siebzigjähriger Priester, welche weder Pensionen noch Beneficien hätten. Noch weniger wollte er die Gleichberechtigung der Geistlichen mit allen andern Staatsbürgern durch Ausnahmegesetze aufgehoben sehen. Als im Jahre 1791 in Douay Unruhen entstanden, für welche man reactionäre Priester verantwortlich machte, verlangte ein Mitglied der Versammlung am 19. März ein Decret, welches besondere Strafen gegen Geistliche verhängte, die durch Reden oder Schriften das Volk zum Aufruhr aufreizen

Digitized by Google

würden. Robespierre bekämpfte diesen letzten Vorschlag sehr lebhaft. „Besondere Rücksichten", rief er aus, „dürfen niemals über die Principien der Gerechtigkeit und Freiheit den Sieg davontragen. Ein Geistlicher ist ein Bürger, und kein Bürger kann für seine Reden bestraft werden; abgeschmackt aber ist es, ein Gesetz zu geben, welches einzig gegen die Reden von Geistlichen gerichtet ist."

Wie diese Gerechtigkeitsliebe ohne Ansehen der Person den Robespierre der Constituante charakterisirt, so ist nicht minder für ihn bezeichnend die Milde der Gesinnung, welche vor terroristischen Maßregeln zurückschreckt. Wenn er gegen jede Verschärfung der Kriegs- und Aufruhrgesetze auftrat, so mochte man dies mit demagogischen Tendenzen erklären; doch er verlangte auch Straflosigkeit für die heftigsten Angriffe gegen die Versammlung. Als das Parlament von Toulouse einen aufrührerischen Protest gegen das Decret der letztern, welches die Parlamente aufhob, erlassen hatte, erklärte Robespierre diesen Protest für einen Act des Wahnsinns, den man verachten müsse. „Die Versammlung", rief er aus, „möge den Mitgliedern des alten Parlaments von Toulouse erklären, daß sie ihnen erlaubt, auch fernerhin schlechte Bürger zu bleiben." Als der achtzigjährige Abbé Raynal, der Verfasser der „Histoire philosophique des deux Indes", dem Präsidenten der Versammlung einen Brief mit einer bittern Kritik der revolutionären Bestrebungen zusendete, so entschuldigte Robespierre den Abbé mit seinem hohen Alter, und meinte, gegenüber andern heftigen Interpellationen, die Versammlung habe sich selbst geehrt durch das ruhige Anhören dieses Schreibens. Wir sehen ihn überall gemäßigt und mild, wo es sich um Personen und nicht um Principien handelt. Seine merkwürdigste Rede ist aber jedenfalls diejenige vom 30. Mai 1791, in welcher er die Aufhebung der Todesstrafe verlangte. Er erklärt sie für ungerecht und behauptet, daß sie die Verbrechen vermehre, statt dieselben zu verhüten. „Die Gesetze", ruft er aus, „müssen den Völkern stets das reinste Muster der Vernunft und Gerechtigkeit bieten. Wenn sie an Stelle durchgreifender Strenge und gemäßigter Ruhe, welche sie charak-

Digitized by Google

terisiren soll, den Zorn und die Rache setzen, wenn sie das menschliche Blut vergießen lassen, das sie schonen sollen und das zu opfern sie kein Recht haben, wenn sie vor den Augen des Volks grausame Scenen und von Qualen entstellte Leichname zur Schau stellen, dann trüben sie in den Herzen der Bürger die Ideen von Recht und Unrecht, sie erzeugen im Schos der Gesellschaft die Lust an der Grausamkeit, welche zu neuen Greueln führt. Der Mensch ist für den Menschen nicht mehr ein so geheiligter Gegenstand, man hat eine geringere Idee von seiner Würde, wenn die öffentliche Gewalt ein Spiel mit seinem Leben treibt. Der Gedanke des Mordes flößt einen weit geringern Schrecken ein, wenn das Gesetz selbst das Beispiel und Schauspiel desselben gibt; der Abscheu vor dem Verbrechen vermindert sich, wenn dasselbe nur durch ein anderes Verbrechen bestraft wird."

Zwei Jahre liegen nur zwischen dem Humanitätsapostel von 1791, der die Todesstrafe verabscheut, und dem blutigen Terroristen von 1793, welcher für die Massenmorde der Guillotine in erster Linie verantwortlich gemacht wird. Für diesen Widerspruch, der fast wie eine geschichtliche Ironie erscheint, wäre es wol eine zu bequeme Erklärung, in dem Robespierre von 1791 nur einen phrasenhaften Schönredner zu sehen, welcher mit wohlfeiler Schulweisheit declamatorische Effecte erzielt. Hiergegen sprechen die bereits früher erwähnten Beweise seiner Abneigung, als Richter über das Leben eines Menschen den Stab zu brechen. Wir haben es hier offenbar mit einer tiefwurzelnden Ueberzeugung zu thun, welche mit seiner Begeisterung für die Principien der Humanität zusammenhing. Es bedurfte einer großartigen Bewegung, welche in ihren Ueberstürzungen alle einzelnen mit fortriß, einer Bewegung, wie sie die Weltgeschichte nicht zum zweiten mal aufzuweisen hat, um aus dem Anwalt der Gerechtigkeit und Milde einen unerbittlichen Dictator zu machen, der die ganze Maschinerie des Schreckens spielen ließ; es bedurfte dazu überdies gewisser Charaktereigenschaften, welche in friedlichern Zeiten gleichsam im Schlummer lagen, in Epochen gewaltiger Zuckungen aber ans Licht traten und jene ruhige

Digitized by Google

Milde geistiger Erwägungen nicht aufkommen ließen. Robespierre besaß nicht dies harmonische Gleichgewicht von Intelligenz und Charakter, welches die Ereignisse beherrscht; er war eine krampfhafte Natur, allen fieberischen Impulsen der Zeit preisgegeben und sie dann überbietend in nervöser Heftigkeit — und so wurde er der Hauptvertreter jenes großen Krampfes, welcher Frankreich in der Schreckenszeit schüttelte.

Die Ereignisse nahmen schon während der Zeit der ersten Versammlung einen Verlauf, der die Erregung der Gemüther von Monat zu Monat steigern mußte. Nicht von innen kam manche Wandlung der Ueberzeugungen; sie war ein Zugeständniß an die Thatsachen. So war Robespierre von Haus aus kein Republikaner; er hatte Sympathien mit dem Königthum; er war empfänglich für das, was man den Zauber der Majestät nennen möchte. Wohl hatte er mit Jubel den Fall der Bastille begrüßt, den Odem der Freiheit eingeathmet, der ihm aus den Trümmern derselben entgegenwehte. Als aber der König in der Versammlung erschien, um sich ihrem Schutze anzuvertrauen, da gehörte auch Robespierre zu denjenigen, die ihn enthusiastisch begrüßten; er berichtet in einem Briefe über die Begeisterung und Trunkenheit dieser Demonstrationen in einer Weise, daß man sieht, wie er sie selbst getheilt hatte. Auch als der König am 17. Juli seine gute Stadt Paris besuchte, gehörte Robespierre zu denjenigen Abgeordneten, welche beauftragt waren, den König zu begleiten. Er betrat mit ihm das Stadthaus und war ein Zeuge der freudigen Begrüßung, die dem Monarchen zutheil wurde. Das Königthum, wie es Robespierre als Ideal vorschwebte, bis die Intriguen der Royalisten ihn in eine durchaus feindliche Stellung gegen dasselbe drängten, war freilich seiner absoluten Machtfülle vollkommen entkleidet. Als in den Septembertagen 1789 der Kampf um das königliche Veto die Nationalversammlung bewegte, welche sich zuletzt für das suspensive Veto entschied, konnte Robespierre nicht das Wort erhalten; er ließ daher die Rede, die er vorbereitet hatte, im Druck erscheinen; sie enthielt seine damalige Anschauung über die Grundfragen der Verfassung. Der König war ihm der ausschließliche Vertreter der Executive,

Digitized by Google

der den Willen der Nation auszuführen hat, ihm aber nie entgegentreten darf; deshalb konnte er in dem königlichen Veto nur eine in jeder Hinsicht unbegreifliche Ungeheuerlichkeit sehen. „Das Wort Monarchie bezeichnet in seiner wahren Bedeutung nur einen Staat, wo die Executive einem einzigen anvertraut ist. Alle Regierungen ohne Ausnahme sind durch das Volk für das Volk eingesetzt; alle diejenigen, welche regieren, und folglich die Könige selbst, sind nur die Mandatare und Delegirten des Volks." In der Sitzung vom 18. Mai, in welcher über das Recht, den Krieg zu erklären, debattirt wurde, gab Robespierre dieser seiner Anschauung von der königlichen Macht einen so derben Ausdruck, daß nicht nur ein allgemeiner Sturm gegen ihn sich erhob, sondern auch von den Mitgliedern der Rechten der Ordnungsruf verlangt wurde. Er nannte den König den „Commis der Nation" und erklärte, um den Tumult der Versammlung zu besänftigen, er habe damit nicht der königlichen Majestät zu nahe treten, sondern nur aussprechen wollen, daß der König beauftragt sei, den Willen der Nation auszuführen. Die Entscheidung über Krieg und Frieden solle nur der Nationalversammlung zustehen. Der König würde immer versucht sein, den Krieg zu erklären, um seine Prärogative zu stärken; die Vertreter der Nation aber hätten ein directes und persönliches Interesse daran, den Krieg zu verhindern, da sie nach kurzer Zeit wieder in die Reihen der Bürger zurückträten, der Krieg aber alle Bürger treffe.

Eine entscheidende Wandlung in der Stellung Robespierre's zum Königthum rief erst der Fluchtversuch Ludwig's und seine Verhaftung in Varennes im Juli 1791 hervor. Die Bestürzung in ganz Frankreich war allgemein, und diese Erregtheit wirkte auf Robespierre's Gemüth zurück, sodaß zum ersten mal das Mistrauen als dessen unheimlichste Eigenschaft zu Tage trat. Dies war die dunkle Geburtsstätte des Terrorismus. Von jetzt ab sah er überall die Verräther lauern, dem König selbst aber wurde er von dieser Zeit an ein unversöhnlicher Feind. Daß man aber auf ihn hörte, und daß diese Feindschaft ins Gewicht fiel, verdankte er einem glänzenden Erfolg, den er im Monat

Digitized by Google

Mai desselben Jahres in der Versammlung davongetragen hatte. Bis dahin galt er mehr für das enfant terrible der Linken; die Hartnäckigkeit, mit der er die Consequenzen des demokratischen Princips zog, stießen in der Regel auf Widerspruch und riefen stürmische Entrüstung oder Gelächter hervor; er hatte sich nur selten eines Erfolgs zu rühmen und blieb der Held der melancholischen Minderheiten. Da, bei den Berathungen über das Gesetz, welches die Organisation der nächsten legislativen Versammlung behandelte, als der Artikel zur Sprache kam, welcher die Wiederwahl der Mitglieder der Constituante für die neue Versammlung zuließ, erhob Robespierre entschieden Protest und stellte den Antrag, daß diese Wiederwahl nicht stattfinden dürfe. Zum ersten mal wurde ein Antrag des oft verlachten Redners mit stürmischem Beifall aufgenommen. Es lag in diesem Antrag ein Opfermuth, eine edle Resignation, der sich kaum ein Mitglied verschließen wollte; er hatte einen chevalerésken Zug, der das französische Gemüth elektrisirte. Im Grunde war er bei Robespierre nur der Ausfluß desselben Mistrauens, aus welchem schon den Monat vorher sein Antrag hervorgegangen war, daß kein Mitglied der Versammlung während der nächsten vier Jahre nach der Session in das Ministerium aufgenommen werden dürfe. Robespierre war ein geborener Anwalt jeder Art von Ostracismus; das Talent war ihm stets verdächtig, es sollte nirgends Wurzel schlagen und dauernde Bewährung finden, weder in der Versammlung noch im Ministerium; im Volke selbst schien ihm ein unerschöpflicher Quell zu sprudeln, aus welchem für die Lösung der politischen Aufgaben stets neue Kräfte zuströmten. Die Rede, mit welcher er seinen erfolgreichen Antrag vertheidigte, enthält Stellen, welche auch für die Gegenwart noch beachtenswerth sind. „Ich glaube nicht", sagte er, „an die Nützlichkeit einzelner Führer, welche sich von einer Versammlung zur andern forterben. Nicht in dem Einfluß der Redner liegt der Schutz des allgemeinen Wohls, sondern in der Einsicht und dem Patriotismus der Repräsentativversammlungen. Gelangen jene dazu, die Verhandlungen zu beherrschen, so gibt es keine Versammlung mehr; es gibt dann nur noch ein Phantom von Volks-

Digitized by Google

vertretung. Dann verwirklicht sich das Wort des Themistokles, der, auf seinen kleinen Sohn zeigend, sagte: «Seht, der ist's, welcher Griechenland beherrscht. Der kleine Junge beherrscht seine Mutter, seine Mutter beherrscht mich, ich die Athener, und die Athener ganz Griechenland!» So würde eine Nation von 25 Millionen Menschen durch eine Versammlung von Volksvertretern beherrscht, diese durch eine kleine Zahl von Rednern, und von wem diese Redner bisweilen beherrscht werden, wage ich nicht zu sagen. Ich liebe nicht diese neue Wissenschaft, welche man die Taktik der großen Versammlungen nennt; sie ist zu sehr der Intrigue ähnlich, und die Wahrheit, die Vernunft dürfen allein in den gesetzgebenden Versammlungen herrschen." Obgleich die Talente der Versammlung sich diesem Antrag widersetzten, namentlich die Lameth, und so ein Bruch in die Linke kam, so wurde er doch mit ausnehmend großer Majorität angenommen. Robespierre war der Gegenstand stürmischer Huldigungen. Ein Royalist Tuault verlangte den Druck dieser „erhabenen Rede", der auch durch Acclamation der Versammlung bewilligt wurde. Als drei Tage darauf die Frage aufgeworfen wurde, ob diese Einschränkung auch für die künftigen Gesetzgebenden Körper Gültigkeit haben solle, da hielt Robespierre abermals eine mit Enthusiasmus aufgenommene Rede, in welcher er nachwies, daß dieselben Motive fortbeständen und deshalb auch dieselben Resultate, und die Einwendungen einzelner heftiger Gegner zurückwies.

So hatte er auf einmal eine einflußreiche Stellung gewonnen, welche seinem Kampf gegen das Königthum volle Beachtung zuwenden mußte. Er behauptete indeß in diesem Kampfe eine weit vornehmere und reservirtere Haltung als die äußersten Parteien; denn während die Cordeliers und Danton an ihrer Spitze bereits den Tyrannenmord zur Losung gemacht hatten, vermied es Robespierre, mit republikanischen Glaubensbekenntnissen hervorzutreten. Ludwig XVI. aber gegenüber und seiner verunglückten Flucht nach Varennes zog er mit großer Schärfe alle Consequenzen, welche für diesen bestimmten Fall das Dogma der Volkssouveränetät ergab, und bekämpfte die gemäßigten und

Digitized by Google

halben Maßregeln, durch welche die Lameth und Barnave den König und das Königthum zu retten suchten, in Wahrheit aber immer tiefer verstrickten.

Am entschiedensten trat er in dem Club der Jakobiner auf, in welchem er schon längst eine bedeutende Rolle spielte, als er in der Versammlung selbst noch nicht durchzudringen vermochte. Er war von Anfang an Mitglied des Clubs und blieb demselben treu, als mehrere Mitglieder der Linken ausschieden, um einen gemäßigtern Club zu gründen. Im März 1790 war er einstimmig zum Präsidenten des Clubs gewählt worden; hier in der Mitte der amis de constitution fühlte er sich heimisch; hier drohte ihm kein Widerspruch, kein Hohn, hier kam seine Beredsamkeit in Fluß, denn hier konnte er sein ganzes Herz ausschütten; hier fand er für die ausschweifendsten Befürchtungen seines argwöhnischen Gemüths Sympathie und Zustimmung. Am 22. Juni, nach der Flucht des Königs, hielt er hier eine schwunghafte Rede, welche als oratorische Leistung alle seine Reden in der Versammlung bei weitem übertraf. In der Flucht des Königs sah er eine Verschwörung der äußern und innern Feinde, und was ihn am meisten erschreckte, das war gerade dasjenige, was alle andern sicher machte, daß alle die gleiche Sprache sprechen, die gleiche Maske des Patriotismus tragen. Dafür klagte er alle des Verraths an: das Militärcomité bestehe aus Verräthern, die Minister wären im Einverständniß mit der Versammlung, um Frankreich den Fremden zu verkaufen. In beliebter Weise colorirte er seine Rede mit Parallelen aus dem römischen Alterthum. „Wie können wir entfliehen? Antonius befehligt die Legionen, welche Cäsar rächen sollen, und Octavian befehligt die Legionen der Republik.“ Dann aber erhob er sich zu einer Anklage der Versammlung, wie sie wol selten ein Deputirter gegen seine Mitabgeordneten gerichtet hat, eine Anklage, die sich zu einem unglaublichen Fanatismus steigerte. „Wenn ich so fast meine sämmtlichen Collegen, die Mitglieder der Versammlung, anklage, daß sie Contrerevolutionärs sind, die einen aus Unwissenheit, die andern aus Furcht, noch andere aus Groll, aus verletztem Stolz, andere aus blindem Vertrauen,

Digitized by Google

viele, weil sie bestochen sind, so rufe ich, wie ich wohl weiß, gegen mich die gekränkte Eigenliebe aller wach, schärfe tausend Dolche und gebe mich dem allgemeinen Haß preis; ich kenne das Schicksal, das mich erwartet, aber wenn ich bei dem Beginn der Revolution und als ich kaum in der Versammlung bemerkt wurde, als ich nur mit meinem eigenen Gewissen allein war, mein Leben der Wahrheit, der Freiheit, dem Vaterland weihte, so werde ich heute, wo die Stimme meiner Mitbürger, wo ein allgemeines Wohlwollen, eine zu große Nachsicht, Erkenntlichkeit und Anhänglichkeit mich für dies Opfer belohnt haben, fast wie eine Wohlthat einen Tod empfangen, der mich verhindern wird, Zeuge des unausbleiblichen Unheils zu sein." Und als Robespierre so mit dem Pathos der Römertugend sprach, da fand er bereits einen empfänglichen Boden; allgemein war die Rührung und Begeisterung. Camille Desmoulins erhob sich, die Augen voll Thränen, und rief aus: „Wir werden alle vor dir sterben", und der ganze Club, hingerissen und elektrisirt, that den Schwur, sich um Robespierre zu vereinigen.

Die Mitglieder der Versammlung mochten vielleicht die Achseln zucken über diese erhitzten Clubreden und wahnsinnigen Anklagen; sie unterschätzten die Bedeutung jenes von Robespierre errungenen Triumphs; es war eine spätere Epoche der Revolution, die sich bereits hier ankündigte. Der Redner verstand es, Fanatismus zu erregen und sich zum Mittelpunkte eines begeisterten Cultus zu machen, der eine theatralische Schaustellung nicht verschmähte. Zum ersten mal aber zeigte er sich unverhüllt als einen Terroristen, der alle Gemäßigten des Verraths anklagt. Sein von den Idealen der Humanität erfüllter Geist wurde verwirrt durch die unheimlichen Eigenheiten seines Naturells, das bei krampfhafter Erregtheit den Schreck- und Wahngebilden einer erhitzten Einbildungskraft preisgegeben war. Es gibt eine Manie, welche überall Feinde, Verräther, Verfolger sieht; diese Manie Robespierre's war die Mutter des Schreckensregiments, wie es später durch die Ausschüsse des Convents organisirt wurde.

In der Versammlung selbst durfte er diesen Eingebungen

Digitized by Google

seiner Phantasie, die wie alles, was aus dem innersten Wesen des Menschen hervorgeht, auf empfängliche Gemüther zündend wirken, nicht den gleichen freien Lauf gönnen. Hier war er gehemmt, weil er den Widerspruch voraussah, weil er sich wie im feindlichen Lager fühlte. Methodisch begann er hier seine parlamentarischen Angriffe auf den König, denn seitdem er in Ludwig einen Verräther sah, hatte er jede früher noch bewahrte Scheu vor der Majestät verloren. Am 23. Juni verlangte er in der Versammlung, daß den Bürgern, welche den König in Varennes festgehalten hätten, Bürgerkronen bewilligt würden; am 26. erklärte er sich gegen den Vorschlag, daß von der Versammlung ernannte Commissare die Erklärungen des Königs und der Königin entgegennehmen sollten: dies stünde im Widerspruch mit den Principien der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz; die Königin sei eine Bürgerin, der König ein Bürger, verantwortlich vor der Nation, und als der erste Staatsbeamte müsse er dem Gesetz unterworfen sein. Deshalb müßten die Richter des Tribunals aus dem Arrondissement der Tuilerien das Recht erhalten, den König und die Königin zu verhören.

Am heftigsten entbrannte in den Julitagen 1791 der Kampf über die Unverletzlichkeit des Königs. Robespierre hielt am 14. Juli eine längere Rede, welche zum Theil mit Murren, zum Theil mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. Er begann mit den Worten: „Das unbestrafte Verbrechen ist an sich eine empörende Unnatürlichkeit in der gesellschaftlichen Ordnung, oder vielmehr, es ist der vollständige Umsturz derselben. Wenn das Verbrechen durch den ersten öffentlichen Beamten, durch die höchste Obrigkeit selbst begangen ist, so sehe ich darin nur einen doppelten Grund zu größerer Strenge, einmal, weil der Schuldige an das Vaterland durch ein noch heiligeres Band geknüpft war, dann aber, weil er mit einer großen Gewalt ausgerüstet und es deshalb um so gefährlicher ist, seinen Frevel nicht zu bestrafen.“ Er weist auf die Consequenzen dieses Systems hin, wenn man dem König verstatten wollte, jedes Verbrechen zu begehen. „Der König ist unverletzlich, aber sind es die Völker nicht auch? Der König ist unverletzlich durch eine Fiction, die

Digitized by Google

Völker sind es durch das heilige Recht der Natur, und wenn ihr den König mit dieser Aegide bedeckt, so opfert ihr die Unverletzlichkeit der Völker derjenigen der Könige." Er wendet sich gegen die Anklagen, welche das Comité gegen die Entführer des Königs, die drei Gardes-du-Corps, ja gegen Bouillé selbst richten will: „Wenn der König nicht schuldig ist, so gibt es kein Verbrechen; wo es kein Verbrechen gibt, da gibt es auch keinen Mitschuldigen; und wenn es eine Schwäche ist, einen Schuldigen zu schonen, so ist es eine Ungerechtigkeit, einen schwächern Schuldigen dem mächtigern zu opfern." Er verlangt Bestrafung oder Freisprechung aller Schuldigen ohne Ausnahme.

Wenn die Vermengung des öffentlichen und des Privatrechts in Bezug auf die Unverletzlichkeit der Monarchen dieser Rede zum großen Theil den Anschein phrasenhafter Absichtlichkeit gab, so traf Robespierre gegen den Schluß derselben wieder die populäre Fiber, indem er ein Grundprincip der Revolution, die Gleichberechtigung aller vor dem Gesetz, mit Prägnanz hervorhob. Auch verlangte er von neuem, daß die Versammlung sich bald auflöse, daß die Macht nicht länger in denselben Händen bliebe. „Man muß die Nation gegen die zu lange Dauer einer oligarchischen Regierung sicherstellen." Doch so entschieden die Stellung war, die Robespierre gegenüber dem König einnahm, der nach seiner Ueberzeugung die Nation an das Ausland verrathen wollte, so zweifelhaft sprach er sich in Bezug auf das Königthum selbst aus. Der Despotismus einer Oligarchie erschien ihm noch verabscheuenswerther als der königliche. „Ich erschrecke nicht vor den Worten «König» und «Monarchie»; die Freiheit hat nichts zu fürchten, wenn nur das Gesetz regiert, und nicht die Menschen." Auch wo er gewohnt war, sich rückhaltslos auszusprechen, bei seinen Jakobinern, erklärte er sich ganz in gleicher Weise. Man thue ihm zu viel Ehre an, wenn man ihn für einen Republikaner ansehe. Das Wort Republik passe nach seiner Ansicht auf jede Regierung freier Männer. „Was ist unsere gegenwärtige Verfassung? Eine Republik mit einem Monarchen. Sie ist weder Monarchie noch Republik; sie ist beides zugleich." Man darf in solchen Aeußerungen nicht

Digitized by Google

blos eine Vorsicht Robespierre's sehen, oder die vornehme Absicht, sich von der Straßendemagogie, welche den Trumpf der Republik voreilig ausspielte, durch eine staatsmännische Haltung zu unterscheiden; es war jedenfalls seine aufrichtige Ueberzeugung, daß eine demokratische Monarchie einer oligarchischen Republik vorzuziehen sei. Freilich sollte der Monarch nur der höchste Staatsbeamte sein, welcher den Volkswillen blos auszuführen hatte, und stets der strengsten Volksjustiz unterworfen bleiben.

Die Anschauungen, welche Robespierre vertrat, hatten keine Aussicht, die Stimmenmehrheit in der Constituante zu gewinnen; sie beschloß, daß der König wegen seiner Flucht nicht zur Verantwortung gezogen werden könne, er solle indeß suspendirt bleiben, bis er die Verfassung angenommen habe. Ehe dieser Beschluß indeß gefaßt war, hatte man bei den Jakobinern eine Petition entworfen, welche von der Versammlung verlangte, daß sie den König des Throns entsetze, als einen Verräther und Meineidigen; der Verfasser dieser Petition war Brissot, ein ebenso gewandter wie unruhiger Journalist, eine jener tumultuarischen Naturen, die sich nur wohl fühlen, wenn der Wogenschlag der Begebenheiten so hoch wie möglich geht, und wenn zugleich ihr Ehrgeiz wie ihr Bedürfniß nach Aufregung Befriedigung findet. Brissot wollte um jeden Preis eine Rolle spielen; jene Petition sollte auf dem Marsfelde, auf dem Altar des Vaterlandes, zur Unterzeichnung ausliegen. Wie leicht konnte sie den Zündstoff zu einer weitreichenden Massenbewegung hergeben; ihr Autor wurde dann zu einer Großmacht der Revolution. Doch als sich eine Menge von 6000 Menschen versammelte, um das Blatt zu unterschreiben, hatte die Petition bereits ihre Bedeutung und Berechtigung verloren; von der Nationalversammlung war schon der entscheidende Beschluß gefaßt worden. Lafayette, der Commandant der Nationalgarden, und Bailly, der Maire von Paris, so ruhig sie bisher den Volksbewegungen zugesehen hatten, wollten die Versammlung vor einem Massensturm schützen Der Stadtrath proclamirte das Martialgesetz, die Nationalgarde erschien auf dem Marsfeld, und als die Menge nicht auseinandergehen wollte, als einzelne Schüsse selbst auf Bailly und Lafayette

Digitized by Google

abgefeuert wurden, da gab die Nationalgarde eine Salve, verwundete und tödtete mehrere aus der Menge, sodaß dieselbe in voller Bestürzung die Flucht ergriff. Ein Einschreiten der damaligen Autoritäten gegen das Volk war etwas so Ungewöhnliches, daß der Vorfall das größte Aufsehen erregte.

Auch in Robespierre's Leben griffen diese Vorgänge ein. Er hatte zwar in der Versammlung sich gegen die Brissot'sche Petition erklärt und wesentliche Modificationen derselben gewünscht, aber er war durch seine Reden ein Mitschuldiger derselben geworden und mochte befürchten, daß die damaligen Machthaber bei dieser Veranlassung gegen alle Gleichgesinnten, namentlich gegen die Häupter und Führer einschreiten könnten. Er fühlte sich in seiner einsamen Wohnung in der Straße Saintange im Marais nicht sicher. Da traf es sich, daß er gerade am Tage der Unruhen auf dem Marsfelde die Bekanntschaft eines Bürgers machte, des Tischlers Duplay, der ihn in seine Wohnung in der Rue Saint-Honoré einlud. Der Meister wie seine ganze Familie waren für den Volksmann Robespierre begeistert; es wurde ihm hier für mehrere Tage ein Obdach angeboten, bis die nächste Gefahr vorüber wäre. Sahen sich doch alle Volksführer damals nach schützenden Zufluchtsörtern um. Marat, der kurz vorher auch die Lameths und Barnave hatte lebendig pfählen lassen wollen, flüchtete sich in seinen Keller, Camille Desmoulins ließ sein Blatt eingehen. Doch es geschah nichts; mit welcher Stirn hätten auch jene Männer, die durch ihre Feindschaft gegen das Königthum Ansehen und Bedeutung gewonnen hatten, die Königsfeinde von heute verfolgen können? Robespierre aber fühlte sich wohl in der Bürgerfamilie, die ihn verehrte. Solcher Cultus war ihm stets ein Bedürfniß. Er hatte Sinn für die Idylle; wir brauchen uns blos an die Tauben von Arras zu erinnern. Auch übte sein unschönes Wesen gleichwol große Anziehungskraft auf weibliche Gemüther aus, wie immer das Ungewöhnliche, das Gewaltige, selbst wenn es abstoßend erscheint und den Stempel des Verwerflichen trägt. Nero wurde von Frauen, die ihn liebten, wie Christus, insgeheim begraben. Für Robespierre war Lenore, die Tochter Duplay's, schwärmerisch

Digitized by Google

begeistert. So wurde er dauernd an das Haus des Tischlers gefesselt, das er auch zu den Zeiten seiner höchsten Macht nicht verlassen hat. In einer Zeit, wo die Danton, die Barnave und Barras schwelgten, mochte solche Schlichtheit des Lebens ihm zu hohem Ruhme gereichen. Seit Roms Dictatoren zu ihrem Pflug zurückkehrten, weiß die Geschichte kein Beispiel, daß ein Machthaber, der das Schicksal eines großen Staates leitete, in so dürftigen Verhältnissen gelebt hätte. Der Sohn des Tischlers war sein Secretär; Lenore, die ihm im ersten Stock des Hauses gegenüberwohnte, ohne Zweifel seine Geliebte; einige dem Hauswirth befreundete Handwerker bildeten sein Gefolge. Mitten in diesen kleinbürgerlichen Verhältnissen lebte Robespierre bis zu seinem Tode.

Ehe die Constituirende Versammlung sich auflöste, berieth sie noch über die Verfassung, welche dem König zur Genehmigung vorgelegt werden sollte. Robespierre betheiligte sich lebhaft an diesen Berathungen und hatte mit einzelnen Anträgen Erfolg. So drang er damit durch, daß der Census bei Deputirtenwahlen, die 55 Livres Steuern, die man verlangte, aufgehoben wurde. Mehrfach indeß gefährdete er wieder sein kaum gewonnenes parlamentarisches Ansehen durch übertriebene und nicht immer glückliche Ausführungen. So in seiner Rede am 11. September, in welcher er sich über die Annahme der Verfassung von seiten des Königs aussließ, die Intriguanten des Hofs auf das heftigste anklagte und zuletzt zu einem Schwur aufforderte, nie mit der executiven Gewalt über irgendeinen Artikel der Constitution zu verhandeln; jeder, der einen solchen Vorschlag mache, müsse für einen Verräther am Vaterlande erklärt werden. Der stürmische Beifall der Linken vermochte bei dieser Rede nicht das laute Gelächter des Centrums zu übertönen. Wichtiger war die Vertheidigungsrede Robespierre's zu Gunsten der Clubs, denen ein Decret des Constitutionscomité jede Gesammtmanifestation und jede Verhandlung über Acte der constituirten Gewalten und der gesetzlichen Autoritäten untersagen wollte. Hier schützte Robespierre eine Hauptpulsader des revolutionären Lebens, denn aus den politischen Gesellschaften ging später eine der

Digitized by Google

größten Bewegungen der Revolution hervor, und der Kampf zwischen den gesetzlichen Autoritäten und diesen improvisirten Gewalten zieht sich wie ein rother Faden durch die Geschichte des Convents. Die Versammlung mochte sich in der Illusion wiegen, daß mit der Annahme jener Verfassung durch den König der Abgrund der Revolution geschlossen sei; Robespierre verurtheilte diese Selbsttäuschung; er verkündete laut, daß die Revolution noch nicht beendet sei, er klagte die Intriguanten, die Ehrgeizigen, ihre Sophismen und Verleumdungen an und machte die Feinde des Vaterlandes verantwortlich für den Fortgang der Bewegung.

Trotz einzelner Triumphe, welche Robespierre's starrsinnige Beredsamkeit davongetragen, mochten die staatsmännischen Talente der Versammlung immer noch gering von einem in so extremen Gedankengängen heimischen Redner denken, seine Fähigkeiten, bei der noch nicht ganz besiegten Unbeholfenheit seiner Sprechweise, verachten, seine Consequenzmacherei verlachen und selbst seine parlamentarischen Siege mehr einem nachtwandlerischen Instinct zuschreiben, der das Richtige auf seinem Wege gefunden, als überlegener Einsicht. Anders dachte das Volk. Nach dem Schluß der Versammlung am 30. September bereitete es Robespierre und Pétion einen Triumph, setzte Bürgerkronen von Eichenblättern auf ihr Haupt, spannte die Pferde aus und zog die Volkstribunen unter lautem Jubel nach Hause.

In jener Constituante, in welcher Robespierre lange Zeit hindurch eine so bescheidene Rolle spielte, war bis zu seinem Tode das größte parlamentarische Talent und der Führer der Majoritäten Mirabeau. Seine Bedeutung war für die Jahre 1789 und 1790 dieselbe, wie diejenige Robespierre's für die Jahre 1793 und 1794, obschon sein Wirken immer ein parlamentarisches blieb und er nie die imponirende Machtstellung erlangte, wie der Bürgerdictator der Rue Saint-Honoré nach dem Sturze des Königthums. Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, wie das Verhältniß der beiden Revolutionäre zueinander war, eine Frage, die bei Berücksichtigung der Bedeutung beider Männer zu jener Zeit nur darauf hinausgehen konnte, ob

Digitized by Google

Robespierre bei Mirabeau Beachtung fand und zur Partei des großen Führers gehörte. Eine Parallele zog freilich schon damals die Versammlung, aber sie war nicht ernst gemeint. Man nannte Mirabeau die Fackel der Provence, und Robespierre das Kerzenlicht von Arras. Nicht die jetzige Bedeutung des Redners oder die Ahnung seiner künftigen erwarb ihm das Recht, einem Mirabeau gegenübergestellt zu werden; im Gegentheil, man wollte damit einen unbedeutenden Declamator ironisch beleuchten, der den großen Staatsmann oft zu überbieten wagte. Von Mirabeau selbst wird zwar berichtet, er habe über Robespierre geäußert: „Dieser Mann wird seinen Weg machen, er glaubt alles, was er sagt.“ Doch gegen dies geflügelte Wort hat man ein Recht, mistrauisch zu sein. Die Thatsache steht indeß fest, daß Mirabeau selbst und durch seine literarischen Genossen schon den ersten Reden Robespierre's in dem „Courrier de Provence“ enormes Lob spendete, zur Zeit als der Provinziale von Arras noch mit der Unbeholfenheit der Rede, dem störenden Dialekt und einer fast tragikomischen Unsicherheit des Auftretens zu kämpfen hatte. Auch gingen beide Redner in den meisten Fragen zusammen, besonders in den Verhandlungen über das Gesetz gegen die Emigranten; oft war ihr Widerspruch nur ein scheinbarer, wie bei den Debatten über das Martialgesetz, und wo sie in der That verschiedene Wege einschlugen, wie als es sich um die königliche Sanction der Verfassung handelte, da fanden sie sich bald wieder zusammen in der Verurtheilung der Verzögerungen, mit denen der König den Gang des Verfassungswerkes aufzuhalten suchte. Bemerkenswerth ist es, daß Robespierre sich in mehrern Fällen milder zeigte als Mirabeau. Dieser wollte, daß die Stände von Cambresis, welche durch ein rebellisches Decret ihre Abgeordneten zurückriefen, gerichtlicher Verurtheilung überliefert würden; jener nahm sie in Schutz und wollte nur, daß ihre Unwissenheit durch ein Schreiben der Versammlung aufgeklärt würde. Als Mirabeau gegen den Prinzen von Condé donnerte und verlangte, daß dieser für einen Verräther des Vaterlandes erklärt werde, wenn er nicht ein ihm zugeschriebenes Manifest binnen drei Wochen widerriefe, nannte Robespierre

Digitized by Google

diesen Antrag „gefährlich“ und zeigte sich besonders darüber erstaunt, daß man unter so vielen Schuldigen gerade einen hervorsuche, der, durch alle „erdenklichen Bande mit jeder Art von Misbräuchen verknüpft, die Wohlthat der neuen Principien noch gar nicht gekostet habe“. Trotz einer heftigen Erwiderung von Mirabeau hatte Robespierre diesmal die Versammlung für sich. Nach dem Tode des erstern unterstützte der Abgeordnete von Arras am 3. April 1791 mit der größten Wärme und Energie die Petition des Departements von Paris, welche verlangte, daß die Leiche Mirabeau's im Pantheon beigesetzt werde, und verherrlichte den berühmten Mann, der in den kritischen Augenblicken der Revolution dem Despotismus mit höchster Kraft entgegengetreten sei.

Gleichwol ist es außer Zweifel, daß bei längerm Leben Mirabeau's Robespierre gegen ihn in die äußerste Opposition gerathen wäre. Das lag in den Charakteren, in den Ueberzeugungen. Kein größerer Gegensatz als derjenige zwischen dem durchgreifend kühnen Marquis und dem schüchternen Advocaten; jener durch den vollen Einsatz einer imposanten Persönlichkeit wirkend, dieser nur, indem er die Sprödigkeit seines scheuen Naturells überwand und die unholden Seiten seines Wesens vergessen ließ. Der blatternarbige Titane Mirabeau mit dem sieghaften Blick des großen Auges und der Donnerstimme, und der unscheinbare Schwächling Robespierre mit seinen leichten nervösen Zuckungen, seinen zwinkernden Augen, seiner scharf gellenden Stimme — was hatten sie gemein als eine Häßlichkeit, welche bei jenem mehr ins Groteske, bei diesem mehr ins Bizarre spielte? Beide waren Publicisten gewesen und hatten gegen den Absolutismus geschrieben; doch Robespierre's Schriften hatten nur ein schwaches Echo in der Provinz erweckt, diejenigen Mirabeau's dem Autor einen europäischen Ruf verschafft. Welche abenteuerliche Vergangenheit aber lag hinter Mirabeau, dem Aristokraten, der mit dem Adel seiner Väter gebrochen hatte, in die verschiedensten Kerker geworfen worden war und einen Liebesroman gespielt hatte, dessen glühende Leidenschaftlichkeit in den zum Abdruck gekommenen Briefen noch auf späte Leser einen

Digitized by Google

zündenden Eindruck macht? Freilich, wie er nur mit dem Bruch der Ehe ein so stürmisches Glück erkaufen konnte, so ist er auch diesem später nicht treu geblieben und hat in neuen Verhältnissen Befriedigung für die Glut der Sinnlichkeit und der Empfindung gesucht. Von Hause aus ging die Zerrüttung seiner finanziellen Lage Hand in Hand mit diesem romantisch wüsten Lebenswandel. Mirabeau war ein Vertreter des genialen Lasters, und ihm gegenüber vertrat Robespierre die bürgerliche Tugend, die antike Sittenreinheit, Redlichkeit und Unbestechlichkeit. Wie zerrüttet waren alle Familienverhältnisse Mirabeau's, der in erbitterter Feindschaft mit seinem Vater, mit seiner Gattin lebte! Wie bewährte sich Robespierre's Familiensinn, der für die Seinen sorgte, nur ein Drittheil seiner Diäten als Abgeordneter für sich verwandte, die zwei andern Drittheile seiner Familie als Unterstützung zusendete! Der Unterschied in den politischen Grundsätzen konnte in jener ersten Epoche der Revolution nicht so zur Geltung kommen. Dennoch mußte schon damals Robespierre den mit dem Gelde des Hofs erkauften Mirabeau für einen Verräther halten, da er gewiß nicht so nachsichtig über diese Thatsache dachte wie die deutschen Historiker, deren Held Mirabeau ist, weil er für den Aufbau einer Constitution thätig war, die ihren eigenen Idealen entspricht. Freilich ist Mirabeau durch die Geldgeschenke des Hofs nicht seinen Ueberzeugungen abtrünnig gemacht worden, aber er ließ sich doch seine Ueberzeugungen bezahlen, ein Makel, von welchem Robespierre niemals befleckt worden ist. Mirabeau ist die glänzende Initiative der Revolution, ausgerüstet mit einer Kühnheit, welche die epigrammatischen Schlagwörter derselben ausstreute. Robespierre, der nicht entfernt das Talent und die Macht der Initiative besaß, vertrat die starre, unbeugsame Consequenz des Princips, die zu der unglaublichen Inconsequenz der Praxis führte, die Herrschaft des Rechts durch den Schrecken, die der Humanität durch die niemals überbotenen Greuel blutbefleckter Tyrannei begründen zu wollen.

Digitized by Google

In die Gesetzgebende Versammlung war Robespierre vermöge seines eigenen Antrags nicht gewählt worden; es waren „neue Menschen", welche die parlamentarischen Kämpfe führten. Unter ihnen ragten die Redner der Gironde besonders hervor. Robespierre blieb aber auch außerhalb der Versammlung ein angesehenes Parteihaupt als Journalist und Clubredner. In diese Zwischenzeit werfen indeß die kommenden Ereignisse ihren Schatten voraus; es bilden sich jene verhängnißvollen Feindschaften, welche die großen Katastrophen des Convents verursachten. Gleichzeitig wird die Herrschaft des Schreckens inaugurirt, nicht durch Robespierre, sondern durch einen neuen Mann der Initiative, den Mirabeau des Volks, Danton. Der 10. August und die Greuel der Septembertage, welche die pariser Atmosphäre mit Blutgeruch schwängerten, fallen in diese Zeit. Nachweisbar ist Robespierre beiden Ereignissen fern geblieben; die Steigerung der politischen Leidenschaften und die Gewöhnung an das Schreckliche war nicht sein Werk, noch weniger aber konnte man von ihm erwarten, daß er einer Bewegung entgegentrat, welche sich nach der Richtung hinlenkte, wo seine Ideale lagen.

Robespierre war nach dem Schluß der Constituirenden Versammlung nach Arras gereist, wo er mit großem Jubel und Enthusiasmus aufgenommen wurde. Zurückgekehrt nach Paris, theilte er seine Zeit zwischen seiner Thätigkeit als öffentlicher Ankläger bei dem Tribunal von Paris und als Redner des Jakobinerclubs. Schon am 18. Juni 1791 war ihm jene Stelle durch die Wähler von Paris übertragen worden; er gab sie indeß im Mai 1792 wieder auf, da die Heftigkeit seiner Kämpfe gegen die Gironde ihn damals so in Anspruch nahm, daß er diesem politischen Wirken sich ausschließlich hingeben wollte. Auch erschien ihm jenes Amt zu unbedeutend und sagte überdies nicht seinen Neigungen zu.

Bei seinem ersten Erscheinen im Jakobinerclub nach seiner Rückkehr von Arras erhob sich der Präsident, Collot d'Herbois, von seinem Sitze und bot Robespierre den Vorsitz an, was mit Acclamation aufgenommen wurde. Dieser begann mit einer Art von Kriegserklärung gegen den Kaiser Leopold und die Kurfürsten

Digitized by Google

von Köln, Mainz und Trier, welche die Emigranten beschützten. In dieser ersten Rede zeichnete sich schon die damalige Situation ab, welche durch die Constellation eines Kriegs mit dem Auslande bestimmt wurde. Die ersten herausfordernden Worte waren indeß für Robespierre's Verhalten in dieser wichtigen Frage nicht bezeichnend; bald genug trat er der Kriegspartei entgegen. Persönliche Antipathien und politische Gründe wirkten dabei in gleicher Weise mit. Robespierre hatte gegen alles Militärische eine verständliche Abneigung; sein demokratischer Instinct sträubte sich gegen das Gesetz der Subordination, welches für den Bestand jeder Armee unerläßlich ist, gegen die militärische Hierarchie, welche dem Ideal der Gleichheit widerspricht. In der Studirstube aufgewachsen, niemals in der Bewährung körperlicher Kraft geübt, von nervöser Constitution, besaß er nicht den physischen Muth, in welchem die Bürgschaft des Siegs für den Soldaten liegt. Er war ihm weder angeboren, noch durch Uebung angeeignet; er mochte gering von demselben denken und mit dem Hochmuth des Gelehrten diese soldatische Bravour verachten. Gleichwol war er nicht blind gegen den Zauber kriegerischen Ruhms. Doch die Geschichte des Alterthums lehrte ihm die Gefahren, mit welchen siegreiche Feldherren die Verfassungen der Staaten bedrohen; er fürchtete den Krieg als etwas Unberechenbares, das alle seine Cirkel stören konnte. Sieg und Niederlage schien ihm gleich bedrohlich für seine Ideale; er fürchtete Lafayette und ahnte Napoleon.

Die Abgeordneten der Gironde und die Gleichgesinnten, welche in der neuen Versammlung theils durch ihre oratorischen Talente, theils durch das hinreißende Feuer der Begeisterung, mit welchem sie für ihre Anschauungen eintraten, eine führende Stellung behaupteten, waren es, welche am heftigsten das Kriegsfeuer in dem französischen Volke nährten. Isnard in der Versammlung, der vielgeschäftige Brissot und der feurige Guadet bei den Jakobinern waren die Vorkämpfer der Kriegspartei, welche in einem siegreichen Kriege — und an einen Krieg mit anderm Ausgang zu glauben, lag zu keiner Zeit in der Sinnes-

Digitized by Google

weise der Franzosen — das geeignete Mittel zur Ausbreitung der revolutionären Propaganda über ganz Europa sahen. Robespierre hielt diesen Kriegslärm für verfrüht; er bewies, daß es ihm keineswegs darum zu thun sei, um jeden Preis Popularität zu erlangen, denn er setzte die seinige auf das Spiel, indem er zur Zeit höchster Erregung sich dem Strom der öffentlichen Meinung entgegenstellte. Doch nicht blos ein argwöhnisches Gemüth, auch der vorsichtige Sinn des Volksmannes durfte zu damaliger Zeit in einem Kriege eine bedenkliche Bedrohung der innern Entwickelung der französischen Zustände sehen. Die auswärtigen Mächte waren keineswegs einig, noch weniger kriegerisch, am wenigsten Kaiser Leopold; die Bedrohung durch die Emigranten, die sich unter dem Schutze des Kurfürsten von Trier an der Grenze sammelten, brauchte zunächst nicht hoch angeschlagen zu werden; gleichwol wurde sie von der herausfordernden Kriegspolitik der Girondisten als Ausgangspunkt benutzt. Die Gironde vermochte aber erst durchzudringen, als sich Lafayette selbst, der von der Hof- wie von der Volkspartei gleichmäßig beiseitegeschoben war, für den Krieg erklärte, um durch die errungenen Lorbern wieder der einflußreichste Mann Frankreichs zu werden. Lafayette aber beherrschte die rechte Seite der Versammlung. In dem Grafen Narbonne, einem freisinnigen Adelichen, der vor der Demagogie nicht zurückschreckte, sondern dieselbe als einen gegebenen Factor der politischen Lage mit in den Kauf nahm, mit dem man rechnen müsse und mit dem sich rechnen lasse, fand man den Kriegsminister, der auf diese Pläne einging und die Heeresbereitschaft in Angriff nahm, um den Drohungen gegen das Ausland den erforderlichen Nachdruck zu geben. Der leichtlebige Politiker glaubte, daß durch ein starkes Heer auch die Macht des Königthums sich verstärken und daß man gleichzeitig dann über die äußern und innern Feinde den Sieg davontragen werde. Doch ihm fehlte theils die eigene Energie, theils die Unterstützung von seiten des Königs, um seine Pläne auszuführen. Gleichwol war er der einzige geniale Minister, den Ludwig XVI. besaß, und der Vorläufer jener gefeierten Staatsmänner des 19. Jahrhunderts, welche die

Digitized by Google

Freiheitsbewegungen für ihre politischen Zwecke auszubeuten verstanden.

Robespierre durchschaute die Absichten Narbonne's; er war nicht in die Geheimnisse der Cabinetspolitik eingeweiht, doch die Consequenzen seines Systems versagten ihm nicht, wenn er sie auf die politische Lage anwendete; er hatte den Instinct des Volksmannes, welcher der damaligen Volkspartei abhanden gekommen war, und sein oft fehlgreifendes Mistrauen traf hier das Rechte. Am 29. November 1791 hatte die Gesetzgebende Versammlung infolge einer feurigen Rede Isnard's beschlossen, der König möge die Kurfürsten zur Auflösung des Emigrantenheeres auffordern und die nöthigen Streitkräfte an den Grenzen versammeln, um dieser Forderung Nachdruck zu geben, und am 14. December verkündete der König, der insgeheim inzwischen mit den Höfen correspondirte und sein Heil von der Zusammenkunft eines europäischen Congresses erwartete, er habe den Beschluß der Versammlung ausgeführt.

Mitten in diese Decembertage, in den Kriegsjubel aller Parteien fallen die Reden Robespierre's gegen den Krieg; mehr als jemals erschien er damals auch den Gleichgesinnten als ein unheimlicher und unbequemer Warner; doch starrsinnig behauptete er die einmal eingenommene Stellung auch den heftigsten Angriffen gegenüber, und sein Einfluß war bedeutend genug, um wenn auch widerwillige Beachtung zu finden. Die Reden gegen den Krieg, die Robespierre im Jakobinerclub gehalten hat, sind vielleicht die glänzendsten Proben seiner sonst einförmigen Beredsamkeit. Sie sind von einer unerbittlichen Logik, ebenso wie an geeigneter Stelle von machtvollem Pathos, und wenn sich Robespierre nach antiken Mustern gebildet hat, so ist er einem Cicero und Demosthenes niemals näher gekommen. Er fragt zunächst, von wem dieser Krieg ausgehe? Ist er nicht den Emigranten des Hofes genehm? „Alle Trompeten der Aristokratie und der Regierung geben zu gleicher Zeit das Signal zu demselben. Ist es gleichgültig für das Wohl des Staates, ob ein Krieg aus Liebe zur Freiheit oder im Geiste des Despotismus unternommen wird?“ Die Redner der Gironde hatten das Muster des nordamerikanischen

Digitized by Google

Kriegs vorgeführt: Robespierre zeigt, wie wenig passend dasselbe sei; sie hatten die bewaffnete Propaganda der Revolution in Aussicht gestellt: Robespierre erwidert mit großer Kühle: „Der ausschweifendste Gedanke, der im Kopfe eines Politikers entstehen kann, ist es, zu glauben, daß ein Volk nur mit bewaffneter Macht in das Land eines andern Volks einzufallen brauche, um seine Gesetze und seine Verfassung alsbald dort einzuführen. Niemand liebt die bewaffneten Missionare, und der erste Rath, den die Natur und die Klugheit ertheilen, ist, sie als Feinde zurückzuweisen. Ein solcher Einfall würde weit eher den Gedanken an unsere Brandstiftungen im Palatinat und an unsere letzten Kriege erwecken, als constitutionelle Ideen zum Siege führen, weil die Masse des Volks in diesen Gegenden weit besser jene Thatsachen kennt, als unsere Verfassung. Die Berichte kundiger Männer stellen alles in Abrede, was man uns von der Wärme erzählt, mit der sie sich nach unserer Verfassung und unsern Heeren sehnen sollen. Ehe sich die Wirkungen unserer Revolution bei den fremden Völkern bemerkbar machen, muß sie selbst erst befestigt sein." Weiterhin erklärt er, keineswegs auf die süße Hoffnung verzichten zu wollen, daß die Revolution später auf das Schicksal der Erde Einfluß gewinnen werde, sogar noch früher als es im Augenblick den Anschein habe. „Laßt ab", ruft er aus, „von diesen trügerischen Declamationen; stellt uns nicht das rührende Bild des Glückes hin, um uns in wirkliches Uebel zu verlocken; gebt uns weniger anziehende Beschreibungen und mehr weise Rathschläge." Von der Handvoll Emigranten, die sich an den französischen Grenzen sammle, spricht Robespierre mit Geringschätzung; das wahre Koblenz sei in Frankreich selbst, hier sei der Herd, der Mittelpunkt der großen Verschwörung gegen die Freiheit. Der eigentliche Kernpunkt seiner Rede liegt aber in den Befürchtungen, daß die Kriegszucht den Freiheitsgeist unterdrücken könne. Die Ehre des französischen Namens erkennt er als kein vollgültiges Motiv des Krieges an. „Großmuth, Weisheit, Freiheit, Glück, Tugend, das ist unsere Ehre! Diejenige, die *ihr* wieder aufwecken wollt, das ist die Ehre des Despotismus, die Ehre der Aristokratie und aller Tyrannen, die

Digitized by Google

Ehre des Verbrechens; das ist ein seltsames Wesen, aus irgendeiner ungeheuerlichen Vereinigung von Laster und Tugend erzeugt, aber sich dem erstern gesellend, um seine Mutter umzubringen. Diese Ehre ist verbannt von dem Boden der Freiheit; möge sie jenseit des Rheins ein Asyl suchen in dem Herzen oder in dem Kopfe der Prinzen und Ritter von Koblenz!"

Diese Declamationen athmen den philosophischen Geist des 18. Jahrhunderts; man wird durch dieselben nicht blos an Rousseau erinnert, auch an Kant, welcher in seiner „Abhandlung zum ewigen Frieden" sich in ähnlicher Weise ausspricht. Robespierre sah aber überdies in dem Krieg ein Mittel, das Volk seinen wahren Interessen abwendig zu machen. „Während eines äußern Kriegs wird das Volk durch die militärischen Ereignisse von den politischen Berathungen abgelenkt, welche sich um die wesentlichen Grundlagen seiner Freiheit drehen, und schenkt eine minder ernste Beachtung den dumpfen Wühlereien untergrabender Intriguanten und der Executive, die sie erschüttert, sowie der Verderbniß der Vertreter, die sie nicht vertheidigen. Diese Politik war zu allen Zeiten bekannt. Wenn das römische Volk seine Rechte gegen die Anmaßungen des Senats und der Patricier geltend machte, erklärte der Senat den Krieg, und das Volk, seine Rechte und Beleidigungen vergessend, beschäftigte sich nur mit dem Kriege, ließ dem Senat seine Herrschaft und bereitete den Patriciern neue Triumphe. Der Krieg ist gut für die Offiziere, für die Ehrgeizigen, für die Speculanten; er ist gut für die Minister, deren Verhandlungen er mit einem dichtern und fast geheiligten Schleier bedeckt; er ist gut für die Executivgewalt, deren Ansehen, Volksthümlichkeit und Einfluß er vermehrt; er ist gut für die Vereinigung des Adels, der Intriguanten und Gemäßigten, welche Frankreich regieren. Diese Faction kann ihre Mitglieder und Helden an die Spitze der Armeen stellen; der Hof kann die Kräfte des Staats Männern anvertrauen, die ihm gelegentlich um so erfolgreicher dienen werden, als man ihnen eine Art von patriotischem Ruf verschafft hat; sie werden die Herzen und das Vertrauen der Soldaten gewinnen, um sie fester an die Sache des Königthums anzuschließen. Das

Digitized by Google

ist die einzige Art der Verführung, die ich für die Soldaten fürchte, keineswegs die offene und freiwillige Desertion von der Volkssache, über welche man mich beruhigen will. Mancher, welcher mit Abscheu den Gedanken zurückwiese, das Vaterland zu verrathen, läßt sich durch geschickte Führer dazu bringen, das Schwert gegen seine besten Mitbürger zu ziehen; das heimtückische Stichwort «Republikaner» oder «Parteisüchtiger», erfunden von den heuchlerischen Feinden der Verfassung, kann die getäuschte Unwissenheit gegen die Sache des Volks ins Feld führen. Die Vernichtung der patriotischen Partei ist das große Ziel aller ihrer Complote; was würde nach solcher Vernichtung übrigbleiben als die Knechtschaft? Nicht eine Gegenrevolution fürchte ich, nur die Fortschritte der falschen Principien des Götzendienstes und das Verschwinden volksthümlicher Gesinnung. Oder ist das etwa nur ein geringer Vortheil für den Hof und die Partei, von der ich spreche, daß sie die Soldaten ins Lager führt, in Armeecorps eintheilt, sie von den Bürgern absondert, um unmerklich, unter den gewichtigen Namen der Kriegszucht und des Kriegsruhms, den Geist des blinden und unbedingten Gehorsams, den alten militärischen Geist an die Stelle der Liebe zur Freiheit und der volksthümlichen Gesinnungen zu setzen, welche durch ihren Verkehr mit dem Volke genährt wurden?"

Hiermit sprach Robespierre mit dem genialen Instinct seines unverwüstlichen Mistrauens den Kern seiner Abneigung gegen den Krieg aus; die obersten Militärgerichte, die militärischen Ausnahmezustände, die Gewalt über Tod und Leben, mit der die Generale bekleidet wurden: das alles widersprach aufs äußerste seinen demokratischen Grundsätzen. Seine erste Rede machte Eindruck; der Club sprach den Wunsch aus, Robespierre möge in einer zweiten Rede mit diesen Auseinandersetzungen fortfahren. Hier gab er seinem Gemälde der Lage Frankreichs lebhaftere Farben; er nannte sie mit Namen, die Narbonne, die Lafayette, unter deren Auspicien dieser Krieg geführt werden sollte; er klagte die Versammlung an wegen ihres Einverständnisses mit dem Hofe und schloß mit einer seiner begeistertsten Anreden an die Nachwelt, an das künftige Geschlecht, in welcher

Digitized by Google

er seine hold lächelnden Abstractionen: „Wahrheit, Freiheit, die zarte und süße Hoffnung der Menschheit, das Wohlwollen gegen die Unglücklichen", mit vollen Händen ausstreute.

Die Girondisten, seine Gegner in diesem Kampfe, führten denselben im Club mit großer Behutsamkeit; sie leiteten ihre Angriffe stets mit begeisterten Lobsprüchen ein. Louvet, der frivole Verfasser des „Faublas", auf der Tribüne einer der Rücksichtslosesten im stürmischen Angriff, erkannte an, daß Robespierre allein die öffentliche Meinung zu einer unentschiedenen mache, daß das Uebermaß des Ruhms ihm vorbehalten sei, daß seine Reden der Nachwelt angehörten; Guadet beschuldigte Robespierre, daß er das Idol des Volks sei, und verlangte, daß er aus Liebe zur Freiheit des Vaterlandes sich selbst dem Gesetz des Ostracismus unterwerfen möge; denn sich dem Götzendienst des Volks entziehen, heiße ihm dienen. In seiner Entgegnung sprach Robespierre die schönen Worte aus: „Man kann sein Vaterland verlassen, wenn es glücklich und im Triumphe ist; aber das bedrohte, das zerrissene und unterdrückte flieht man nicht; man rettet es oder stirbt für daſſelbe. Der Himmel, der mir eine für die Freiheit glühende Seele gab und mich unter der Herrschaft der Tyrannen geboren werden ließ, der Himmel, welcher mein Dasein bis zum Regiment der Parteien und der Verbrechen verlängerte, beruft mich vielleicht, mit meinem Blut den Weg zu bezeichnen, der mein Vaterland zum Glück und zur Freiheit führt; mit Entzücken unterwerfe ich mich diesem schönen, ruhmvollen Verhängniß."

So, wie Robespierre in seinen Reden gegen den Krieg sich dem Strom entgegenstellte, so machte er auch seiner Volksthümlichkeit niemals Zugeständnisse, die seinem ernsten Wesen widersprachen. Er lehnte es ab, die rothe Mütze der Jakobiner sich aufzusetzen, und sprach sich entschieden aus gegen alle die äußern Abzeichen, welche auch Aristokraten und Verräther annehmen könnten; die Freunde der Freiheit würden sich an der gleichen Sprache und an dem Zeichen der Vernunft und Tugend erkennen. Es geschah dies in der Sitzung vom 19. März, in welcher Dumouriez, der damals berufen war, das Ministerium des

Digitized by Google

Auswärtigen zu leiten, in dem Jakobinerclub erschien: ein Mann von kühnem, abenteuerlichem Geist, als diplomatischer Sendling in den europäischen Intriguen geschult und, obgleich über funfzig Jahre alt, noch von jugendlichem Ehrgeiz entbrannt. Dumouriez, der nicht lange vorher dem König versprochen hatte, die Jakobiner auszurotten, zögerte nicht, bei seinem Besuch im Club die von Robespierre zurückgewiesene Jakobinermütze sich aufzusetzen. Der letztere gab ihm Umarmung und Bruderkuß. Doch gerade Dumouriez sollte nicht lange darauf die Scheu des Demokraten vor dem Verrath siegreicher Generale rechtfertigen.

Es ist nicht zu verkennen, daß während der Sitzungen der Gesetzgebenden Versammlung, eine Zeit, in welcher die Revolution in Fluß kam mit ihrem Weltkrieg und mit ihren blutigen Greueln, Robespierre etwas in den Schatten zurücktrat. Er zehrte von seinen Verdiensten in der Constituante und hielt seinen Ruf als unbestechlicher Volksmann unversehrt. Die Initiative war bei den Girondisten, welche zweimal das Ministerium bildeten, und bei Danton, der in den Stadtrath und später in das Ministerium trat. Robespierre führte zwar auf der Tribüne der Jakobiner unausgesetzt den Kampf gegen die Girondisten fort; doch war er durch seine Reden gegen den Krieg in eine isolirte Stellung gedrängt, was um so mehr hervortrat, als der Krieg inzwischen durch die europäische Constellation unvermeidlich geworden war. Seit dem Mai 1792 gab Robespierre ein Journal heraus: „Le défenseur de la constitution", ein Journal mit einem höchst conservativen Titel, das aber selbstverständlich keine kritiklose Verherrlichung der damals bestehenden Verfassung war, sondern dieselbe nur gegen die Reaction und den Despotismus schützen sollte. Gleichzeitig setzte sich Robespierre hier gegen die immer heftigern Angriffe der Girondisten zur Wehr. Einen durchgreifenden Einfluß hat er als Journalist nicht ausgeübt; auch ließ er das Blatt nach dem 10. August wieder eingehen. Robespierre war kein Journalist; er besaß weder den maßlosen Cynismus eines Marat und Hébert, noch die geistreiche Beweglichkeit eines Camille Desmoulins. Der Journalismus, wenn er von Tag zu Tag wirken soll, bedarf des prickelnden und

Digitized by Google

stachelnden Elements, oder er muß Sensation machen durch das Unerhörte. Sobald er einförmig und doctrinär erscheint, kann er nur die kühle Achtung eingeschläferter Leser hervorrufen.

Merkwürdig genug, daß gerade in dieser thatenlosesten Epoche Robespierre's häufig von seiner Dictatur die Rede war. Der Sensationsjournalist Marat, in vieler Hinsicht eine Caricatur Robespierre's, indem er dessen systematische Consequenzen ins Maßlose übertrieb oder auf das grellste beleuchtete, suchte einen „Dictator". Der Cyniker, welcher Kleidung und Sitten der Volkshefe angenommen hatte, erschien in dem eleganten Gemach, in welchem der Schüler Rousseau's in der gewohnten saubern und geschmackvollen Tracht, mitten unter den plastischen Bildern, den Oelgemälden und Kupferstichen saß, die sein Selbst vervielfältigten und abspiegelten. Marat, sehr wenig eingenommen von diesem Hauch aristokratischer Kunstbildung, der ihm hier entgegenwehte, hatte eine längere Unterredung mit Robespierre; doch entdeckte er nichts in ihm von dem Großen und Bedeutenden, was er suchte. Der ruhige Mann hatte keine jener gewaltigen Eigenschaften, welche der erhitzten Phantasie des Kellerjournalisten als Ideal vorschwebten, und so verkündete er in seinem Journal, diese Zusammenkunft habe seine Meinung über Robespierre bestätigt: derselbe vereinige mit den Einsichten eines weisen Senators die Unbescholtenheit eines braven Mannes und den Eifer eines wahren Patrioten, aber er besitze weder die großen Anschauungen noch die Verwegenheit eines Staatsmannes.

Auch der jugendliche Girondist Barbaroux erschien bei Robespierre; das Gespräch kam auf die Nothwendigkeit einer Dictatur. Barbaroux wollte ebenso wenig von einem Dictator wie von einem König wissen. Bei dem Herausgehen suchte sich einer von Robespierre's Freunden, Panis, mit dem feurigen Marseiller zu verständigen, indem er ihm sagte, es handle sich nur um eine vorübergehende Dictatur, und Robespierre wäre der einzige, dem man sie geben könne. Aus solchen Aeußerungen gingen später die heftigsten Angriffe im Convent hervor. Er selbst hatte damals nicht den Ehrgeiz, die Rolle zu übernehmen, welche seine Anhänger ihm anvertrauen wollten. Zu einem Dictator gehört die

Digitized by Google

imposante Energie eines Mirabeau und Danton, oder das Schwert eines Cromwell und Napoleon. Der Ehrgeiz Robespierre's ging nicht darüber hinaus, auf der Tribüne und in der Volksgunst der Erste zu sein, und es bedurfte der außerordentlichen Verhältnisse der Conventszeit, um ihn mit einer Machtfülle zu bekleiden, welche das Wesen der Dictatur ohne jeden äußern Schein derselben umfaßte.

Für die Beurtheilung seines Charakters ist es von Wichtigkeit, zu untersuchen, ob er bei den aufständischen Bewegungen des 20. Juni, des 10. August und besonders bei den Septembergreueln betheiligt war. Daß diese Betheiligung keine hervortretende gewesen sei, geben auch seine Gegner zu; aber er soll nach ihrer Ansicht hinter den Coulissen mit zu den Leitern der Bewegung gehört haben. Gerade bei einem Manne, den man später für die ganze Revolution verantwortlich machte, ist die Geneigtheit begreiflich, ihn bei den hervorragenden Ereignissen des Jahres 1792 nicht fehlen zu lassen. Gleichwol darf man von Hause aus gegen derartige Angaben mistrauisch sein. Insurrectionelle Bewegungen, bei denen die Kanonen eine Rolle spielten, waren nicht nach seinem Geschmack, und seine Unfähigkeit, solche Bewegungen zu organisiren und thatkräftig in sie einzugreifen, war die Hauptursache seines Sturzes am 9. Thermidor. Robespierre war ein Revolutionär der Tribüne. Auch Massenschlächtereien widersprachen seinem juristischen Gewissen. Wenn er später eine blutige Tyrannei ausübte, so geschah es durch die Revolutionstribunale unter juristischen, wenn auch sehr abgekürzten Formen. Die eigentliche Blutschuld des Tuileriensturmes und der Gefängnißmorde fällt auf Danton. Dieser hatte, obwol persönlich nicht blutdürstig, doch die gewissenlose Energie, die Leidenschaften der Volksmassen zu entfesseln, um sie als Hebel großer politischer Actionen zu benutzen.

Robespierre's Betheiligung an dem Volksaufstand am 20. Juni, der zu einer Invasion der Tuilerien führte, zu einer Demüthigung des Königthums vor der Souveränetät der Massen, wird von niemand behauptet.

Während am 10. August Danton zu den Leitern des Auf-

Digitized by Google

standes gehörte, war Robespierre an diesem Tage nirgends zu sehen. Diese Revolte war an sich nicht bedeutender als der berliner Märzaufstand und hatte mit demselben auch die Aehnlichkeit, daß der Befehl des Königs, die Truppen zurückzuziehen, ihr den Sieg verschaffte. Doch ihre Consequenzen waren ein Druck auf die Versammlung, der bald darauf ihre Auflösung, die Wahlen zum Nationalconvent und den Sturz des Königthums bewirkte. Diese Consequenzen wurden von Robespierre acceptirt, obgleich er dasselbe Ziel auf parlamentarischem Wege hatte erreichen wollen. Es ist charakteristisch für ihn, daß er zunächst in dem Triumphe des Volks nur den Sieg seiner politischen Doctrin von dem allgemeinen Stimmrecht erblickt. In der letzten Nummer seines Journals beglückwünschte er das Volk wegen seiner glücklichen Initiative, und die Versammlung deshalb, daß sie bei dem Donner der Kanonen, welche die alte Monarchie zerstörten, den ungerechtfertigten Unterschied aufgehoben habe, den die frühere Versammlung zwischen activen und nichtactiven Bürgern gemacht. In den neuen revolutionären Stadtrath von seiner Section, derjenigen des Platzes Vendôme, gewählt, erschien er am 14. August an der Spitze dieser Section in der Versammlung, um sie zu ersuchen, daß sie an Stelle der Statue Ludwig's XIV. auf der Place Vendôme ein Monument zu Ehren der im Freiheitskampfe gefallenen Krieger errichte. Tags darauf trat er wieder vor die Barre des Convents, um im Namen der Commune den Antrag zu stellen, sie möge Maßregeln zu einer raschen und sichern Bestrafung der Schuldigen ergreifen, da durch die bisherigen Anordnungen die einflußreichsten derselben der Hand der Gerechtigkeit sich entzögen. Diese Anklage war besonders gegen Lafayette gerichtet; in dem Antrag selbst aber lag der erste Keim der künftigen Revolutionstribunale. Die Versammlung sträubte sich lange gegen die Errichtung eines Ausnahmegerichts; doch da man wiederum mit der Sturmglocke drohte, so gab sie endlich nach und begründete das aus Wahlen hervorgehende und in letzter Instanz entscheidende Tribunal des 17. August, bestimmt, die Verbrechen vom 10. August und andere darauf bezügliche Verbrechen und Umstände zu richten.

Digitized by Google

Robespierre wurde zum Präsidenten dieses Tribunals erwählt; doch er lehnte die Wahl ab, weil er seine ganze Thätigkeit der Commune widmen wollte.

Am entschiedensten treten die Behauptungen auf, welche Robespierre zum Mitschuldigen der Septembermorde machen. Einmal ist man jetzt geneigt, dieselben nicht auf die Erhitzung des Volks infolge der vom Kriegsschauplatze eingelaufenen Nachrichten zu schieben, sondern sie für ein blutiges Wahlmanöver zu erklären, um durch den Schrecken demokratische Wahlen zum Convent zu erzwingen. Man gibt ihnen also eine politische Bedeutung, die auch für Robespierre's Tendenzen ins Gewicht fallen müßte. Dann aber steht die Thatsache fest, daß Robespierre zu dieser Zeit Mitglied der Commune war, der Gemeinderath aber ebenso wenig wie der damalige mächtige Justizminister Danton diesen greuelvollen Acten der Volksjustiz fremd geblieben ist. Eine vorberathende Zusammenkunft Robespierre's, Danton's, Marat's, Billaud's, Mounier's und Tallien's auf dem Stadthause, in welcher diese Ermordungen systematisch beschlossen worden wären, muß, wenn sie gleich von einem Autor wie Prudhomme berichtet wird, zu den Märchen gerechnet werden. Die Reden Robespierre's im Gemeinderath am 1. September sind alle nicht gegen die Aristokraten, die eidscheuen Priester und die andern Gefangenen gerichtet, welche von dem Volke darauf ermordet wurden, sondern gegen die damaligen Machthaber, gegen die Minister, insbesondere gegen Roland und die Gironde. Fortwährend klagte er diese des Verraths an und suchte die Commune zu bestimmen, daß sie diese Vaterlandsverräther verhafte. Da trat Danton dazwischen; man begnügte sich auf seinen Vorschlag mit einer Untersuchung der Papiere Brissot's, die aber nichts ergab. So hatte Robespierre nur die nächsten politischen Ziele im Auge, den Sturz des Ministeriums und seiner Gegenpartei, einen Sturz, zu welchem die Massenmorde der Aristokraten nicht das Geringste beitragen konnten. Robespierre selbst stellt in den „Lettres à ses commettans" jede Betheiligung an den Sitzungen des Stadtraths in diesen Tagen in Abrede. Jedenfalls war seine Thätigkeit damals durch die Wahlagitation so in Anspruch

Digitized by Google

genommen, daß er nur selten auf dem Stadthause erschien und in die geheimen Plane einzelner Mitglieder des Gemeinderaths nicht eingeweiht war. Nach der Mittheilung eines Augenzeugen erfuhr er die Kunde von den Septembermorden mitten in der Wahlbewegung, für die er wirkte, und eilte sogleich zu dem Maire Pétion und zum Justizminister Danton, um diese zu bestimmen, daß sie dem Morden Einhalt thäten. Unbefriedigt durch die ausweichenden Antworten des Ministers, begab er sich auf das Stadthaus und erhielt hier den Auftrag, das Gefängniß des Temple zu beschützen, welches auch in der That von dem Volke verschont wurde. Dies berichten auch die Archive der Stadt Paris. Er selbst erklärte in seiner Vertheidigungsrede gegen Louvet's Angriff am 5. November diejenigen für gewissenlose Verleumder, welche ihm vorwürfen, daß er den geringsten Antheil an den Septembermorden gehabt. „Für die, welche eine so betrügerische Anklage in Verwirrung setzen konnte, will ich noch sagen, daß ich vor der Zeit, wo jene Ereignisse stattfanden, den Rath der Commune nicht besuchte; die Wahlversammlung, deren Mitglied ich war, hatte ihre Sitzungen begonnen; ich erfuhr nur durch Gerüchte, was sich in den Gefängnissen zutrug, und später als der größere Theil meiner Mitbürger, denn ich war gewöhnlich bei mir zu Hause oder dort, wohin mich meine öffentlichen Functionen riefen." Eine solche Erklärung hätte Robespierre nicht geben können, im Convent, in Gegenwart so vieler, welche um jene Ereignisse wußten und bei ihnen betheiligt waren, wenn er irgendwie eine Mitschuld an denselben gehabt hätte. Wichtig aber ist die Frage um solche Mitschuld, weil auf den Charakter des schwer angeschuldigten Volksmannes und auf seine Bedeutung für den blutigen Entwickelungsgang der Revolution durch ihre Entscheidung nach dieser oder jener Seite ein ganz verschiedenes Licht fällt. Mit den Septembermorden trat die Revolution unabwendbar in das Stadium des Schreckens. Doch nicht Robespierre war es, sondern Danton, der sie mit dem Blut von tausend Opfern taufte. Jener acceptirte nur in seiner Doctrin die Lage, die eine grausame Praxis geschaffen hatte. Zwischen den Parteien entbrannte jetzt

Digitized by Google

ein Kampf auf Tod und Leben; es war plötzlich eine furchtbare Erhitzung und Steigerung in das politische Leben gekommen.

Mit dem Zusammentreten des Nationalconvents, dessen Berufung Robespierre als der Erste schon einen Monat vor dem 10. August verlangt hatte, beginnt die bedeutendste Epoche in dem Leben des Revolutionsmannes. Als Sieger in allen Parteikämpfen hielt er eine Zeit lang die Geschicke Frankreichs in seiner Hand, bis der Zusammenbruch seiner Gewalt ihn plötzlich unter den Trümmern begrub.

Robespierre's Name war bei den pariser Wahlen zum Convent zuerst aus der Wahlurne hervorgegangen. Am 21. September 1792 trat der Convent zusammen und erklärte Frankreich für eine Republik. Darin waren die Parteien einig, die Linke, die unter Robespierre's und Danton's Führung sich als „Bergpartei" constituirt hatte, und die Gironde, welche mit den Ministerportefeuilles zugleich noch die oberste Leitung der Regierung in ihren Händen hielt. Sie raffte sich nach den Septembertagen energisch auf, suchte die Souveränetät, die sich der pariser Gemeinderath angemaßt hatte, zu brechen und rief zu ihrem Schutze neue Föderirte herbei, ein anarchisches Heer zum Schutze der legitimen Staatsgewalt. Am wenigsten verzieh sie Robespierre seine Bedrohungen in den Septembertagen, und alsbald eröffnete sie im Convent den Kampf gegen diesen unter der Anklage der Dictatur. Der Girondist Rebecque war der erste Ankläger am 25. September; er wurde lebhaft von Barbaroux unterstützt. Diese Anklage war nur auf ein leeres Gerede, auf jene Aeußerung von Danis begründet und konnte kaum Erfolg haben. Heftiger erneuert wurde sie von dem Feuerkopf Louvet in der stürmischen Sitzung am 29. October; Louvet donnerte zwei Stunden lang gegen die Jakobiner, gegen die Commune, gegen Robespierre und sein Streben nach der Dictatur. Der Angeklagte vertheidigte sich am 5. November; es konnte ihm nicht schwer fallen, Anschuldigungen zu entkräften, die aus der Luft gegriffen waren; denn die moralische Dictatur, deren man ihn beschuldigte, war doch kein Verbrechen, er durfte

Digitized by Google

mit Recht darauf hinweisen, daß er keine Armeen, keinen Schutz, keine Macht besitze, um solche Ansprüche zum Siege zu führen. Aus einem Angeklagten verwandelt er sich in einen Ankläger. Schon zeichnet sich in diesen beiden Reden Robespierre's scharf die politische Situation; schon beschuldigt er das Ministerium Roland und dessen Anhänger föderalistischer Tendenzen, der Verleumdungen gegen die Stadt Paris und ihre Commune, des Strebens, Frankreich zu zerstückeln und durch die bewaffneten Banden aus der Provinz eine militärische Dictatur zu begründen, misliebige Bürger zu richten, den Convent zu unterjochen. Der Kampf zwischen Robespierre und der Gironde zeigte sich schon, trotz einiger versöhnender Schlußworte des Redners, als ein so erbitterter, daß man voraussetzen konnte, der Sieg der einen Partei werde der Untergang der andern sein. Die Unklugheit des leichtfertigen Louvet, der so voreilige Anschuldigungen auf die Tribüne brachte, und des heißblütigen Barbaroux, welcher letztere, als man ihm nicht das Wort vergönnen wollte, an die Barre herabstieg, um als Petitionär seine Anklage vorzubringen, sicherte in dieser Sitzung Robespierre's Erfolg, indem Barbaroux' motivirte Tagesordnung abgelehnt und die einfache Tagesordnung von der Versammlung angenommen wurde.

Die persönlichen Händel und Parteifragen traten indeß zunächst zurück gegen die große Angelegenheit des Convents, den Proceß Ludwig's XVI. Das schwankende Benehmen der Gironde verschaffte diesmal der Gegenpartei ein entscheidendes Uebergewicht; doch auf Robespierre, dessen Hände bisher von Blut rein waren, fiel, als auf den Hauptankläger des Königs, in den Augen Europas zum ersten mal die Blutschuld, die von jetzt ab dauernd an ihm haften sollte. Auffallend war der Widerspruch, der in seiner hartnäckigen Forderung eines schleunigen Todesurtheils über den König lag, wenn man sie mit der Rede verglich, welche Robespierre für Abschaffung der Todesstrafe in der Constituante gehalten hatte. Er selbst war nicht unempfindlich gegen diese Inconsequenz und suchte sich zu rechtfertigen. Auch jetzt noch erklärte er, daß er die durch die Gesetze festgestellte Todesstrafe verabscheue; er fügte hinzu, daß er weder Haß noch Liebe für

Digitized by Google

Ludwig hege; er hasse nur seine Thaten. „Ich habe die Abschaffung der Todesstrafe verlangt, und es ist nicht meine Schuld, wenn die ersten Grundsätze der Vernunft der Constituirenden Versammlung als moralische und politische Ketzereien erschienen. Doch ihr, die ihr nie daran gedacht habt, jene Grundsätze geltend zu machen zu Gunsten der Unglücklichen, deren Verbrechen weniger ihre eigenen sind als diejenigen der Regierung, weshalb erinnert ihr euch jetzt derselben, nur um den größten aller Verbrecher zu retten?"

In der That sprach kein anderer Abgeordneter im Convent mit solcher Unerschütterlichkeit für des Königs Tod. Da durch die Amnestie von 1791 ein großer Theil der Intriguen des Königs und des Hofs, mithin seine hauptsächlichsten Verbrechen der juristischen Klage entrückt waren, so hob der unermüdliche Ankläger hervor, daß es sich hier nicht um einen juristischen Proceß, sondern um ein großes Volksgericht handle. „Die Völker urtheilen nicht wie die Gerichtshöfe; sie fällen keine Sentenzen, sie schleudern den Blitz; sie verdammen nicht die Könige, sie stoßen sie zurück in das Nichts, und solche Gerechtigkeit ist wol ebenso viel werth wie diejenige der Tribünale." Die gleichen Anschauungen vertrat ein junges Conventsmitglied, Saint-Just, der nicht einmal ganz das gesetzmäßige Alter erreicht hatte, als er in den Convent gewählt wurde. Er schloß sich von Haus aus an Robespierre an, denn er war der Mann der unerschrockensten systematischen Consequenzen. Auch war er wie dieser dem cynischen Wesen des Sansculottenthums abhold. Bei der Beurtheilung dieses merkwürdigen Charakters vergißt man in der Regel zu beachten, daß er eigentlich, wie Robespierre's fanatischer Gegner Louvet, als frivoler Schriftsteller aufgetreten war mit leichtfertigen Romanen. Welch ein unglaublicher Contrast gegen das Spartanerthum, das der Conventsredner predigte, gegen die Sittenstrenge, die er für seine Republik verlangte; denn er hat im Manuscript den fertigen Plan eines neuen Staatswesens hinterlassen, das er auf den Grundsätzen eines Lykurg aufzubauen gedachte. Saint-Just hat das Wort ausgesprochen, in welchem neben dem Schrecken auch die Größe der Revolution

Digitized by Google

liegt: „Die Umstände sind nur für diejenigen schwierig, welche vor dem Grabe zurückschrecken.“

Die Girondisten, jene Partei, die in dem Proceß des Königs sich am schärfsten abzeichnete, aber sich gleichzeitig durch halbe Maßregeln und fortwährende Inconsequenzen selbst das Grab grub, suchten den König durch den Appell an die Urversammlungen zu retten. Ein voreiliger Antrag Buzot's am 9. December, welcher dem souveränen Volk in den Urversammlungen das Recht einräumen wollte, seine Vertreter, wenn sie das Vaterland verriethen, aus dem Convent abzuberufen, ein Versuch, den Convent durch Plebiscite zu beherrschen, scheiterte an der Misstimmung der Volksvertreter in solcher Weise, daß Buzot selbst seinen Antrag zurückzog. Als indeß am 27. December die Verhandlungen über den Proceß des Königs von neuem begannen, da bildete die Frage über die Appellation an das Volk ihren Mittelpunkt, und sie bezeichnete die entscheidende Wendung der Bergpartei und ihrer Vertreter zum Terrorismus. Diese Wendung trat in der Rede Robespierre's am 29. December in scharfen Umrissen hervor. Die Demokratie, deren großes Princip die Herrschaft der Majorität ist, begann auf einmal die Minorität zu verherrlichen und deren ewiges Recht. „Die Tugend war stets in Minorität auf Erden“, rief Robespierre aus mit einem volltönenden Gemeinplatz, und wies dann auf Sokrates und Cato, auf Hampden und Sidney hin, welche das Schaffot bestiegen; er protestirte dagegen, daß durch Urversammlungen die ganze Revolution bis auf die Erklärung der Republik wieder in Frage gestellt werde. Gewiß wäre das von der Gironde leichtfertig vorgeschlagene Rettungsmittel für den König weit über das nächste Ziel hinausgegangen und hätte den Bürgerkrieg in Frankreich entfesselt, aber ebenso sicher war es, daß die Tugend der „Minorität“, wenn sie zur Herrschaft gelangte, nur durch den Schrecken herrschen konnte. So war der Proceß des Königs der verhängnißvolle Ausgangspunkt für die Schreckensherrschaft, wie sich auch der Kampf der Gironde und des Berges unmittelbar an ihm entzündete. Der Robespierre des Convents, welcher in so eintöniger und mistöniger Weise das Leichenlied

Digitized by Google

für Louis Capet krächzte, hörte auf, jener Vertreter der Principien der Humanität zu sein, als welcher er in der Constituirenden Versammlung sich Bürgerkronen erworben hatte. Der später entbrannte Bürgerkrieg in der Vendée, der Krieg gegen das Ausland, der immer mehr zum Krieg gegen eine große europäische Allianz wurde, hatten diejenigen Seiten seines Wesens herausgebildet, die an der Grenze der fixen Idee standen. Das ihm angeborene Mistrauen wurde zu der Manie, überall Feinde und Verräther zu sehen. Schon dem König gegenüber glaubte er sich in einem Zustande der Nothwehr zu befinden, welcher den schleppenden Proceßgang nicht duldet, sondern ein rasches Niederschmettern des Feindes verlangt. Mit den convulsivischen Zuckungen Frankreichs wuchs die convulsivische Angst, welche mit jener Manie verbunden war. Das Mistrauen Robespierre's in krankhafter Steigerung hatte alle Instincte des Volkes für sich und wurde das böse Gewissen Frankreichs.

Robespierre hatte vergebens dagegen protestirt, daß man dem König Vertheidiger gönne; er hatte jeden Aufschub verworfen, für den Tod sans phrase gestimmt. Die Hinrichtung des Königs erschien ihm und Saint-Just als ein großer politischer Act, als die Besiegelung der neugeschaffenen Republik. Kaum war am 2. Januar das Haupt Ludwig's gefallen, als Stürme von innen und außen Frankreich zu zerrütten drohten. Die Entwerthung der Preise und die Theuerung der Lebensmittel hatte Unruhen in Paris zur Folge; bei diesen sowie bei dem Schlage, welchen untergeordnete Führer der Massen gegen die Gironde vorbereiteten, wahrte Robespierre eine ablehnende Haltung. Danton war inzwischen aus Belgien zurückgekehrt, wo die Lage der Armee eine sehr bedenkliche geworden war. In begeisterten Reden, mit jenem donnernden Schwung, der ihm eigen war, hatte er ganz Frankreich zur Rettung des bedrohten Vaterlandes zu den Waffen gerufen. Die Epoche dieser gewaltigen Bewegung war die Geburtsstätte zweier der folgenreichsten Einrichtungen der Revolution: des Revolutionstribunals und des Wohlfahrtsausschusses.

Danton ging anfangs mit Robespierre Hand in Hand; beide

Digitized by Google

waren einig darin, eine starke Conventsregierung zu verlangen. Die Herrschaft der Volksgewalten außerhalb des Convents war Robespierre nicht genehm; er glaubte mit Recht, daß er nur innerhalb der parlamentarischen Formen in die Geschicke Frankreichs eingreifen könne; wenn der Convent Ausschüsse mit executiver Gewalt einsetzte, so hatte er selbst als eines der einflußreichsten Mitglieder der Versammlung Aussicht auf eine bedeutende und leitende Stellung in denselben. Er unterstützte Danton, indem er am 10. März 1793 dem Verlangen nach einer mehr einheitlichen und starken Staatsgewalt beredten Ausdruck gab. Die erste Folge dieser Reden war die Absendung von 82 Volksvertretern in die Departements, um die Rekrutirung zu beschleunigen, und mehr noch, um die vom Convent angestrebte Dictatur überall zur Geltung zu bringen. Danton suchte auch die Gironde für seinen Plan zu gewinnen; doch mußte jede Verständigung zwischen diesen Deputirten und Robespierre bei dem tief eingewurzelten Haß der Parteien scheitern. Der 26. März war der Geburtstag des Wohlfahrtsausschusses, in welchen 25 Mitglieder gewählt wurden. Die Gironde und die Dantonisten bildeten die Mehrheit dieses Ausschusses. Robespierre selbst war zwar ein Mitglied desselben, doch blieb er anfangs in einer Vereinzelung, die seine Theilnahme an den Verhandlungen sehr lässig machte. Der Ausschuß war eine Aufsichtsbehörde für die Minister, anfangs aber durch mancherlei einschränkende Bestimmungen an der Uebung dictatorischer Macht gehemmt; dieselbe wuchs bereits am 7. April nicht unwesentlich, als im Convent beschlossen wurde, daß die in die Departements gesendeten Deputirten dem Ausschuß regelmäßig Bericht erstatten sollten. Dadurch gewann er eine centrale Bedeutung. Der eigentliche Schöpfer des Wohlfahrtsausschusses war Danton, der überhaupt berufen schien, die Energie aller revolutionären Mächte zu entfesseln.

Die Vaterschaft des Revolutionstribunals dagegen ist man sehr geneigt gewesen, Robespierre zuzuschreiben, der in der That als wärmster Anwalt desselben aufgetreten ist und vermöge seines ganzen Naturells für eine derartige juristische Maschinerie, welche

Digitized by Google

den wirklichen Verrath und auch den vermeintlichen, ein Kind des Argwohns und der Furcht, in ihrem unaufhörlich spielenden Räderwerk zerriebe, ein leidenschaftliches Interesse haben mußte. Gleichwol ist die Initiative zu der Errichtung des Tribunals nicht von ihm ausgegangen. Die Deputirten Saint-André und David, die sich als Commissare in die Section des Pantheons begeben hatten, waren von dort zurückgekehrt, indem sie dem Convent von der Opferwilligkeit derselben berichteten, für das Vaterland zu den Waffen zu greifen und ins Feld zu rücken, zugleich aber von ihrem Verlangen, es möge ein Tribunal eingerichtet werden, um die Contrerevolutionärs und die Störer des öffentlichen Friedens zu bestrafen. Carrier, der durch sein Wüthen in Nantes später so berüchtigt geworden, unterstützte dies Begehren mit Eifer. Vergebens wehrten sich die Girondisten, besonders Guadet und auch Lanjuinais dagegen, indem sie wohl einsahen, welche Waffe sie damit ihren Feinden in die Hand geben würden. Da erschien im Namen des pariser Stadtraths Chaumette an der Barre des Convents mit dem gleichen Begehr. Der Vorschlag, den Robert Lindet über die Einrichtung des Tribunals machte, wurde als zu tyrannisch nicht blos von Vergniaud, sondern auch von Barère verworfen. Cambacérès erklärte indeß, daß der Convent sich nicht trennen dürfe, bis dies Tribunal vollständig eingesetzt sei. Erst bei der Debatte über die Grundzüge desselben betheiligte sich Robespierre; er wies darauf hin, daß es wichtig sei, zu bestimmen, was unter dem Namen „Verschwörer" zu verstehen sei; sonst würden die besten Bürger Gefahr laufen, die Opfer eines Tribunals zu werden, welches geschaffen ist, um sie gegen die Intriguen der Gegenrevolution zu schützen, und er formulirte einen Artikel, der auch in die Grundzüge der Organisation des Tribunals mit aufgenommen wurde: „Das Gesetz verbietet bei Todesstrafe jedes Attentat gegen die allgemeine Sicherheit des Staates, die Freiheit, Gleichheit, Einheit und Untheilbarkeit der Republik." Auch alle Complote auf Wiederherstellung des Königthums wurden auf Robespierre's Antrag als zur Competenz des Revolutionstribunals gehörig mit in das Gesetz aufgenommen.

Digitized by Google

Die Zahl der Richter war auf fünf, die der Geschworenen auf zwölf festgesetzt worden, doch sollten Richter und Geschworene von dem Convent ernannt werden. Weder Danton, der mit seiner Donnerstimme sich für außerordentliche Maßregeln in Zeiten der Gefahr erklärte, noch Robespierre sind, wie es oft geschieht, als die eigentlichen Gründer des Revolutionstribunals zu betrachten. Es wurde geschaffen durch den Volksinstinct in dem Augenblick höchster Aufregung über den Sieg der Feinde. Die Sectionäre des Pantheon sprachen es in naiver Weise aus: man wollte, wenn man in den Krieg zog, gegen die Feinde im Innern, die man hinter sich zurückließ, geschützt sein. Wie jetzt militärische Befehlshaber in Zeiten der Kriegsgefahr den Belagerungszustand über zweifelhafte Städte und Provinzen verhängen: so setzte der französische Convent das Revolutionstribunal im Augenblick furchtbarster Bedrohung von außen und innen ein, um sich seiner Feinde rascher entledigen zu können.

Der Verrath und Abfall Dumouriez' bewiesen, daß die Volkshäupter in Paris allen Grund hatten, sich gegen die Intriguen des Auslandes und die Bundesgenossen desselben in den eigenen Reihen zu waffnen. Robespierre hatte Dumouriez noch kurz vorher vertheidigt — ein Beweis seiner Unparteilichkeit, da der General zur Partei seiner Gegner gehörte. Nach dem Verrath desselben trat er um so entschiedener als Ankläger dieser Partei auf; er erklärte am 3. April seinen Austritt aus dem Wohlfahrtsausschusse, der damals noch den Namen eines Ausschusses der allgemeinen Vertheidigung führte. Er wolle nicht mit denen berathen, welche die Sprache von Dumouriez gesprochen und wie dieser den freiheitliebenden Theil der Versammlung verdächtigt haben. „Wenn es mir auch nicht beschieden ist", rief er aus, „die Freiheit zu retten, so will ich wenigstens nicht der Mitschuldige derjenigen sein, welche sie zu Grunde richten wollen; ich will nicht Mitglied eines Ausschusses sein, der mehr einem Staatsrath Dumouriez' ähnlich ist als einem Ausschuß der Nationalversammlung." Er schloß seine Rede mit dem Verlangen, daß alle Mitschuldigen von Dumouriez,

Digitized by Google

besonders Brissot, der sich an diesem Tage energielos genug vertheidigt hatte, in Anklagestand versetzt würden.

So entzündete der Verrath des Generals den heftigsten Parteikampf, der zum Untergange der Gironde führen sollte. Selten hat eine parlamentarische Partei so große rednerische Talente mit einer so auffallenden Unklugheit vereinigt. Danton, der Mann, der bei großen Krisen die Sturmglocke läutete, war von Dumouriez, zu dem er als Abgesandter des Convents gereist war, zurückgekehrt mit voller Geneigtheit, sich der Gironde anzuschließen. Ihm waren überhaupt die Parteihändel zuwider geworden. Stets ein Politiker im großen Stil, sah er die Rettung für Frankreich jetzt im einheitlichen Aufgebot aller Kräfte. Er war kein verächtlicher Bundesgenosse. Obgleich nicht mehr so fest in der Gunst der Menge wurzelnd wie früher, besaß er in der imposanten Wucht seines Wesens stets die Mittel, stürmische Sympathien wachzurufen. Doch die Girondisten erklärten Danton den Krieg; sie klagten ihn an als einen Mitschuldigen Dumouriez', Vergniaud am 10. April noch mit vorsichtiger Zurückhaltung, Guadet am 12. mit rücksichtsloser Heftigkeit. So beraubten sie sich eines höchst einflußreichen Bundesgenossen, der mit Robespierre vereint von jetzt ab gegen sie ankämpfte.

In diesem Kampfe zeigte der letztere eine Zähigkeit und Verbitterung, die sich nur auf die maßlosen Angriffe eines Louvet und Barbaroux und der Gleichgesinnten zurückführen läßt. Seine Ueberzeugung, daß die Girondisten Verräther seien, welche durch ihren Einfluß in den Provinzen und Provinzialhauptstädten den einheitlichen Gang der Freiheitsbewegung brechen wollten, kam hinzu. Eifersucht auf die rednerischen Talente ihrer Führer und auf die Macht, die sie in Händen hatten, da von ihnen hauptsächlich das Ministerium gebildet wurde, welches bei den damals noch schüchternen Anfängen des Wohlfahrtsausschusses die Executive der Republik vertrat, trugen dazu bei, seinem verdüsterten Gemüth stets neue Anspornung zu heftigen Angriffen auf diese Partei zu geben. Daß er selbst an das Gewebe des Verraths glaubte, welches er in der großen Rede am 10. April

Digitized by Google

enthüllte, indem er mit der Kunst eines schwarzsehenden Mistrauens Faden an Faden reihte, ist wol zweifellos. Nie war seine Beredsamkeit glücklicher, als wenn er so ganz dem Zuge seines Naturells folgen konnte. Er war der geborene Ankläger, der Staatsprocurator der Revolution, und als er alle Parteien, eine nach der andern, angeklagt und vernichtet hatte: da, im Besitz der höchsten Macht, erlahmte seine Kraft und er wurde selbst das Opfer seiner Gegner.

Daß die Schwankungen im Benehmen der Girondisten der Anklage Robespierre's, welche sich durch musterhafte Gruppirung der Thatsachen auszeichnete, auch ein thatsächliches Gewicht gaben, ist unverkennbar; man denke nur an den beredtesten Vorkämpfer dieser Partei, Vergniaud, welcher nach einer glänzenden Rede zu Gunsten des Königs für den Tod desselben stimmte. Aehnlich war das Verhalten der Partei in allen brennenden Fragen: stürmische, oft voreilige Anläufe, ein Parteifanatismus, der noch mehr als derjenige der Gegner der allgemeinen Interessen vergaß. Robespierre hatte die patriotischen Instincte der Massen für sich; das Streben der Gironde, Bordeaux und Lyon gegen Paris zu waffnen, mußte in einer Zeit, in welcher die Bedrohung durch die feindlichen Heere, der Abfall der Generale, der Aufstand in der Vendée Frankreich in die äußerste Gefahr gestürzt hatten, als eine Vermehrung derselben durch den Bürgerkrieg erscheinen. So sah es auch das Volk von Paris an; eine Section nach der andern erschien an der Barre des Convents mit dem Verlangen, die Abgeordneten der Gironde in Anklagezustand zu versetzen. Robespierre machte sich zum Anwalt der pariser Wünsche. „Eine mächtige Partei", rief er aus, „verschwört sich mit den Tyrannen Europas, um uns einen König mit einer Art von aristokratischer Constitution zu geben: sie hofft uns durch die Gewalt der fremden Waffen und der innern Unruhen zur Annahme derselben zu zwingen." Er wirft den Girondisten vor, gegen die Revolution vom 10. August sowol vorher wie nachher intriguirt, den Proceß des Tyrannen verzögert, seine Rettung auf Schleichwegen versucht zu haben; er macht sie verantwortlich für den Abfall der Generale und

Digitized by Google

verlangt, daß die Familie des Herzogs von Orleans und alle, die ihr nahe stehen, als betheiligt bei dem Verrath von Dumouriez vor das Revolutionstribunal geschleppt werden sollen, ebenso alle andern Mitschuldigen. „Was die Deputirten Guadet, Gensonné, Vergniaud und ihre Genossen betrifft", schloß er mit boshafter Ironie, „so wäre es ein Frevel, so ehrliche Leute anzuklagen, und da ich in Bezug auf sie meine Ohnmacht fühle, so verlasse ich mich auf die Weisheit der Versammlung." Gegenüber dieser sauber ausgearbeiteten und mit großer Kunst durchgeführten Anklage erhob sich Vergniaud mit dem vollen Guß und Fluß seiner schwunghaften Beredsamkeit, um sich mit edler Entrüstung zu vertheidigen. Obschon Guadet den Eindruck dieser glänzenden Rede durch die maßlosen Kriegserklärungen, die er der Linken zuschleuderte, wieder trübte, so war dieselbe doch mächtig genug, daß der Convent sich bestimmen ließ, wegen einer aufrührerischen Adresse der Jakobiner, welche Marat unterzeichnet hatte und in der Versammlung durch ein verwegenes Wort in Schutz nahm, die Verhaftung dieses cynischen Abgeordneten zu beschließen. Robespierre vertheidigte Marat bei den Jakobinern; die Commune von Paris aber organisirte einen massenhaften Petitionssturm; 22 Sectionen von 43 hatten ihre Unterschrift ertheilt; der Maire Pache selbst erschien an der Spitze der Bittsteller im Convent; man verlangte den Ausschluß von 22 Mitgliedern, welche namentlich bezeichnet waren. Während in den nächsten Tagen der Kampf über diese und nachfolgende Petitionen im Convent hin- und herwogte, hatte die Commune von Paris sich in Permanenz erklärt, sich zu einer Centralstelle für ganz Frankreich gemacht und eine regelmäßige Correspondenz mit den 44000 Municipalitäten des Landes eingerichtet, sich selbst aber für solidarisch erklärt mit ihren Mitgliedern, mit den Präsidenten der Clubs und Sectionen. Die Freisprechung Marat's, sein Triumph, die bedrohliche Anwesenheit bewaffneter Banden von Frauen auf den Tribünen, die Gerüchte von den Absichten des Pöbels, die Girondisten zu erdolchen — alles steigerte die Erhitzung der Parteien ins Maßlose. Robespierre verlangt von dem Convent, daß er die Autoritäten der Stadt Paris unter-

Digitized by Google

stütze; er trägt auf die allgemeine Bewaffnung der Bürger und auf die Verhaftung aller Verdächtigen an.

Der 18. Mai bezeichnet eine wichtige Wendung in diesem Kampfe. Guadet, sich einer damals beliebten Parallele bedienend, weist auf Cromwell hin und auf die Pride'sche Purification des englischen Parlaments, in welcher allein eine Minderheit von 50—60 Mitgliedern zurückblieb, an deren Stelle dann Cromwell selbst trat. Hierauf schlug Guadet zwei radicale Mittel vor, einmal, die anarchischen Autoritäten von Paris abzusetzen, dann, da der Convent in Paris nicht mehr frei sei, in Bourges die Stellvertreter einzuberufen, damit sie auf die erste Nachricht von der Auflösung des Convents sich selbst als Convent erklären sollten. Maßloser Tumult brach in der Versammlung aus; die rechte Seite sah in diesen kühnen Vorschlägen das einzige Mittel der Rettung, die Linke schrie über Verrath. Der diplomatisch vermittelnde Barère suchte diesen Vorschlägen die Spitze abzubrechen, indem er statt derselben den Antrag stellte, eine Commission von zwölf Mitgliedern der Versammlung zu erwählen, welche die Acten der Commune im letzten Monat durchsehen, die Verschwörung gegen die Nationalversammlung untersuchen und alle nöthigen Maßregeln ergreifen sollte, sich der Person der Verschwörer zu bemächtigen. Dieser Vermittelungsvorschlag fand Annahme, und in die Commission der Zwölf wurden meistens Mitglieder der Gironde gewählt. Das war eine unverhüllte Kriegserklärung zugleich gegen die Gemeinde von Paris und die Bergpartei. Die Verhaftung Hébert's, eines der schmutzigsten Demagogen, zeigte bald darauf die Energie, mit welcher die Zwölf vorzugehen beschlossen hatten.

Da erhob sich am 26. Mai Robespierre, der schon einmal das ewige Recht der „Minoritäten" verherrlicht hatte, im Jakobinerclub mit einer Aufforderung zum Aufstand; er ergriff die Rolle Danton's, der diesmal schwankend zwischen den Parteien stand: „Ich sagte euch", rief er aus, „das Volk solle sich auf seine Kraft verlassen, aber wenn das Volk unterdrückt wird, wenn ihm nichts übrigbleibt als das Vertrauen auf seine eigene Kraft, dann ist derjenige ein Feigling, der es nicht auf-

Digitized by Google

fordert, sich zu erheben! Wenn alle Gesetze verletzt werden, wenn der Despotismus auf seinem Gipfel ist, wenn man Treue und Glauben und jede Scham mit Füßen tritt: dann soll das Volk sich erheben. Dieser Augenblick ist gekommen; unsere Feinde unterdrücken offen die Patrioten, sie wollen im Namen des Gesetzes das Volk in das Elend und in die Sklaverei zurückstoßen. Ich fordere das Volk auf, sich in Aufstand zu erklären gegen die verderbten Deputirten. Ich erkläre, daß ich von dem Volke das Recht erhalten habe, seine Rechte zu vertheidigen, daß ich jeden als einen Unterdrücker betrachte, der mich unterbricht oder mir das Wort verweigert, und ich erkläre, daß ich und ich allein gegen den Präsidenten und alle Mitglieder des Convents die Fahne des Aufstandes erhebe!" Die ganze Gesellschaft erhob sich mit der gleichen Erklärung.

Auf die Einsetzung der Commission der Zwölf antwortete die Partei Robespierre's, welche im Gemeinderath herrschte, mit dem Staatsstreich vom 31. Mai und 1. Juni. Die Vergewaltigung einer Versammlung, in welcher der Vaterlandsverrath das Ruder führte, erschien den Fanatikern als das letzte Mittel der Rettung des Staates. Immerhin muß die Stellung Robespierre's in diesen Tagen als eine Ausnahmestellung betrachtet werden; nur einmal noch, am Tage seines Sturzes, waffnete er die Volksgewalt gegen den Convent; sonst suchte er stets die organisirten Gewalten in Schutz zu nehmen. Doch die Einsicht, daß eine Partei, welche zugleich seine persönlichen erbitterten Feinde enthielt, das Vaterland in den Abgrund stürzen wollte, und eine fieberische Aufregung, die er selbst im Jakobinerclub und im Convent auf ein körperliches Leiden zurückführte, ließ ihn das Dogma des Aufstandes mit einer Erhitzung predigen, die mit seiner sonst gerühmten maßvollen Weisheit und mit seinem politischen Credo in Widerspruch trat. Am 31. Mai scheiterte der Staatsstreich der Commune an dem Widerstand der treu gebliebenen Sectionen, die im Palais National zum Schutz des Convents Stellung genommen hatten. Auch die Truppen der Antonsvorstadt, welche zum Angriff gegen jene herangeführt worden waren, verbündeten sich mit ihnen, als sie

Digitized by Google

sich überzeugt hatten, daß das Gerücht, sie trügen weiße Cocarden, ein unbegründetes sei. Die Haltung der Versammlung wurde durch die Mittheilungen über diese Vorgänge bestimmt; das augenblickliche Uebergewicht ging bald auf die rechte, bald auf die linke Seite über. Die Redner beider Parteien schleuderten sich Anklagen mit einer Heftigkeit zu, welche durch die Aufregung des Tags hinlänglich erklärt wurde. Die Commission der Zwölf, auch von Danton des Moderantismus angeklagt, wird aufgelöst; vieles von dem wird bewilligt, was die stürmischen Petitionäre des Gemeinderaths verlangten. Vergniaud will den Convent unter den Schutz der bewaffneten Macht stellen; er verläßt den Saal mit einer Anzahl seiner Genossen unter dem ironischen Beifallklatschen des Berges, der ebenso wenig wie die Ebene ihm folgt. Bald darauf kehrt er zurück, beschämt über die Erfolglosigkeit einer dadurch lächerlich gewordenen Demonstration; er will auf die Tribüne steigen, um sich zu rechtfertigen. Doch Robespierre behauptet dieselbe, und nachdem er energische Maßregeln verlangt, um das Volk zufrieden zu stellen, und den Antrag bekämpft hat, daß der Convent über die bewaffnete Macht verfügen solle, faßt er auf ein ungeduldiges Wort Vergniaud's hin, er möge zum Schlusse kommen, seine Anklage gegen die Gironde in fulminante Schlagworte zusammen, welche der Bewegung der Massen die entscheidende Losung gaben. „Ich will zum Schlusse kommen, doch um mich gegen euch zu erklären! Gegen euch, die ihr nach der Revolution vom 10. August die Helden derselben auf das Blutgerüst senden wolltet; gegen euch, die ihr nie aufhörtet, zur Zerstörung von Paris aufzurufen; gegen euch, die ihr den Tyrannen retten wolltet; gegen euch, die ihr mit Dumouriez euch verschwort! Ich schließe, indem ich vom Convent ein Anklagedecret gegen alle Mitschuldigen Dumouriez' und gegen diejenigen verlange, welche von den Bittstellern bezeichnet worden sind."

Den Schlag, welchen der 31. Mai drohte, führte der 1. Juni. Die gegen die Vendée bestimmten Truppen, die bei Courbevoie lagerten, wurden von der Commune in die Stadt gerufen, die Sectionen unter Henriot's Befehl gestellt. Die

Digitized by Google

Vermittelungsvorschläge des Ministers Garat, die Führer beider Parteien möchten durch eine Art von freiwilligem Ostracismus zurücktreten, um den Frieden wiederherzustellen, hatten nicht den Beifall Robespierre's und des Berges gefunden. Als Barère im Convent diese Anforderung an die 22 Deputirten allein stellte, sprachen sich von den wenigen, die anwesend waren, einige dafür, aber Lanjuinais und Barbaroux mit Energie dagegen aus. Gegen 80000 Bewaffnete umlagerten den Convent an diesem verhängnißvollen Tage. Die Versammlung führte unter dem Vortritt von Hérault-Sechelles dasjenige aus, womit Vergniaud zwei Tage vorher gescheitert war: der ganze Convent verließ den Sitzungssaal, um der bewaffneten Macht, die gegen ihn aufgeboten war, durch sein Ansehen zu imponiren. Doch Henriot, der halb betrunken zu Pferde vor seinen Kanonieren hielt, drohte, die Kanonen auf die Gesetzgeber richten zu lassen, und auch bei den andern Sectionen fanden sie zweifelhafte Aufnahme. Auf Marat's Antrag kehrten sie auf ihre Posten zurück, und jetzt wurde, während die Ebene sich der Abstimmung enthielt, weil der Convent nicht frei sei, blos durch die Stimmen des Berges das Anklagedecret gegen die 22 Abgeordneten durchgesetzt.

Der Sturz der Gironde war hauptsächlich Robespierre's Werk, und er selbst beschleunigte später noch ihre Verurtheilung durch das Revolutionstribunal, indem er im Convent den Beschluß fassen ließ, daß nach dreitägiger Beweisaufnahme die Geschworenen hinlänglich unterrichtet sein müßten, um das Urtheil zu fällen. Freilich war die von der Gironde gesäete Saat inzwischen in ganz Frankreich aufgegangen, in Lyon, Bordeaux, Marseille der Bürgerkrieg entfesselt worden, dessen Greuel dazu beitrugen, auch in Paris die Herrschaft des Schreckens fester zu begründen. Der heldenmüthige Tod der Girondisten hat um sie eine noch dauernde Verklärung ausgebreitet. Diese talentvolle, feurige Jugend mit ihrem edeln Aufschwung, ihrem begeisterten Todesmuth ist für alle Zeiten warmer Sympathien gewiß. Doch daß die gehässigen Männer des Berges mit ihren einförmigen Anklagen und mit der Entfesselung der ungesetzlichen

Digitized by Google

Volksgewalten eine weit größere staatsmännische Bedeutung bewährten, daß sie in jener Zeit innerer und äußerer Zerrüttung die wahren energischen Patrioten waren: das ist nicht blos eine Fabel der revolutionären Parteien, welche jetzt die sorgsame Geschichtschreibung durch allerlei Detailangaben zu entkräften sucht, das ist für jeden, wer sich den Blick für das Ganze gewahrt hat, eine unumstößliche Wahrheit. Das Testament der Gironde war der Bürgerkrieg. Isnard hatte gedroht, daß Paris aus der Reihe der Städte gestrichen werden solle. Der siegreiche Convent machte dem rebellischen Lyon gegenüber furchtbaren Ernst mit derselben Drohung. Die Gironde hat eine Entwickelung beschleunigt, die sie hindern wollte.

Hatte sich Robespierre in seinen Angriffen gegen die Gironde als heftiger Parteimann gezeigt, so trat jetzt eine Epoche ein, in welcher er seine Principien als Gesetzgeber und Philosoph wieder mit größerer Ruhe entwickeln konnte. In den Parteikämpfen macht er oft den Eindruck eines erzürnten Redners, der um jeden Preis sich Ruhe verschaffen will, um sein System ungestört entwickeln zu können. Denn erst wenn er die Tribüne in den Katheder verwandeln konnte, fühlte er sich ganz in jenem ruhigen Behagen, welches ihm erlaubte, auch die edlere Wärme, die in seinem Wesen lag, zu entfalten. Die Ideale der Humanität, die Utopien des Musterstaates, die er dann mit breitem Pinsel ausführte, befinden sich freilich in einem auffallenden Widerspruch mit dem wilden Treiben und der blutigen Grausamkeit, zu der die Revolution mit wachsender Erhitzung fortschritt, oder mit den Bluturtheilen, auf die Robespierre selbst seinen Gegnern gegenüber antrug. Doch es lag dieser Widerspruch in der Revolution selbst, welche für die Verwirklichung ihrer Ideen tabula rasa machen mußte. Und darum bleibt auch Robespierre stets ihr bedeutendster Vertreter. Den praktischen Staatsmännern sowol wie den Vorkämpfern der Interessen der großen Menge waren jene Ideale längst abhanden gekommen: Mirabeau war der beredte Anwalt constitutioneller Verfassung, Danton vertrat nur die niederschmetternde Initiative der Revo-

Digitized by Google

lution, die Girondisten ihre allgemeine Freiheitsbegeisterung, Marat und Hébert den Cynismus des Blutrausches — Robespierre allein war der Systematiker der Demokratie, der Hohepriester des revolutionären Gedankens, und wenn der heiße Kampf und die dringliche Nothwehr ihm vergönnten, Athem zu schöpfen, war er sogleich wieder dieses priesterlichen Berufes eingedenk und rief die Revolution aus allen ihren tumultuarischen Bewegungen zum Cultus der Principien zurück. Schon früher hatte er der Erklärung der Menschenrechte der Girondisten eine consequenter ausgearbeitete Erklärung entgegengestellt und dieselbe seiner großen Rede über das Eigenthum beigefügt, in welcher er diese wichtige Frage, einen Mittelpunkt der revolutionären Bewegung, mit Anerkennung des Privateigenthums, aber auch unter Bestimmung der Rechte des Staates, und der Allgemeinheit zu Eingriffen in dasselbe, in systematischem Vortrag behandelte. Nach dem Sturze der Gironde aber trat die Ausarbeitung der neuen Verfassung, zu welcher der Convent berufen war, in den Vordergrund. Der Plan Condorcet's wurde verworfen, an die Stelle desselben ein neuer Entwurf des Wohlfahrtsausschusses, redigirt von Hérault-Sechelles, gesetzt und dieser am 10. Juni dem Convent vorgelegte Entwurf bereits am 27. angenommen. Die ihm vorausgeschickte Erklärung der Menschenrechte ist im wesentlichen das Werk Robespierre's; jeder Eingriff in die persönliche Freiheit, in das Eigenthumsrecht ist in derselben mit solcher Entschiedenheit zurückgewiesen, daß auf die bestehenden Zustände dadurch eine fast ironische Beleuchtung fiel. Dem Programm der großen Grundsätze folgten die mehr politischen Bestimmungen. Die eine und untheilbare französische Republik hatte eine gesetzgebende Versammlung, welche durch allgemeine Urwahlen gebildet und alljährlich erneuert wurde. Bei dieser Versammlung war die ganze Machtfülle der Republik, nicht blos die bürgerliche und strafrechtliche Gesetzgebung, sondern auch das Recht, Krieg und Frieden zu erklären, die Generale zu ernennen und abzusetzen, Verträge mit dem Ausland abzuschließen, die Finanzverwaltung, das Münzregal u. s. w. Der Vollziehungsrath, aus 24 Mitgliedern bestehend und aus indirecten

Digitized by Google

Wahlen hervorgehend, hatte eine Executive, die nur auf die Ausführung der Beschlüsse der Versammlung und auf die Wahl der Generale, Minister und Beamten beschränkt blieb. Den Urversammlungen war unter gewissen Bedingungen das Recht eingeräumt, zum Zweck der Abänderung der Verfassung die Zusammenberufung eines Nationalconvents zu beantragen. Den Municipalitäten wurden ihre bisherigen Rechte gewahrt. Diese Verfassung war das letzte Wort der französischen Demokratie; sie konnte es aussprechen, aber nicht zur Geltung bringen. Es war der Schlußstein der Revolution, doch er konnte nicht gelegt werden, solange ihre hochgehenden Wogen sich nicht beruhigt hatten. Die Proteste der Ultrarevolutionäre gegen dieselbe wurden von Robespierre selbst im Convent mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Das große Constitutionsfest am 10. August sah die Abgeordneten der Departements in Paris versammelt; Robespierre begrüßte sie bei den Jakobinern mit schwunghaften und gemäßigten Worten. Die Anordnungen der Feier waren von David getroffen; die Bildsäule der Natur, aus deren Brüsten die Wasser der Wiedergeburt quollen, bildete den ersten Vereinigungspunkt des großen Zuges. Am Altar des Marsfeldes selbst fand, wie früher das Föderationsfest, so jetzt die eigentliche Constitutionsfeier statt. Doch über eine sinnbildliche Bedeutung, welche dieser Feier durch die verschiedenen allegorischen Statuen aufgeprägt war, sollte auch die Verfassung selbst nicht hinausgehen; sie blieb ein ideales, auf dem Papier stehendes Programm. Robespierre selbst, der als ihr Schöpfer betrachtet werden kann, sträubte sich dagegen, daß sie sofort ins Leben gerufen werde; auch die Deputirten der Provinz verlangten, daß der Convent nach wie vor seine Functionen bekleide. In der kritischen Lage, in der sich Frankreich befand, wäre eine Unterbrechung derselben verhängnißvoll gewesen; eine neue Versammlung, in welche die Urwahlen vielleicht eine Menge von föderalistischen Elementen gebracht und so die Wiederaufnahme eines bereits entschiedenen Kampfes nöthig gemacht hätten, würde die Energie einer im vollen Kriegszustand befindlichen Nation in bedenklicher Weise gelähmt haben. Der revolutionäre Ausnahme-

Digitized by Google

zustand, die Herrschaft des Convents, erschien als das fortdauernde Gebot des Augenblicks, und eine nothwendige Folge der kritischen Lage war es, daß diese Herrschaft sich immer mehr zuspitzte, immer energischer in den Ausschüssen zusammenfaßte. So geschah es, daß ein Parlamentsredner wie Robespierre zur höchsten Gewalt in Frankreich gelangen konnte.

Der Wohlfahrtsausschuß, am 10. April nach dem Abfall Dumouriez' begründet, sollte allmonatlich erneuert werden; doch um die Arbeiten desselben nicht zu unterbrechen, hatte man diese Erneuerung von Monat zu Monat vertagt. In der That hatte er in Bezug auf die Organisation der Heere Außerordentliches geleistet. Die Minister waren nur abhängige Beamte, welche seine Beschlüsse ausführten. Der gewandte Referent Barère, der sich für die eigentliche Geschäftsführung unentbehrlich machte, Danton, Cambon, Robert Lindet und fünf andere bekannte Mitglieder des Berges hatten diese oberste Leitung in Händen. Bei den Jakobinern wurden sie zu großer Mäßigung angeklagt. Bourdon behauptete, es bedürfe neuer Menschen, die bisherigen Mitglieder des Ausschusses seien verbraucht; der Exkapuziner Chabot beschuldigte dieselben antirevolutionärer Gesinnungen. Da ergriff Robespierre, der nach dem Sturze der Gironde stets zur Mäßigung rieth, das Wort, um den Wohlfahrtausschuß zu vertheidigen, die großen Dienste hervorzuheben, die er dem Vaterlande geleistet, und auf die Gefahren des Mistrauens gegen ein Comité hinzuweisen, dem die Wahrung der höchsten Interessen des Landes anheimgegeben sei. Obgleich man sich an diesem Tage bei Robespierre's Worten beruhigte, so wurde doch bald darauf, am 10. Juli, der Wohlfahrtsausschuß erneuert, die Gemäßigten nicht wiedergewählt, außer dem vielgewandten Barère. Robespierre's Freunde Saint-Just und Couthon traten in den Ausschuß ein. Warum er selbst sich damals noch nicht wählen ließ, ist zweifelhaft; er wollte wol so lange wie möglich jeden Schein vermeiden, daß er nach der Macht sich dränge. Er wurde später statt des erkrankten Gasparin gewählt, und mit ihm trat Carnot ein an Stelle Thuriot's, ein unerschrockener und begabter Kriegsleiter. Am Tage vor Robespierre's Ein-

Digitized by Google

tritt, dem 1. September, wurde das vernichtende Decret gegen die Vendée geschleudert, welches die Verwüstung des Landes und die ausschließliche Herrschaft des Schreckens in demselben verkündete, und bald darauf wurde der Wohlfahrtsausschuß, der schon thatsächlich im Besitze der höchsten Gewalt war, auch durch Decret des Convents zu einer allmächtigen revolutionären Ausnahmestellung erhoben. Es geschah dies am 10. October auf den Vorschlag von Saint-Just, der eine außerordentliche Dictatur bis zur Beseitigung aller Gefahren verlangte und für den Wohlfahrtsausschuß die Ueberwachung sämmtlicher Generale, Minister und constituirten Körperschaften in Anspruch nahm; er sollte nach je acht Tagen dem Convent darüber Bericht erstatten. Die vollständige Abhängigkeit aller andern Gewalthaber der Republik von dem Ausschuß war damit eine Thatsache geworden; denn keiner derselben wagte zu handeln, ohne sich vorher der Zustimmung der höchsten Leitung versichert zu haben. Die schleunigste Ausführung aller revolutionären Gesetze wurde dictatorisch verlangt, das Gesetz gegen die Verdächtigen erlassen, das Verbot nächtiger Haussuchungen aufgehoben, eine Revolutionsarmee gebildet, welche die Beschlüsse der Regierung im Innern ausführen sollte, kurz, die ganze Energie einer um Tod und Leben kämpfenden revolutionären Staatsgewalt entfaltet. Eine bevorzugte Stellung in diesem Ausschuß nahm Robespierre nur durch seine moralische Macht ein. Diese war unerschüttert geblieben in den Stürmen der letzten Zeit, wie er selbst der schlichte, in dürftigen Umständen lebende Volkstribun. Danton hatte sich in Belgien bereichert, Camille Desmoulins, selbst Chabot hatten sich reich verheirathet; die Uneigennützigkeit aller dieser Revolutionsmänner war in Frage gestellt; die Bereicherung anderer durch zweideutige Mittel erschien um so fragloser; nur Robespierre, der ohne Sinn für Lebensgenuß die Befriedigung seines Ehrgeizes nur in der Durchführung seiner politischen Ideen suchte, bot selbst der Verleumdung keinen Anhaltspunkt. Von gleicher Unbestechlichkeit war der junge Terrorist Saint-Just und der lahme Couthon, welcher Milde und Wohlwollen im Privatleben mit politischem Fanatismus vereinigte. Der ungestüme

Digitized by Google

und maßlose Collot d'Herbois und der schwarzgallige Billaud-Varennes, zwei Schreckensmänner vom echtesten Gepräge, der erste furchtbar durch seine Hitze, wie der zweite durch seine Kälte, beide von gleicher Unerbittlichkeit und durch diese Härte des Temperaments weit über Robespierre hinausgehend, gehörten durchaus nicht zu seinen Freunden, ebenso wenig der energische Carnot, dem die Leitung der militärischen Angelegenheiten in dem Ausschuß anvertraut war.

Daß Robespierre den Anträgen der äußersten Linken im Ausschuß wie im Convent oft Widerspruch entgegenstellte, bewies er am 3. October, als im Namen des Sicherheitsausschusses Amar der Anklageacte gegen die Girondisten eine Denunciation von 73 Mitgliedern des Centrums und der Rechten beifügte, welche einen Protest gegen die Vorgänge vom 31. Mai und 2. Juni unterzeichnet hatten. Die Linke verlangte, daß diese Deputirten ebenfalls in Anklagestand versetzt würden; und das wäre gleichbedeutend gewesen mit ihrer Verurtheilung. Diesem blutdürstigen Verlangen trat Robespierre entgegen; man beschloß auf seinen Antrag, über diese Angelegenheit zunächst nicht zu berathen, sondern einen neuen einzusendenden Bericht darüber abzuwarten. Inzwischen wurden die 73 Mitglieder in Haft genommen. Ohne Frage verdankten sie Robespierre ihr Leben, und dieser wandte sich dann auch am 9. Thermidor, am Tage seines Sturzes, an die gemäßigte Partei, welcher die Verhafteten angehörten, um ihre Hülfe anzuflehen; sie hatte sich indeß bereits zu seinem Sturz verpflichtet; sein Flehen blieb vergeblich. Erst nach dem 9. Thermidor traten sie wieder in den Convent. Robespierre hatte sie nicht nur am 3. October gerettet, er hatte auch später dafür gesorgt, daß man auf die Denunciation Amar's nicht zurückkam.

Die Vorgänge in der Vendée, in welche Robespierre selbst, mit seinem gewöhnlichen Mistrauen gegen die fachmäßigen Generale, den unfähigen pariser Goldschmied Rossignol als obersten Commandirenden gesendet hatte, das Wüthen Carrier's in Nantes, die Empörung Lyons und das Strafgericht über diese Stadt, der Abfall und die Wiedereroberung Toulons hatten das Schreckens-

Digitized by Google

regiment im Juni zu furchtbarer Höhe gesteigert. Robespierre's Freund Couthon war von Lyon zurückgekehrt, weil er sich dagegen sträubte, eine der ersten Städte Frankreichs völliger Vernichtung preiszugeben. Collot d'Herbois mit der Revolutionsarmee zögerte nicht, als sein Nachfolger diesen Beschluß des Convents auszuführen. Die Massenmorde waren in den Provinzstädten an der Tagesordnung. Die Conventscommissare setzten den vom Convent geschaffenen Mechanismus der Revolution mit einer sich überbietenden Gewaltsamkeit in Bewegung. Aller Formen ermangelnd, hatte dies Vorgehen der Proconsuln und Commissare etwas Anarchisches, welches nicht nach Robespierre's Sinn war. Couthon's Weigerung, in Lyon den Massenmord zu vollziehen, hatte jedenfalls seine Zustimmung. Zugleich traten Anzeichen hervor, daß die ultrarevolutionäre Partei auch über den Convent und selbst den Wohlfahrtsausschuß zur Tagesordnung übergehen, auch Paris der Herrschaft der Revolutionsarmee unterwerfen wolle. Ronsin, der Befehlshaber derselben, Vincent, Hébert, der Marat's Rolle, ohne die wahnwitzige Größe seines Cynismus, fortführte, der Procurator des Stadtraths Chaumette, ein naiver Terrorist, der die weitreichendsten und bluttriefendsten Erlasse mit einer gewissen unbefangenen Grazie veröffentlichte, standen an der Spitze einer Partei, deren Uebertreibungen sowol wie formlose Ungebundenheit Robespierre gleich widerwärtig waren. Solange dieser nur seinen persönlichen Widerwillen solchen Ausschreitungen entgegenstellen konnte, zögerte er, aus Scheu, seine Volksthümlichkeit auf das Spiel zu setzen; sobald aber der Wohlfahrtsausschuß selbst bedroht wurde, konnte er auf die hinlängliche Unterstützung seiner Collegen rechnen, wenn er jener verhaßten Partei den Krieg erklärte.

Sein Haß gegen dieselbe hatte hauptsächlich Nahrung gefunden, als die Männer des Stadthauses den Cultus der Vernunftgöttin in Scene setzten und den Convent zum Mitschuldigen dieses Gaukelspiels machten. War doch in der Versammlung selbst der Erzbischof Gobel erschienen, um sich seiner bischöflichen Würde zu entkleiden; hatte doch der festliche Zug, der die schöne Opernsängerin Maillard als Göttin auf „grünumkränztem Sitze"

Digitized by Google

trug, sich sogar in den Convent eingedrängt, dessen Präsident dieser reizenden Göttin den Bruderkuß ertheilen mußte; konnte die Versammlung doch nicht umhin, sich dem Zuge anzuschließen und in der Kirche von Notre-Dame, die sich plötzlich in einen „Tempel der Vernunft" verwandelt hatte, der Feier der Göttin beizuwohnen, bei welcher das Erhabene mit dem Burlesken und die schwunghaftesten Hymnen von Chénier mit Maskentänzen abwechselten, die an die mittelalterlichen Eselsfeste erinnerten. Die Plünderung der Kirchen war mit diesen „Festen der Vernunft" eng verbunden. Robespierre hatte mit äußerstem Mismuth dies Treiben mit angesehen; er ließ den ersten Taumel vorübergehen, ehe er mit einer sich steigernden Energie gegen die Urheber dieser Feste auftrat. Man würde unrecht thun, ihm nur politische Motive für seine Kriegserklärung gegen die neuen Religionsstifter unterzuschieben. Er hatte sich schon früher mehrfach in seinen Reden als ausgesprochenen Deisten bewährt; vor allem aber vertrat er die Toleranz, und der an den Kirchen geübte Vandalismus erschien ihm als eine schmähliche Verletzung derselben. Es war nicht blos eine politische, es war eine philosophische Kriegserklärung, welche er der Partei des Gemeinderaths zuschleuderte; der Kampf zwischen dem Deismus und Atheismus entbrannte auf einmal mitten in den politischen Stürmen der Revolution. Selbst die gemäßigten Tagesschriftsteller wie Prudhomme mochten den Religionsstifter Chaumette verherrlichen, weil er eine lebende Frau und nicht eine Statue zur Darstellung der Vernunft und Freiheit gewählt habe, um die Geister von jeder Art des Götzendienstes zu entwöhnen: Robespierre sah in der „Göttin" nur die Dirne. Am 21. November bestieg er die Tribüne im Jakobinerclub, um sich gegen die neue Religion des Atheismus zu erklären, weil der Atheismus aristokratisch, der Gedanke eines großen Wesens aber, welches die unterdrückte Unschuld bewache und das triumphirende Verbrechen bestrafe, durchaus populär sei. Wie für alles, machte Robespierre auch für dies Treiben die Intriguen des Auslandes verantwortlich. Er sagte in seiner Rede: „Mögen Bürger, von einem reinen Eifer beseelt, auf dem Altar des Vaterlandes die

Digitized by Google

unnützen und prächtigen Denkmäler des Aberglaubens niederlegen, damit sie zum Triumphe der Freiheit dienen; das Vaterland und die Vernunft blicken freundlich auf diese Opfer. Aber mit welchem Rechte sollen hier die Aristokratie und Heuchelei ihren Einfluß mit dem des patriotischen Bürgerthums vertauschen; mit welchem Rechte gewisse, bisher in der Laufbahn der Revolution unbekannte Menschen mitten in diesen Ereignissen die Mittel suchen dürfen, eine falsche Popularität sich anzumaßen, die Patrioten sogar zu verkehrten Maßregeln verführen und unter uns Unruhen und Zwietracht verbreiten? Mit welchem Rechte dürfen sie die Freiheit der Gottesverehrung stören und den Fanatismus durch einen neuen Fanatismus angreifen? Mit welchem Rechte dürfen sie öffentliche, der reinen Wahrheit dargebrachte Huldigungen zu lächerlichen Possenspielen verunstalten? Man hat vorausgesetzt, daß der Convent, weil er die Opfer der Bürger nicht zurückwies, den katholischen Gottesdienst proscribirt habe. Nein, der Convent hat diesen Schritt nicht gethan, und wird ihn niemals thun. Seine Absicht ist, die Freiheit der Gottesverehrung, die er erklärte, aufrecht zu erhalten und zu gleicher Zeit allen denen zu wehren, die sie zur Störung der öffentlichen Ordnung misbrauchen sollten; er wird nicht gestatten, daß man die ruhigen Diener der verschiedenen Religionen verfolge."

Diese gewichtvolle Ankündigung, welcher am 6. December das von dem Convent erlassene Verbot jedes Eingriffs in die freie Uebung des Gottesdienstes folgte, war eine nicht zu misachtende Drohung für die Förderer des neuen Vernunftcultus. Bei der von Robespierre beantragten Reinigung des Jakobinerclubs wurden nicht nur vier Mitglieder als verdächtig der Verschwörung mit dem Auslande ausgestoßen, sondern auch der preußische Baron Anacharsis Cloots, der Redner des Menschengeschlechts, einer der Hauptstifter des Vernunftcultus, von Robespierre der Uebertreibungen und des Verkehrs mit reichen Bankiers von zweifelhafter patriotischer Gesinnung angeklagt. Noch wurde Danton, der, nach längerer Abwesenheit in der Provinz, wo er dem Glück seiner jungen Ehe und dem Genuß der Schönheiten der

Digitized by Google

Natur lebte, nach Paris zurückgekehrt, im Club mit Murren empfangen worden war, von Robespierre vertheidigt, ebenso Camille Desmoulins. Der Haß der Ultrarevolutionäre, der Robespierre noch nicht zu treffen wagte, wandte sich gegen diese, gegen die Gemäßigten, und der Kampf der beiden sich scharf abzeichnenden Parteien entbrannte im Convent und in den Clubs, indem Hébert, Chaumette, Ronsin und Vincent besonders den Club der Cordeliers beherrschten. Es galt den letztern in erster Linie, die Dictatur des Wohlfahrtsausschusses zu brechen, welche durch ein neues Gesetz vom 4. December noch mehr befestigt worden war. Die Minister sollten diesem Ausschuß wöchentlich über ihre Departements berichten, die Revolutionsausschüsse der einzelnen Sectionen nicht mehr dem Gemeinderath, sondern unmittelbar dem Sicherheitsausschusse des Convents untergeben sein. Die Greuel von Lyon, an denen Ronsin als General der Revolutionsarmee vornehmlich betheiligt war, kamen im Convent zur Sprache, und Robespierre setzte am 20. December ein Decret durch, welches die Ermittelung der unschuldig Verhafteten befahl. Doch die Rückkehr Collot d'Herbois' von Lyon, wo die oberste Leitung des Schreckensregiments in seinen Händen gelegen hatte, brachte einen Umschwung in der öffentlichen Meinung und den Clubs mit sich, welcher den Widerruf jenes Decrets und auch ein Schwanken in der Haltung Robespierre's zur Folge hatte. Ohne den Ultras Zugeständnisse zu machen, trat er doch mit energischen Vorschlägen hervor, erlauchte Gefangene und verbrecherische Generale zum Tode zu führen, und nahm auch den Gemäßigten gegenüber eine strenge Miene an.

Wodurch seine Haltung in dieser Zeit, in der Epoche des Factionenkampfes, welche vom November 1793 bis Ende März 1794 dauerte, bestimmt wurde, das gehört zu den schwer zu entziffernden Räthseln im Leben des merkwürdigen Mannes. Das Princip einer starken Regierung verlangt allerdings das Niederwerfen aller Parteien, und wenn jemals eine Regierung der Energie bedurfte, so war es diejenige des Wohlfahrtsausschusses in einer Zeit des unerhörten Ringens gegen die äußern und innern Feinde. Beide Parteien, die extreme sowol wie die ge-

Digitized by Google

mäßigte, drohten diese Energie durch ihre Angriffe von entgegengesetzter Seite zu schwächen. Doch so sehr auch diese Rücksicht, die einen Saint-Just ausschließlich beherrschte, bei Robespierre mitbestimmend wirkte, sie allein vermag uns die Widersprüche in seiner Handlungsweise nicht zu erklären. Durch den Triumph Collot d'Herbois' war auf einmal die Furcht über ihn gekommen, er könne seine Popularität und die darauf begründete machtvolle Stellung verlieren; sein stillbrütender, aber maßloser Ehrgeiz, der gewiß schon damals große Entwürfe und Programme für die Organisation der Republik mit sich trug, konnte den Gedanken an eine Demüthigung nicht ertragen. So machte er widerwillig die ihm abgedrungenen Zugeständnisse; sein innerer Kampf warf ihn damals längere Zeit aufs Krankenlager. Als er dann aber die Partei der Ultras niedergeworfen hatte, die ihm persönlich zuwider waren, machte er den Genossen im Wohlfahrtsausschuß das Zugeständniß, auch die Gemäßigten zu opfern, mit denen er großentheils durch die Bande langjähriger Freundschaft verbunden war. Hier überwog jedenfalls die persönliche Rücksicht die politische Einsicht; er fürchtete, ihnen beigezählt zu werden, wenn er sich nicht von ihnen lossagte; es ist dies der dunkelste Punkt in seinem Leben.

Robespierre hatte bereits mehrfach im Convent auf die Intriguen der Hébertisten, auf die systematischen Uebertreibungen der falschen Patrioten hingedeutet. Im Sicherheitsausschuß hatte Amar im Sinne Robespierre's eine Anklage gegen dieselben abgefaßt, sie der Unsittlichkeit und Gesetzlosigkeit, und neben der Aufwiegelung der Gemeindebehörden auch des Strebens angeklagt, „den Glauben an Unsterblichkeit der Seele zu vernichten". Doch das Actenstück blieb zunächst unter den Papieren des Sicherheitsausschusses vergraben. Gleichzeitig wandte sich die Regierung auch gegen die Gemäßigten. Hier führte Saint-Just, vor kurzem nach viermonatlicher Abwesenheit aus den Provinzen zurückgekehrt, den ersten entscheidenden Schlag. Das von Couthon am 16. Januar 1794 vorgeschlagene Gesetz, die Güter aller Verdächtigen einzuziehen und zur Ausstattung armer Patrioten zu verwenden, wurde von Saint-Just in einem Bericht empfohlen, in welchem

Digitized by Google

Drohungen gegen die Gemäßigten, besonders gegen Danton, unverhohlen ausgesprochen waren. Jenes Gesetz wandte die Sympathien der armen und nothleidenden Bevölkerung dem Wohlfahrtsausschusse und dem Convent zu. Sie versagte deshalb der Verschwörung der Ultrarevolutionäre ihre Unterstützung, welche im März 1794 zum Ausbruch kam, aber erfolglos explodirte. Der Herd dieser Verschwörung war der Club der Cordeliers; hier klagte Hébert die schwülstigen Redner des Convents an; hier stürmte Carrier, welchen Robespierre wegen seiner maßlosen Schlächtereien von Nantes zurückberufen hatte, mit heftigen Vorwürfen gegen diesen und die Ausschüsse los; in der Section Marat wurde wegen der Verhaftung eines heftigen Clubredners die Tafel der Menschenrechte mit einem schwarzen Flor umhängt und der offene Aufruhr gepredigt. Ronsin, in der Generalsuniform der Revolutionsarmee, geberdete sich bereits als neuer Gewalthaber und sah in den Gefängnissen die Listen durch, als handle es sich um einen neuen 2. September; aufrührerische Anschläge bedeckten die Mauerwände von Paris. Robespierre war erkrankt, doch Saint-Just mit seiner eisernen Stirn der Gefahr gewachsen. Eine wichtige Hülfe fand er in Collot d'Herbois, der einerseits die Empörung gegen Convent und Wohlfahrtsausschuß, dessen Mitglied er war, verdammte, andererseits aber, wie der Empörer Ronsin mitschuldig an den Greueln von Lyon, Grund genug hatte, sich auf das entschiedenste von den Ultras loszusagen. Seine Popularität und Beredsamkeit trug in den Clubs der Cordeliers und Jakobiner den Sieg davon, und da auch der Gemeinderath zögerte, so war die Sache der Verschworenen verloren. Saint-Just schleuderte ihnen die Blitze seiner niederschmetternden Beredsamkeit von der Tribüne des Convents zu, auf welcher er am 13. März Bericht erstattete. An demselben Tage wurden Vincent, Ronsin, Hébert, Anacharsis Cloots und andere verhaftet und am 24. März hingerichtet. Es war die von Robespierre gekennzeichnete und gehaßte Partei, er hatte den Schlag gegen sie vorbereitet, aber ausgeführt hatten ihn seine Freunde; er erschien erst nachher wieder im Jakobinerclub, von den stürmischen Huldigungen seiner Getreuen begrüßt.

Digitized by Google

Die Partei der Gemäßigten triumphirte über diesen Sieg; sie schien die Drohungen Saint-Just's vergessen zu haben. Bald wandte sich auch gegen sie das furchtbare Schwert der Staatsraison, das keine Schonung kannte. Schon wurde Hérault-Sechelles verhaftet, der Verfasser der neuen Constitution, einer der geistig vornehmsten Charaktere der Revolution, von edler Herkunft, schöner Körpergestalt, feiner Bildung; er war Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, aber, beschuldigt, eine Emigrantin verborgen zu haben, war er dem Gesetz verfallen. Bald sollte sein Freund Danton und Camille Desmoulins das gleiche Schicksal theilen. Robespierre sträubte sich lange, diese Männer anzuklagen, welche einst an der Spitze der revolutionären Bewegung vorangeschritten und mit denen er persönlich befreundet war. Als er Danton im Jakobinerclub vertheidigte, sprach er mit Wärme seine eigene Ueberzeugung aus; er erklärte die gegen ihn gerichteten Anklagen für unbegründet: seine vorgegebene Krankheit, die eine Flucht vor dem Volke gewesen, sein Ehrgeiz, Regent unter Ludwig XVII. zu werden, seine Verschwörung mit dem Auslande. „Wahrlich", rief er aus, „je muthiger und patriotischer ein Mann sich zeigt, desto mehr muß auch den Feinden des öffentlichen Wohls an seinem Untergange gelegen sein." Er gibt zu, daß sie nicht immer gleicher politischer Meinung gewesen seien, daß Danton nicht früh genug Argwohn gegen Dumouriez gefaßt, daß er Brissot und dessen Mitschuldige nicht genügend gehaßt habe, aber er habe dem Vaterland immer mit Eifer gedient. „Danton will", schloß Robespierre seine Rede, „daß man ihn richte; er hat recht! Mag man auch über mich Gericht halten. Mögen sie auftreten, die Menschen, welche mehr Vaterlandsfreunde sind als wir, ich wette, es sind Adeliche, Privilegirte, Priester!" Der Beifallssturm, der dieser Rede folgte, war die letzte Genugthuung, die dem Manne der Septembertage zutheil wurde. Daß er sich in Belgien bereichert hatte, daß er, wie schon Robespierre andeutete, sich gegen Dumouriez und die Gironde zu mild erwiesen, daß er jetzt lau und lässig erschien und trotz dieser Lauheit und Lässigkeit doch für die Regierung, der er bisweilen mit beißender Kritik gegenübertrat, etwas un-

Digitized by Google

berechenbar Drohendes hatte, daß er gleichsam wie ein schlummernder Vulkan erschien, der plötzlich wieder ausbrechen konnte, ohne daß man wußte, nach welcher Richtung hin er seinen Lavastrom ergießen werde: das alles hatte nicht nur seine Popularität beeinträchtigt, sondern ließ ihn auch dem Wohlfahrtsausschuß als ebenso unbequem wie verdächtig erscheinen. Saint-Just hatte gegen ihn die persönlichen Antipathien des starren Doctrinärs gegen den bequemen Genußmenschen; Collot d'Herbois hatte soeben seinen Genossen Ronsin im Drang der Umstände gegen eigene Ueberzeugung opfern müssen, er wollte sich dafür ein Genüge thun und seinen eigenen Leidenschaften folgen, indem er das Haupt der Gemäßigten traf. Man schrieb Danton die Aeußerung zu, der Wohlfahrtsausschuß müsse, mit Ausnahme Robespierre's, gänzlich erneuert werden — Grund genug, um die Mitglieder desselben gegen ihn zu erbittern. Daß Robespierre auch hier noch anfangs seine Partei nahm, bezeugt Billaud-Varennes selbst in seiner Rede gegen jenen am 9. Thermidor; er erwähnt, Robespierre habe sich auf Billaud's Antrag, Danton in Anklagezustand zu versetzen, wie ein Rasender erhoben und dagegen protestirt, daß man die besten Patrioten verfolge. Doch er war machtlos der Mehrheit des Ausschusses gegenüber, und hatte nicht den Edelmuth, in einem ruhmvollen Widerspruch zu verharren, der ihn der Gefahr aussetzte, wenn auch nicht der Bestechlichkeit, wie Danton, doch der Mäßigung, wie dieser, angeklagt zu werden. Gab er aber Danton preis, so opferte er den größten Nebenbuhler seines Ruhms, und dann war er die unbestrittene erste Größe Frankreichs. Jedenfalls entriß man ihm seine Zustimmung zur Verhaftung des gewaltigen Revolutionsmannes, und während Saint-Just in seiner Anklage im Convent ungefähr dieselben Gründe gegen Danton vorbrachte, welche Robespierre nicht lange vorher im Jakobinerclub als Verleumdungen zurückgewiesen hatte, ergriff auch dieser das Wort, um über Danton zu richten, ohne Scheu vor dem Widerspruch, in den er sich zu seiner frühern Vertheidigungsrede setzte. Danton's Freunde verlangten, daß ihm verstattet werde, vor dem Convent zu seiner Vertheidigung zu sprechen. Dies gab Robespierre eine

Digitized by Google

willkommene Veranlassung, die Verurtheilung des befreundeten Volkstribunen in einen Protest gegen das Vorrecht zu kleiden, das man diesem einräumen wollte, und so weniger als Ankläger, mehr als Anwalt der Gleichberechtigung aufzutreten. An den Namen Danton's, rief er aus, solle sich kein Privilegium knüpfen; was man einem Chabot, Delaunay und Fabre d'Eglantine versagt habe, dürfe man auch einem Danton nicht bewilligen. Man habe Lafayette, Dumouriez, Brissot nicht geschont, weshalb solle man Danton schonen, gegen den man dieselben Anklagen richte wie gegen jene? Man spreche von Furcht — wer aber Furcht hege, der fühle sich schuldig. Man verlange von ihm, daß frühere freundschaftliche Verbindungen seinen Eifer für die Freiheit mäßigen sollen; doch wenn die Gefahr, welche Danton treffe, auch auf sein eigenes Haupt zurückfallen würde, so würde ihn das nicht rühren; sie brauchten alle Muth und Seelengröße. Uebrigens sei die Zahl der Schuldigen nicht groß, und das Vaterland werde gerettet werden, wenn nur wenige Häupter fielen.

Robespierre gab Danton preis und rühmte sich des Opfers, das er dem Vaterlande brachte. Zwei Zusammenkünfte mit dem bedrohten Freunde, welche Tallien und Paris vor der Verhaftung desselben vermittelt hatten, vermochten nicht, den Sinn Robespierre's zu wandeln; er hatte sich zum Untergange Danton's verpflichtet. Als dieser bei dem Vorwurf seines frühern Freundes, daß er Camille und Philippeaux unterstütze und deshalb ein Verschwörer sei, in Thränen ausbrach, wandte sich derselbe mit den Worten: „Der Stolze weint", verächtlich von ihm ab. Auf Danton's Aeußerung, man müsse die Royalisten treffen, aber nicht die Unschuldigen, leugnete Robespierre, der hierin eine Anklage sah, auf das entschiedenste, daß Unschuldige hingerichtet würden. Eine Verständigung erschien unmöglich. Danton wollte lange nicht glauben, daß man es wagen werde, ihn anzutasten; er hielt sich für unverletzlich wegen seiner revolutionären Großthaten. Noch in der Conciergerie erging er sich in leidenschaftlichen Ergüssen, in denen das Bewußtsein eigener Größe mit dem Ausdruck eines genialen Skepticismus wechselte; er

Digitized by Google

dachte gering von der Regierungskunst der Machthaber, die ihn ins Verderben stürzten, und nannte Robespierre einen Nero, weil er mit Camille Desmoulins nie freundlicher gesprochen habe als am Tage vor dessen Verhaftung.

Gleichwol mochte es Robespierre nicht leicht ankommen, diesen seinen Schul- und Jugendfreund zu opfern. Camille, so häßlich sein Aeußeres war, gehörte zu den talentvollsten Journalisten und Pamphletisten, welche die französische Literatur aufzuweisen hat, und war als solcher von einer bestechenden Liebenswürdigkeit. Namentlich zeigt sein Journal „Le vieux cordelier", mit welchem er gegen den „Père Duchesne" Hébert's einen Vernichtungskrieg eröffnet hatte, altfranzösische Munterkeit und Laune neben beißender Persiflage, schlagendem Witz und einer graziösen Ritterlichkeit der Gesinnung. Der jugendliche Vortänzer der Revolution hatte noch etwas vom Blute des ancien régime in sich, ganz wie seine anmuthige und vermögende Gattin Lucile, die ihm im Tode folgen sollte, welche durch ihre leidenschaftliche Liebe zu Camille und ihr frühes Ende auf dem Schaffot wie in ein sanft verklärendes Licht getaucht ist, während ihre aufbewahrten Liebeslieder die üppigste Sinnlichkeit des ancien régime athmen.

Camille war im Kampf gegen die Ultrarevolutionäre für Robespierre ein willkommener Bundesgenosse gewesen; dieser hatte ihn gewähren lassen, solange er Hébert's Bestechlichkeit und Vandalismus geiselte. Sobald er aber das Gesetz gegen die Verdächtigen zum Ziel seines Spottes machte und in den römischen Gesetzen eine vernichtende Parallele für dasselbe suchte, die er in Taciteischem Lapidarstil ausführte, wurde Robespierre bedenklich, um so mehr, als der „Vieux cordelier" von Desmoulins Jubel in ganz Frankreich erregte, bei allen, denen das Schreckensregiment verhaßt war. Noch in den Tagen des Decembers 1793, nachdem Desmoulins aus dem Club der Cordeliers ausgeschlossen und im Jakobinerclub sein Verhalten zugleich mit demjenigen von Philippeaux, der die Revolutionsgenerale in der Vendée auf das erbittertste angeklagt hatte, von einer Commission zur Untersuchung gezogen worden war, hatte Robespierre sich

Digitized by Google

seiner mit vorsichtigem Tadel angenommen und gerühmt, daß sein Charakter vorzüglich sei, daß ihm aber dieser anerkannte Charakter nicht das Recht gebe, gegen die Patrioten zu schreiben; daß seine Schriften von den Aristokraten verschlungen würden und in allen Departements verbreitet seien; daß er Tacitus übersetzt habe, ohne ihn zu verstehen; daß man ihn behandeln müsse wie ein vorlautes Kind, welches gefährliche Waffen in die Hand genommen und von denselben einen verhängnißvollen Gebrauch gemacht habe; man müsse ihm verzeihen, aber seine Schriften verbrennen. Camille, der einen passenden Einfall, ein glückliches Schlagwort nicht unterdrücken konnte, und wenn es ihm den Kopf gekostet hätte, rief von seinem Platze aus: „Brûler ce n'est pas répondre." Robespierre's vormundschaftliche Würde war durch diese Aeußerung empfindlich gekränkt. „Wohl denn", rief er aus, „so laßt uns seine Schriften nicht verbrennen, sondern beantworten. Man lese seine Nummern vor. Weil er selbst es will, sei er mit Schmach bedeckt; die Gesellschaft halte ihren Unwillen nicht zurück, weil er darauf beharrt, seine gefährlichen Grundsätze aufrecht zu halten... Desmoulins enthüllt sich uns als das Organ einer verbrecherischen Partei, welcher er seine Feder borgt, um ihr Gift mit mehr Verwegenheit und Sicherheit zu verbreiten." Trotz dieses heftigen Ausfalls ließ es Robespierre nicht zu einer Abstimmung über Camille und zur Ausstoßung desselben aus dem Club kommen; Camille zeigte sich von selbst nicht mehr in den Sitzungen desselben. Er hatte die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses der Reihe nach angegriffen, den „geradlinigen" Patrioten Billaud-Varennes, Barère, den frühern Präsidenten der Feuillants, der sich jetzt plötzlich in einen „passe-Robespierre" verwandelt habe, vor allem aber den gefährlichsten und unerbittlichsten, Saint-Just, dessen Bericht in den vereinigten Ausschüssen am 31. März die Verhaftung Danton's, Camille's und ihrer Genossen zur Folge hatte. Der Proceß vor dem Revolutionstribunal war stürmisch wie kein anderer. Danton's Donnerstimme übertönte die Klingel des Präsidenten und war weit vernehmbar bis auf die Quais der Seine. Die Richter des Tribunals, zum großen Theil Geschöpfe Danton's, zitterten

Digitized by Google

vor dem Gewaltigen und holten sich Rath bei dem Wohlfahrtsausschuß. Robespierre hielt sich in diesen Tagen zu Hause; Theilnahme für das Geschick seiner alten Freunde und die Erwägung des verhängnißvollen Satzes, daß die Revolution wie Saturn ihre eigenen Kinder verschlinge, mögen ihn wol mehr dazu bestimmt haben, als die Furcht vor einem Aufstand zu Gunsten des gewaltigsten Revolutionsmannes, der zwar große Erinnerungen, aber keine Partei mehr hinter sich hatte. Saint-Just dagegen ermuthigte die Richter zu entschiedenem Vorgehen und zur Verweigerung der Zeugenaussagen. Der imposanteste Charakter der Revolution und der geistvollste Pamphletist derselben, zugleich mit dem vornehmen Hérault-Sechelles, dem stürmischen Philippeaux, dem tapfern Westermann und einer Zahl von Fälschern und Ausländern, die man den Gemäßigten als Relief ihrer Schuld gegeben, endeten am 5. April 1794 auf dem Schaffot.

Jetzt hatte Robespierre keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten. Die übliche Darstellung dieser Vorgänge, welche die Vernichtung der Ultras sowol wie der Gemäßigten der Initiative Robespierre's zuschreibt, muß indeß als unrichtig erscheinen. Wohl war es sein Wille, die Ultras zu vernichten, aber die entscheidenden Schläge gegen dieselben fielen in seine Krankheit und wurden von Saint-Just und Collot d'Herbois geführt. Zur Vernichtung der Gemäßigten aber gab er nur halb widerwillig seine Zustimmung, wenn er sich auch an dem Sturz derselben betheiligte. Der Muth der Initiative, den Danton und der unerschrockene Saint-Just besaßen, war überhaupt Robespierre fremd; er war weit öfter mit fortgetrieben als selber treibend, mehr beherrscht von den Ereignissen als sie beherrschend, aber durch alle Tumulte des Parteienkampfes ließ er sich seine Cirkel nicht verwirren: die Cirkel eines politischen Systems, welches, auf der Grundlage der Menschenrechte ruhend, Frankreich durch eine Republik der Tugend im Sinne Montesquieu's und Rousseau's beglücken sollte.

Der Sieg des Wohlfahrtsausschusses über diejenigen, welche die Freiheit nach dem Ausspruch von Saint-Just zur Bacchantin,

Digitized by Google

sowie über diejenigen, die sie zur Buhlerin machen wollten, über die Ultras wie über die der Bestechlichkeit angeklagten „Gemäßigten", hatte die moralische Macht Robespierre's, des „Weisen, Tugendhaften, Unbestechlichen", auf ihren Höhepunkt erhoben. Die Aufhebung der bisher noch fortbestehenden Ministerien gab dem Wohlfahrtsausschuß die Dictatur über Frankreich in die Hand. Es wurden ihm zwar elf Ausschüsse an die Seite gestellt, darunter der Sicherheitsausschuß, der gleichzeitig mit ihm schon seit langer Zeit in Thätigkeit gewesen war; doch die Stellung aller dieser Ausschüsse war eine untergeordnete, und der Sicherheitsausschuß wurde immer mehr zu einem polizeilichen Verwaltungsorgan herabgedrückt, während die höhere polizeiliche Leitung in den Händen des Wohlfahrtsausschusses, und zwar bis zum 17. Messidor in den Händen Robespierre's war. Die übrigen Ausschüsse waren auch meistens auf seine Vorschläge hin gebildet worden. Noch besitzen wir Personenlisten, die er verfaßt hat, mit Anmerkungen über die Charaktere, über den Patriotismus der einzelnen, den Grad ihrer Begabung. Diese Listen zeugen von einer bedeutenden Personalkenntniß, die nach gewissenhafter Prüfung verwerthet wurde; den redlichen Patrioten ertheilte Robespierre stets den Vorrang vor denjenigen, die zweifelhafte Gesinnung mit größerer Begabung vereinigten. Ebenso wurde der Stadtrath, dem nach dem Siege über die Hébertisten die geistige Bedeutung und die revolutionäre Initiative genommen worden war, neugebildet; der neue Maire Fleuriot war ein Anhänger von Robespierre; der Commandant der Nationalgarde, Henriot, früher ein Genosse der Hébert'schen Partei und kaum vor dem Schicksal derselben errettet, blieb auf seinem Posten und wirkte jetzt durch seine unorthographischen, oft burlesken Erlasse im Sinne Robespierre's auf die Tugend seiner bewaffneten Mitbürger. Als oberster Leiter der Polizei lieh der letztere mit seinem angeborenen Mistrauen fast jeder Denunciation ein williges Ohr, und befahl Verhaftungen und Untersuchungen, wo ihm ein Grund zum Verdachte vorhanden schien. Doch finden sich auch bisweilen in den erhaltenen Acten des Wohlfahrtsausschusses Bemerkungen von ihm, welche allzu unbegründete Denunciationen

Digitized by Google

zurückweisen oder genauere Ermittelungen und Angaben verlangen. Nirgends indeß zeigt sich irgendeine Willkür des Gewalthabers, welche die damals bestehenden gesetzlichen Formen durchbricht; überall werden die Verdächtigen an die richterlichen Behörden gewiesen, deren Entscheidungen freilich in einer Zeit der Ausnahmegesetze und der Schreckensherrschaft so wenig gebunden wie irgendmöglich waren und bald noch mehr in die Willkür der Richter gelegt werden sollten. Am 15. April setzte Saint-Just im Convent ein Decret durch, demzufolge alle Verschwörer des ganzen Landes vor das pariser Revolutionsgericht gestellt und alle Tribunale dieser Art in den Provinzen aufgelöst werden sollten. Zur Untersuchung der in den Gefängnissen weilenden Verdächtigen sollten überdies sechs Volkscommissionen, die schon früher zu diesem Zweck bestimmt worden waren, von dem Wohlfahrtsausschuß neuerrichtet werden. Es galt, bei der Zerrüttung des Staatswesens, besonders gegenüber den zahlreichen ungetreuen Beamten, energisch Ordnung zu schaffen, sowie den Verdächtigen ihr Recht zutheil werden zu lassen. Die Unschuldigen sollten befreit, die andern vor die Gerichte gestellt werden. Durch dies Decret wurde die Herrschaft des Schreckens in Paris centralisirt; auch wird durch dasselbe die von jetzt ab sich steigernde Menge der Hinrichtungen in der Hauptstadt hinlänglich erklärt. Ausnahmegerichte blieben gleichwol in den Städten und Provinzen bestehen, welche als im Aufstande gegen den Convent betrachtet wurden.

Gleichzeitig hob Saint-Just hervor, daß es jetzt an der Zeit sei, bürgerliche Institutionen zu schaffen, Handel und Gewerbe zu heben. Die Epoche für die Verwirklichung des Spartanerstaats, dessen Programm er fertig hatte, schien näher gerückt. Billaud-Varennes trug am 20. April im Namen des Wohlfahrtsausschusses das Glaubensbekenntniß der demokratischen Republik vor: man müsse ein Volk, dem man die Freiheit wiedergeben wolle, geistig umschaffen, seine Gewohnheiten und Neigungen ändern, seine Bedürfnisse beschränken. Das waren die Wege, auf welche Robespierre schon lange einlenken wollte, sobald ihn der Parteienkampf, der Bürgerkrieg und der Krieg gegen den äußern Feind zu Athem kommen ließen. Jetzt trat er selbst auf, um den

Digitized by Google

Grundstein zu diesem demokratischen Staat zu legen, nach den Verwüstungen, welche der Cultus der Vernunft angerichtet, wieder den Tempel des reinen Gottesdienstes aufzubauen. Ein in der Geschichte einziges Schauspiel — eine Staatsgewalt, welche Gott abschafft und wieder einsetzt, ein Politiker, der von der Tribüne aus ein philosophisches System als eine Art von Staatsreligion decretirt und in großen Festen von dem gesammten Volke feiern läßt, eine Nation, welche mitten in der blutigsten Zerrüttung über die höchsten religiösen Fragen nicht nur debattirt, sondern sich einen neuen Cultus erschafft! Auf Robespierre fällt in dieser Glanzepoche seines Lebens ein volles Licht. Er war weder ein Heuchler noch ein Theokrat; er wollte ein Gesetzgeber sein, welcher, wie die großen Gesetzgeber des Alterthums, auf religiöser Grundlage ein neues Staatswesen errichtete, ein Reformator, welcher eine vollständige Erneuerung des Lebens und der Sitte an die Befestigung eines geläuterten Glaubens knüpfte; denn es war der Deismus Voltaire's und Rousseau's, der Glauben an Gott und Unsterblichkeit, aber losgelöst von den Ueberlieferungen des Christenthums, der sogenannte Vernunftglauben in seiner abstractesten Gestalt, welchen Robespierre von der Tribüne des Convents und später vor allem Volke als den einzig berechtigten Glauben einer demokratischen Republik verkündete. Diesem „höchsten Wesen" wurde dann statt der Erzengel und Engel der biblischen Ueberlieferung ein Hofstaat von lauter allegorischen Tugenden gegeben, welche von der revolutionären Kunst gestaltet wurden und den revolutionären Kalender beherrschten. Ein doctrinärer Kopf, wie Robespierre, der sich nur in einem Schematismus von Begriffen wohlfühlte, konnte sich erst beruhigen, wenn diese Reihe von Begriffen in dem Gottesbegriff einen Abschluß gefunden hatten. Er war der Mann des politischen wie des religiösen Programms! Selten aber war ein anderer Doctrinär in der Lage, zur Inscenirung seines Programms über eine ganze große Nation gebieten zu können. Zu diesem reformatorischen Trieb kamen bei Robespierre indeß noch die Berechnungen einer das Nächste beachtenden Staatsklugheit hinzu. Er mußte sich sagen, daß durch die wüsten Vernunft-

Digitized by Google

feste die Achtung vor der französischen Nation bei den andern Völkern Europas einen wesentlichen Abbruch erlitten habe; Frankreich hatte sich dadurch vollständig isolirt; die revolutionäre Propaganda mußte ins Stocken gerathen, selbst bei den Völkern, welche ihr sonst warme Sympathien entgegengebracht hatten; Robespierre wollte Frankreich in der Achtung der Welt rehabilitiren und wieder auf eine gemeinsame Grundlage mit den andern Völkern stellen.

In solchem Sinn hielt er am 7. Mai die große Rede in dem Convent über das höchste Wesen, eine Rede, die zu den merkwürdigsten Actenstücken der Revolutionszeit und zu den glücklichsten Ausarbeitungen Robespierre's gehört, sowol was die Kunst der Anordnung als auch was den Wurf und Schwung der Ausführung betrifft. Selten hat er, was er sagen wollte, mit solcher Prägnanz ausgedrückt, in so treffenden Wendungen, denen nicht, wie sonst oft, das Gepräge des Gesuchten und Gezwungenen anhaftet, sondern die aus unmittelbarer Eingebung geflossen zu sein scheinen, ein Beweis dafür, wie er hier mit seiner ganzen Seele betheiligt war. Er begann, indem er einen Blick auf die große Umwälzung warf, die sich in Frankreich vollzogen habe, sodaß dasselbe den andern Völkern um zweitausend Jahre voraus sei. Um die Republik zu sichern, müsse man sie auf die Tugend gründen und den moralischen Grundsätzen durch die Religion eine höhere Weihe geben. Nicht als Philosophen sollten die Vertreter der Nation den Atheismus verfolgen und den Deismus proclamiren, sondern als Gesetzgeber. „Die Idee des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele ist eine beständige Berufung auf die Gerechtigkeit; sie ist also social und republikanisch. Wer hat dich gesendet, dem Volke zu verkünden, daß es keine Gottheit gebe? Du, der du für diese Lehre dich begeisterst und dich nie für das Vaterland begeistert hast, welchen Nutzen soll es bringen, den Menschen zu überreden, daß eine blinde Gewalt über seine Geschicke gebiete und Verbrechen und Tugend dem Zufall preisgebe, daß seine Seele nur ein leichter Hauch sei, der an den Pforten des Grabes erlösche? Wird ihm der Gedanke ihres Nichts reinere und höhere Empfindungen einflößen, als

Digitized by Google

derjenige ihrer Unsterblichkeit? Wird er aus ihm mehr Achtung für seinesgleichen wie für sich selbst schöpfen, mehr Hingebung für das Vaterland, mehr Kühnheit, den Tyrannen zu trotzen, mehr Verachtung für den Tod oder die Wollust schöpfen? Ihr, die ihr einen tugendhaften Freund betrauert, ihr gebt euch mit Freuden dem Gedanken hin, daß der beste Theil seines Wesens dem Tode entronnen ist! Und bringt euch, die ihr am Sarge eines Sohnes oder einer Gattin weint, wol derjenige Trost, der euch sagt, daß nichts von ihnen übrigbleibe, als gemeiner Staub? Unglücklicher, der du unter den Streichen eines Mörders fällst, dein letzter Seufzer ist ein Anrufen der göttlichen Gerechtigkeit Vor der Unschuld auf dem Schaffot erzittert der Tyrann au seinem Triumphwagen. Würde sie diese Macht ausüben, wenn das Grab den Unterdrückten und den Unterdrücker gleichmachte?"

Glaubt man nicht hier auf der Tribüne der französischen Republik den Philosophen des königsberger Katheders sprechen zu hören? Macht nicht Robespierre ebenfalls aus Gott und der Unsterblichkeit der Seele Postulate der praktischen Vernunft? Und nachdem er der alten Geschichte Beispiele entlehnt, daß die edeln Männer, ein Cicero, ein Sokrates, ein Leonidas, ein Cato, ein Brutus diesen Glauben getheilt, während ein Cäsar, wenn er im römischen Senat zu Gunsten der Genossen Catilina's spricht, sich gegen ihn erklärt habe; nachdem er sich gegen die Encyklopädisten gewendet, die er beschuldigt, um die Gunst der Höfe gebuhlt und einem Materialismus gehuldigt zu haben, der allein den Erfolg als die Regel des Gerechten und Ungerechten anerkennt und den Egoismus in ein System gebracht hat: geht er über zur begeisterten Verherrlichung desjenigen Denkers, dem er im innersten Wesen sich verwandt fühlt, in dessen Gedankenwelt er sich hineingelebt hat, dessen Ideen er in allen Schrecken der Revolution zu verwirklichen sucht. „Ein Mann zeigte sich durch die Größe seines Charakters, durch den erhabenen Schwung seiner Seele würdig, ein Lehrer des Menschengeschlechts zu sein; er griff die Tyrannei mit Freimuth an, er sprach mit Enthusiasmus von der Gottheit; seine männliche und ehrliche Beredsamkeit malte mit Feuerzügen die Tugend; sie vertheidigte jene tröst-

Digitized by Google

lichen Lehren, welche die Vernunft dem Menschengeschlecht zur Stütze gibt. Die Reinheit seiner Lehre, aus der Natur und dem tiefen Haß gegen das Laster geschöpft, sowie seine unbestechliche Verachtung für die sophistischen Intriguanten, welche den Namen von Philosophen für sich in Anspruch nahmen, zog ihm den Haß und die Verfolgung seiner Nebenbuhler und seiner falschen Freunde zu. Ach, wäre er Zeuge dieser Revolution gewesen, deren Vorläufer er war, wer darf bezweifeln, daß seine edelmüthige Seele mit Entzücken die Sache der Gerechtigkeit und Gleichheit zur ihrigen gemacht hätte!"

Dies begeisterte Lob Rousseau's ist der Ausdruck warmer, ein ganzes Leben erfüllender Ueberzeugung; Robespierre und Saint-Just sind Rousseau's Apostel; der contrat social ist ihr Evangelium. Doch schon glaubt der Redner die feinen Stichelreden zu hören, mit denen die freigeistigen Conventsmitglieder sein Priesterthum angreifen; er vertheidigt sich gegen die Anklage, daß die Regierung, indem sie das Dogma des höchsten Wesens verkünde, den Priestern in die Hände arbeiten wolle. „Was haben die Priester und Gott miteinander gemein? Die Priester verhalten sich zur Moral wie die Charlatane zur Medicin. Welch ein Unterschied ist zwischen dem Gott der Natur und dem Gott der Priester! Nichts gleicht dem Atheismus so sehr, wie die Religionen, die sie geschaffen haben. Durch eine gänzliche Entstellung des höchsten Wesens thaten sie, was an ihnen war, dasselbe zu vernichten. Die Priester schufen einen Gott nach ihrem Bilde; sie machten ihn eifersüchtig, launenhaft, habgierig, grausam, unerbittlich; sie behandelten ihn wie die Majordomus des Palastes die Abkömmlinge eines Chlodwig, um in seinem Namen und an seiner Stelle zu herrschen; sie verbannten ihn in den Himmel wie in einen Palast, und riefen ihn nur auf die Erde, um für sich Zehnten, Reichthümer, Ehrenstellen, Vergnügungen und Macht von ihm zu erlangen. Der wahre Tempel des höchsten Wesens", ruft Robespierre mit machtvollem Schwung aus, indem seine rhetorische Begabung einen glänzenden Höhepunkt erreicht, „ist das Weltall, sein Cultus die Tugend, seine Feste die Freude eines großen Volkes, versammelt unter seinen

Digitized by Google

Augen, um die Bande der allgemeinen Verbrüderung fester zu knüpfen und ihm die Huldigung gefühlvoller und reiner Herzen darzubringen", und indem er vorschlägt, daß das Volk sich alle Decadis zu Festen versammele, fügt er hinzu: „Der Mensch ist das Höchste in der Natur, und das prächtigste aller Schauspiele ist ein großes versammeltes Volk." Stürmischer Beifall folgte dieser Rede; das Decret, in welchem übrigens die Freiheit der Culte ausdrücklich gewahrt wurde und welches in den beiden ersten Artikeln verkündete, daß das französische Volk die Existenz eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele anerkenne und daß der würdigste Cultus des höchsten Wesens die Uebung der menschlichen Pflichten sei, wurde durch allgemeinen Zuruf angenommen; Deputationen der Jakobiner, Adressen aus ganz Frankreich an den Convent verherrlichten das erhabene Decret; die „Vernunft" verschwand von dem Frontispiz der Tempel, an ihre Stelle trat das höchste Wesen. Robespierre hatte einen neuen Triumph gefeiert, seine Macht schien befestigter als je. Zwar im Convent selbst gab es der Gegner genug, welche die Tugendpredigten Robespierre's von Tag zu Tag lächerlicher fanden und in der Einführung eines religiösen Cultus einen Rückschritt in der Entwickelung der Revolution sahen; doch sie wagten zunächst nur bei untergeordneten Fragen Opposition und wurden von Robespierre auf das entschiedenste zurechtgewiesen.

Das Fest des höchsten Wesens war auf den 8. Juni (20. Prairial) festgesetzt. In der Zwischenzeit wuchs die Volksthümlichkeit Robespierre's noch infolge eines Mordversuchs gegen ihn, dessen man ein Mädchen, Cécile Renault, beschuldigte. Sie war in seiner Wohnung erschienen, zwei große Messer in einem Packet bei sich tragend. Da ihr Benehmen verdächtig erschien, bemächtigte man sich ihrer und führte sie auf die Polizei. Sie erklärte, sie habe nur sehen wollen, wie ein Tyrann aussieht, und bekannte im übrigen ihre royalistischen Gesinnungen. Einige Tage vorher war Ladmiral, früher Diener in hocharistokratischen Familien, verhaftet worden, weil er einen Mordversuch auf Collot d'Herbois gemacht hatte, nachdem er einmal auch Robespierre vergeblich aufgelauert. Er schwankte lange Zeit unent-

Digitized by Google

schlossen zwischen diesen beiden Opfern. Nach dem Attentat der Cécile Renault wurde Robespierre bei den Jakobinern mit endlosem Jubel begrüßt; er dankte mit Worten, in denen sich ein unleugbarer Stoicismus ausprägt. „Ich glaube nicht an die Nothwendigkeit, zu leben, denn ich glaube an die Tugend und die Vorsehung.“ Er wies darauf hin, daß die Tyrannen es doch für leichter halten müßten, die Männer der Freiheit zu ermorden, als ihre Principien und ihre Heere zu vernichten. Den Antrag, den Mitgliedern des Comités Sicherheitswachen zu geben, wies er auf das entschiedenste zurück, als geeignet, Haß und Verleumdungen gegen die Regierung wachzurufen, indem dieselbe mit überflüssigen Ehren überhäuft werde. Wie diesen Antrag, so wies auch Robespierre das überschwengliche Lob der Presse zurück. Er hatte allen Grund, sich gegen eine Volksthümlichkeit zu wehren, welche die ganze Last der Verantwortlichkeit einer bluttriefenden Regierung auf seine Schultern wälzte. Der Wille Robespierre's galt in der öffentlichen Meinung für den Willen des Comités; die Agenten der Regierung sprachen nur von ihm als dem Gewalthaber, dessen Befehle sie erfüllten; die Opfer in den Gefängnissen klagten nur ihn an, und selbst die Fremden nannten in ihren Proclamationen die französischen Soldaten die Soldaten Robespierre's. Hierzu kam, daß der Convent ihn vier Tage vor dem Fest des höchsten Wesens zum Präsidenten erwählt hatte, sodaß er bei einer Feier, die allerdings durch ihn geschaffen worden war, auch die Ehren des Tags genoß und sich vor allem Volk an der Spitze der Regierung zeigte.

Die Sonne des 8. Juni stieg glänzend empor; es war ein schöner Frühlingstag; eine unermeßliche Menschenmenge drängte sich in den Straßen und auf den Plätzen von Paris. Ein Fest des Friedens und der Freude stand in einem so befremdenden Widerspruch zu den alltäglichen blutigen Opferungen, daß die Menge sich kaum in die ungewohnte Stimmung zu finden wußte. David, der sich auf die revolutionäre Symbolik trefflich verstand, hatte sich mit Robespierre über die Anordnungen des Festes verständigt. Der Convent war zum festlichen Zug in dem

Digitized by Google

Tuileriengarten versammelt; nur Robespierre fehlte und ließ sich suchen. Wollte er den Gesetzgebern Frankreichs die Uebermacht seiner Stellung, seine Unentbehrlichkeit empfinden lassen? Er war einer Einladung Vilaté's gefolgt, der in seinen Memoiren berichtet, daß Robespierre aus seinen Fenstern den Eindruck des Volksschauspiels der zahllos versammelten Menge genoß und sich exaltirten Phantasien hingab. Niemals, nicht im Convent, nicht bei den Jakobinern hatte er sich so als den Mittelpunkt eines großen Staatswesens empfunden. Diese Tausende hatten sich gleichsam auf seinen Wink versammelt; sie waren bereit, seinen religionsschöpferischen Offenbarungen zu lauschen. Er fühlte sich nicht nur als Dictator, er fühlte sich auch als Prophet. Die festliche Heiterkeit des ganzen Treibens zu seinen Füßen, der Blumenschmuck der vielen tausend Schönheiten, die sich mit ihrem festlichsten Gewand bekleidet hatten, der elektrische Strom, der von einer großen, zu gemeinsamem Streben vereinigten Menge ausgeht: das alles machte einen bewältigenden Eindruck auf ihn, und in trunkenem Enthusiasmus rief er aus: „Hier ist das Universum versammelt! O Natur, wie köstlich und erhaben ist deine Macht! Wie müssen die Tyrannen erzittern bei dem Gedanken an dieses Fest!" Schönselige Träumereien, die uns aber einen Blick werfen lassen in das innerste Gemüth dieses merkwürdigen Mannes, welches erhabener Regungen ebenso fähig war, wie der kleinlichen und gehässigen.

Endlich stieg Robespierre herab und stellte sich an die Spitze des lange harrenden Convents, in der Hand einen Strauß von Blumen, Früchten und Aehren haltend, wie alle Conventsmitglieder. Er hatte sich mit noch größerer Sorgfalt als gewöhnlich geputzt; auf seinem Haupte prangte ein Hut mit wehendem Federbusch. Seine sonst düstern Züge waren von einer eigenthümlichen Verklärung erhellt; sein Stolz hatte an diesem Tage des Triumphes eine seltene Befriedigung gefunden; für den Staat Rousseau's und Montesquieu's wollte er heute die Grundlage legen, ähnlich den großen Staatsgründern und Gesetzgebern des Alterthums, deren Ruhm in Jahrtausenden nicht verhallt ist. In der Mitte des Tuileriengartens war für den Convent ein

Digitized by Google

großes Amphitheater errichtet, auf beiden Seiten desselben fanden sich Gruppen von Kindern, Jünglingen, Männern, Greisen und Frauen. Diese hielten ihre Töchter an der Hand und trugen Blumenkörbe; die Kinder waren mit Veilchen bekränzt, die Jünglinge mit Myrthen, die Männer trugen Eichen-, die Greise Weinreben- und Olivenkränze. Gegenüber dem Amphitheater erhoben sich die Bildsäulen des Atheismus, der Zwietracht, des Egoismus — Ungeheuer, der Phantasie David's entsprungen und für die Zwecke des Volksfestes in großen Zügen ausgeführt. Robespierre als Präsident hielt die Festrede; er begann mit den schwunghaften Worten: „Endlich ist der für immer gepriesene Tag gekommen, den das französische Volk dem höchsten Wesen weiht. Nie bot ihm die Welt, die es erschaffen, ein Schauspiel, das seiner Blicke so würdig gewesen wäre. Es sah auf der Erde die Tyrannei, das Verbrechen, den Betrug herrschen; in diesem Augenblicke sieht es eine ganze Nation, im Kampfe mit den Unterdrückern des Menschengeschlechts, den Lauf ihrer Heldenthaten unterbrechen, um Gedanken und Wünsche dem großen Wesen zuzuwenden, das ihr den Auftrag ertheilte, das Werk zu beginnen, und ihr den Muth gab, es zum Ziele zu führen." Darauf stieg der Redner vom Amphitheater herunter, ergriff eine brennende Fackel und steckte damit die Ungeheuer des Atheismus, der Zwietracht und der Selbstsucht in Flammen. Aus ihrer Asche trat die Statue der Weisheit hervor — wie man bemerken wollte, ein wenig angeschwärzt von dem Rauche des Feuers. Robespierre erläuterte dann in längerer Rede die Bedeutung des symbolischen Vorgangs, die Vernichtung der Laster, welche sich gegen die Republik verbündet haben. Der Zug setzte sich hierauf nach dem Marsfelde in Bewegung, wo der zweite Theil der Feier stattfinden sollte. Robespierre, im Schwung seiner Begeisterung und seines Selbstgefühls, schritt den übrigen Conventsmitgliedern weit voraus. Dies erregte Misstimmung und gab Veranlassung zu den bittersten Bemerkungen. Man verspottete den Hohepriester; man meinte, auch seine Weisheit sei verdunkelt, mit einer Anspielung auf die rauchgeschwärzte Statue; andere ließen das Wort Tyrann vernehmen, mit dem

Digitized by Google

Zusatz, daß es noch Brutus gäbe. Bourdon de l'Oise, einer der Kühnsten aber, sprach das prophetische Wort: „Es ist nur ein Schritt vom Capitol bis zum Tarpejischen Felsen.“ Voll innerer Erbitterung über die ihm vernehmbaren Anklagen und Drohungen langte Robespierre auf dem Marsfelde an, wo ein großer künstlicher Berg aufgeschüttet war. Unter dem Schatten eines mächtigen, den Gipfel beschattenden Baumes nahm der Convent Platz; die Volksgruppen wurden nach dem Festprogramm arrangirt. Unter Musik und Wechselgesang zogen die Jünglinge ihre Schwerter und gelobten in die Hände der Greise, das Vaterland zu vertheidigen; die Mütter nahmen ihre Kinder in die Arme; man schwur zu siegen, indem man dem höchsten Wesen huldigte.

Auch in den Provinzstädten wurde der Gedanke Robespierre's verwirklicht. Uns ist der Bericht eines solchen Festes aus Sceaux aufbewahrt. Die Art und Weise, wie die Provinzialen sich in symbolischen Kundgebungen versuchten, machte oft den Eindruck einer Parodie.

Wohl stand Robespierre jetzt auf dem Gipfel seiner Macht; doch die Bedrohungen, die sich mitten in seinem Triumphe gegen ihn richteten, zeigten ihm zugleich die wachsende Gefahr; sie trafen ihn an seiner empfindlichsten Stelle, sie verdächtigten den neuen Cultus als eine Art von theokratischer Dictatur. Robespierre sah den Abgrund zu seinen Füßen; er sah einen Kampf auf Tod und Leben vor sich, und eilte, sich für denselben zu rüsten. Nur so ist der merkwürdige Widerspruch zu erklären, daß dem Fest des höchsten Wesens, bei welchem ganz Frankreich eine freiere Luft zu athmen glaubte, auf dem Fuße das blutigste Gesetz der Schreckenszeit und die Blütenepoche der letztern folgten. Hier ist wiederum eine Stelle in seinem Leben, welche zu den verschiedensten Beurtheilungen seines Charakters Veranlassung gab. Seine Gegner machen ihn verantwortlich für die Fortsetzung und Steigerung des blutigen Einschüchterungssystems und für die tausend Opfer, welche in den letzten zwei Monaten vor seinem Sturze fielen; seine Vertheidiger behaupten, er habe in jenem Gesetz sich nur eine Handhabe zum Sturze

Digitized by Google

seiner Feinde verschaffen wollen. Gerade aber von diesen sei das Gesetz gemisbraucht worden, und entrüstet über diese Ausschreitungen habe er sich dann aus den Ausschüssen und dem Convent ganz zurückgezogen. Robespierre, der in der Constituante der Vorkämpfer einer blutscheuen Humanität gewesen, ist von der Anklage des Blutdurstes, der Freude an massenhaften Opferungen jedenfalls freizusprechen. Auch hat er sich gegen die Uebertreibungen des Schreckensregiments in Nantes und Lyon mehrfach entschieden erklärt. Seitdem aber das Blutsystem eine Lebensgewohnheit geworden und die Politiker bei ihren Kämpfen die Opfer der Guillotine ähnlich betrachteten, wie der Feldherr und der Soldat die Opfer des Schlachtfeldes, mit jener Mitleidlosigkeit, welche aus der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Hinrichtungen hervorging; seitdem besonders jeder Kampf im Convent ein Kampf auf Leben und Tod war: seitdem mußten verschiedene Charaktereigenschaften Robespierre's ihn in eine Bahn drängen, die weitab lag von seinen philosophischen Idealen, und so den Widerspruch zwischen seinen alles beglückenden Theorien und seiner blutigen staatsmännischen Praxis auf eine ironische Spitze trieben. Seine nervös überreizte Natur ließ ihn jeden dieser Kämpfe mit krampfhafter Verbitternng führen; sein Fanatismus für die demokratischen Principien sah in den Gegnern derselben in dieser Epoche höchster Anstrengung aller Kräfte Frankreichs Vaterlandsverräther; sein übertriebenes Mistrauen gefiel sich in der Protection eines gehässigen Spionirsystems, und obwol er stets den Muth seiner Ueberzeugung bewiesen, so war er doch nicht frei von Anwandlungen der Furcht vor „blanken Waffen", vor den Dolchen, welche Pitt und Koburg nach seiner Ansicht gegen ihn schliffen. Sein scheues Naturell war durch seine geistige Energie nicht genugsam gebändigt, sein physischer Muth bei weitem nicht seinem moralischen gleich. Wenn ihm etwas den Schein eines Despoten gab, so war es diese Furcht, die ihn trieb, Schrecken um sich zu verbreiten. Gleichwol war ihm dies Fieber, dieser Krampf seiner geistigen Existenz, welcher nur die Zuckungen Frankreichs widerspiegelte, nicht etwa ein Element, in welchem er sich wie andere Blutmenschen von Fach

Digitized by Google

behaglich fühlte; er strebte immer von neuem wieder heraus, er suchte wiederholt ein System der Mäßigung einzuführen, in welchem er den Staat der Zukunft, der vor seiner Seele schwebte, hätte ungestört verwirklichen können; doch die Lage Frankreichs erklärte die Ausnahmezustände in Permanenz; die Parteikämpfe rissen ihn immer von neuem in ihre Strudel und Wirbel, in deren Aufregung die elementarischen Mächte seines Wesens stets wieder den Sieg über seine höhern geistigen Tendenzen davontrugen. Jedenfalls gehört Robespierre zu den geschichtlichen Charakteren, denen ihr letztes Wort zu sprechen nicht vergönnt war.

Am Tage nach dem Fest beschwerte sich Robespierre im Wohlfahrtsausschuß über die Beleidigungen, denen er ausgesetzt gewesen, er beklagte sich über die Freunde Danton's, die letzten Reste der Gemäßigten und Bestechlichen; aber seine Klagen wurden sehr lau und gleichgültig aufgenommen. Billaud und Collot vertheidigten nicht gerade die Dantonisten, aber sie äußerten sich misbilligend über die Feier selbst, in welcher sie eine Rückkehr zum alten Aberglauben und überhaupt eine rückgängige Bewegung der Revolution erblickten. Robespierre suchte durch den Hinweis auf den neuen Gesetzvorschlag über das Revolutionstribunal, den er in Gemeinschaft mit Couthon ausgearbeitet hatte, zu beweisen, daß er nach wie vor den Gang der Revolution beschleunigen wolle. Die Collegen des Ausschusses nahmen den Gesetzentwurf ohne sonderlichen Enthusiasmus auf, weil sie dabei nicht befragt worden waren. Gleichwol waren sie im Princip mit demselben einverstanden und gaben auch ihre Zustimmung, daß Couthon Bericht darüber im Convent erstatten solle.

Das Gesetz vom 22. Prairial (10. Juni) wurde an diesem Tage von Couthon der Versammlung vorgelegt. Dasselbe brachte eine furchtbare Verschärfung und Beschleunigung der Revolutionsjustiz, die besonders durch die häufige Weigerung der Geschworenen, ihr Amt zu versehen, ins Stocken gerathen war. Das Tribunal sollte in vier Sectionen getheilt werden, die je aus einem Präsidenten, drei Richtern und neun Geschworenen bestanden. Die einzige Strafe, welche das Tribunal verhängen durfte, war der

Digitized by Google

Tod. Es sollte die Feinde des Volks bestrafen, welche die Freiheit, sei es durch Gewalt oder durch List, zu vernichten suchten. Als solche Feinde des Volks galten diejenigen, welche die Wiederherstellung des Königthums erstrebt, den Convent und die republikanische Regierung, deren Mittelpunkt er ist, aufzulösen versucht hatten; auch die Verbreiter falscher Nachrichten und die ungetreuen Lieferanten wurden ihnen zugezählt. Das Recht, die Bürger dem Revolutionstribunal zu überweisen, sollte den beiden Ausschüssen, dem Convent, den Deputirten in Mission und dem öffentlichen Ankläger zustehen. Bei dem Vorhandensein moralischer und materieller Beweise, deren Beweiskraft jedem gesunden Sinn und dem Gewissen aufgeklärter Richter einleuchtet, solle es des Verhörs von Zeugen weiter nicht bedürfen. Den verleumdeten Patrioten werden als Vertheidiger patriotische Geschworene bewilligt, nicht den Verschwörern. Unleugbar war dies Gesetz der schärfste Ausdruck des Terrorismus, denn niemals wol sind in gleicher Weise unbestimmte Vergehen und Verbrechen bei so formlosem Proceßgang mit solcher höchsten Strafe bedroht worden. Und daß dies Gesetz nicht blos auf dem Papier stand, dafür sorgte die blutige Praxis der Schreckensmänner. Vom 1. bis zum 22. Prairial waren 281 Todesurtheile gesprochen worden; nach dem Erlaß dieses Gesetzes wurden in den letzten acht Tagen des Monats 228 gesprochen, und im Laufe des Messidor sogar 796.

Die geheimen Absichten Robespierre's, als er ein so furchtbares Gesetz entwarf, blieben seinen Gegnern im Convent nicht verborgen. Augenblicklich erkannten sie das Motiv, welches ihn zur Einbringung des zweischneidigen Gesetzes bestimmt hatte. Wenn die Ausschüsse ohne weiteres die Angeklagten dem Revolutionstribunal überweisen konnten, so mußten die feindlichen Mitglieder des Convents für ihr Leben zittern. Das Vorrecht der Versammlung, selbst darüber zu entscheiden, welche Mitglieder in Anklagestand zu versetzen seien, war in dem Decret nicht vorbehalten. Das war für Robespierre der Schwerpunkt desselben, für seine Gegner der Hauptangriffspunkt, gegen den sie mit gesammelter Kraft vorgingen. Mehrere Stimmen erhoben sich

Digitized by Google

für Vertagung; Ruamps erklärte, man müsse sich eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn dies Gesetz durchginge. Da erhob sich Robespierre zu einer nachdrücklichen Vertheidigung desselben. Es bedürfe eines neuen Gesetzes, denn das Revolutionstribunal sei in seinem Gang seit Monaten gehemmt, es fehle an Geschworenen; mitten in den Siegen der Republik seien die Verschwörer thätiger als je. Die unerwartete Opposition, die sich hier zeige, sei nicht natürlich; man wolle den Convent spalten und ihn erschrecken. „Nicht uns", fügte Robespierre hinzu, „seine eigenen Vertheidiger hat er zu fürchten. Uebrigens sind wir auf dem Punkte angekommen, wo man uns tödten, aber uns nicht verhindern kann, das Vaterland zu retten." Nach einer kurzen Debatte mit Bourdon erreicht Robespierre die vollständige Annahme des Gesetzes. Doch das über ihrem Haupte schwebende Damoklesschwert läßt den bedrohten Conventsmitgliedern keine Ruhe. Am nächsten Tage, als die Vertreter der Ausschüsse abwesend waren, verlangte Bourdon, der Convent möge erklären, daß er allein nach wie vor das Recht habe, seine Mitglieder vor das Gericht zu stellen. Der Antrag wird ohne weitere Verhandlung angenommen. Im Wohlfahrtsausschuß erklärte sich Robespierre auf das heftigste gegen die Rebellen im Convent; doch seine Collegen waren nicht geneigt, dieselben zu opfern, und zeigten sich nur bereit, das Gesetz im ganzen aufrecht zu halten. Couthon verlangte am 12. Juni im Namen des Ausschusses die Zurücknahme der Bourdon'schen Resolution, weil dieselbe beleidigend sei für den Wohlfahrtsausschuß und ihm die Absicht zuschreibe, die Mitglieder des Convents auf das Schaffot zu schicken. Robespierre selbst erklärte sich gegen die Intriguanten, gegen die verächtlichen Heuchler, welche sich zu Parteihäuptern aufzuwerfen suchen, und als Bourdon sich zu vertheidigen wagte, rief er ihm mit unheimlicher Drohung zu: „Ich habe niemand genannt, wehe dem, der sich selbst nennt!" Der Convent ließ sich durch die Gewalthaber der Ausschüsse einschüchtern und nahm seine Resolution wieder zurück. Das Blutgesetz des 22. Prairial bestand in vollständiger Geltung fort; die Gegner Robespierre's zitterten, trotz der beruhigenden

Digitized by Google

Erklärung Couthons, denn wenn auch der Convent über die Anklage zu entscheiden hatte — er schien ja keinen eigenen Willen mehr zu haben gegenüber dem der Machthaber.

Was den bedrohten Mitgliedern des Convents allein einige Gewähr der Sicherheit bot, das war die Uneinigkeit im Wohlfahrtsausschuß und die feindliche Stellung, welche der Sicherheitsausschuß gegen diesen einnahm. Bei dem Gesetz vom 22. Prairial war der Sicherheitsausschuß nicht einmal zu Rathe gezogen worden, so sehr dasselbe in seinen eigentlichen Berufskreis eingriff. Dies hatte eine Erbitterung gesteigert, die schon lange gärte, seitdem der Wohlfahrtsausschuß und namentlich Robespierre sich der höhern Polizei bemächtigt hatten. Von den Männern des Sicherheitsausschusses ging denn auch der erste empfindliche Schlag aus, der auf das Haupt des Dictators geführt wurde.

Robespierre hatte von jeher schwärmerischen Anhang unter den Frauen; noch keinem Propheten hat eine bigote Schar von Sektirerinnen gefehlt. Das krampfhaft Verzückte seines Wesens übte eine magnetische Wirkung auf die Gemüther der Frauen aus, wie überhaupt alles Gefeierte und Volksthümliche bei ihnen ein lebhaftes Echo findet. Im Convent, bei den Jakobinern erfüllten seine Anhängerinnen, wenn man vermuthete, daß er sprechen werde, die Tribünen. Auch in seiner Häuslichkeit wurde er mit der ausgesuchtesten Zärtlichkeit, mit schmeichlerischen Liebkosungen von seiten der Frauen überhäuft. Seitdem er aber als Hoheprieſter des höchsten Wesens aufgetreten war, wurde von vielen fast ein religiöser Cultus mit ihm getrieben. Eine ältere Jungfrau, Katharina Théot, welche sich die Mutter Gottes nannte, hatte eine Sekte von Gläubigen um sich versammelt, welche in Robespierre den Messias erblickten. Man fand später bei ihr einen Brief, in welchem sie ihn als den Sohn des höchsten Wesens, den Erlöser des Menschengeschlechts anredete. Unter den Mitgliedern dieser Sekte befand sich auch der frühere Kartäusermönch Dom Gerle, welchem Robespierre ein Zeugniß guter patriotischer Gesinnung ausgestellt hatte. Vadier und andere Mitglieder des Sicherheitsausschusses hatten die Sekte

Digitized by Google

aufgespürt und glaubten, indem sie dieselbe als contrerevolutionär hinstellten, Robespierre's Namen in einen ebenso bedenklichen wie lächerlichen Proceß zu verwickeln. Ein Agent des Sicherheitsausschusses, Sénart, schlich sich in die Sekte ein, unter dem Vorgeben, Mitglied derselben werden zu wollen; darauf bewirkte er die Verhaftung fast sämmtlicher Sektirer. Robespierre wollte im Wohlfahrtsausschuß die ganze Sache unterdrücken; doch stieß er hierbei auf den heftigsten Widerspruch seiner Collegen, welche seine Verlegenheit und Besorgnisse mit Behagen ausbeuteten. Weinend vor Wuth entfernte er sich aus dem Ausschuß. So kam die Anklage vor den Convent. Vadier erklärte in einem Bericht, bei dessen Ausarbeitung der vielgewandte und doppelzüngige Barère behülflich gewesen war, die Sekte für ebenso lächerlich wie staatsgefährlich, und gab mit feiner Ironie auf Robespierre's beliebte Redewendungen den Intriguen des Auslandes, besonders der Engländer, schuld, diese Schule des Fanatismus in der Rue Contreescarpe geschaffen zu haben; er sprach von Hülfstruppen des Auslandes, von Mördern, von Werbern für die Vendée, und schilderte unter stürmischer Heiterkeit des Convents die lächerlichen Ceremonien der Sekte. Zum ersten mal war der gefürchtete Dictator dem Gelächter preisgegeben; man verlachte zwar nur seine Jünger und Jüngerinnen, aber die Tragweite dieses Spottes und dieser Schadenfreude war unverkennbar. Der Convent beschloß, die Häupter und Mitglieder der Sekte dem Revolutionstribunal zu überweisen. Robespierre's Einfluß war zwar groß genug, diesen Beschluß des Convents zu vereiteln; er ließ sich die Acten kommen und unterdrückte den Proceß; aber den bösen Willen seiner Feinde, der sich vor der Lüge und Verleumdung nicht scheute, hatte er erkannt und war nach diesem burlesken Vorspiel auf den ernstesten Kampf gefaßt. Seit dieser Zeit zog er sich von den Ausschüssen und auch aus dem Convent immer mehr zurück, ein Fehler, an dem früher schon Danton zu Grunde gegangen war; doch was bei diesem aus Lässigkeit, Trägheit, Blasirtheit geschah, das geschah bei Robespierre aus gekränkter Eitelkeit. Er fühlte, daß er den Boden unter seinen Füßen verloren hatte, und auch

Digitized by Google

seine Kraft als Redner war gebrochen, wenn er nicht auf die Sympathien der Mehrheit rechnen konnte. Hierzu kam, daß er auch in Bezug auf die auswärtige Politik mit seinen Collegen im Wohlfahrtsausschuß zerfallen war. Er war zu seinen anfänglichen Anschauungen zurückgekehrt, und gerade die glänzenden Siege der französischen Heere hatten seine Bedenken über drohende Staatsstreiche von seiten der Generale von neuem wachgerufen. So wollte er mehr durch diplomatische Verhandlungen als durch die Waffen siegen, und rieth namentlich zum Frieden mit Oesterreich, um diesen Staat von der feindlichen Coalition loszulösen. Die damalige politische Lage ließ diesen Plan als sehr ausführbar erscheinen. Die entschieden abweichende Ansicht seiner Collegen, namentlich Carnot's, des kundigen Fachmannes, mußte ihn um so mehr verstimmen, als auch der Ruhm, die kriegerischen Angelegenheiten so erfolgreich zu leiten, ein Ruhm, der früher dem ganzen Ausschusse und somit auch Robespierre zugute kam, sich jetzt immer ausschließlicher dem Leiter des Kriegsdepartements zuwendete. Die Diplomatie Robespierre's zeugte von einer Mäßigung, welche seinen Collegen reactionär vorkommen mußte. Auch dies darf man nicht übersehen, wenn man die Anklage Barère's am 10. Thermidor, „Robespierre habe den majestätischen und schrecklichen Lauf der Revolution hemmen wollen", richtig verstehen will. Diese Aeußerung ist überhaupt geeignet, die Ankläger Robespierre's als der eigentlichen Seele der Schreckensherrschaft bedenklich zu machen. Wäre nicht das Gesetz vom 22. Prairial, man würde in der That den vielgeschmähten Schreckensmann nach dem Fest des höchsten Wesens als einen Politiker betrachten müssen, der in die Bahnen weiser Mäßigung einlenken wollte. Wer waren seine Gegner im Wohlfahrtsausschuß? Barère, der jenen Vorwurf zu großer Mäßigung gegen ihn kehrte, Billaud-Varennes, einer der giftigsten und unerbittlichsten Schreckensmänner, Collot d'Herbois, der Vertheidiger und Mitschuldige der lyoner Greuel, gegen welche Robespierre die öffentliche Meinung aufregte. In seiner letzten Vertheidigungsrede am 8. Thermidor erklärte der Dictator, er sei aus dem Wohlfahrtsausschuß ausgetreten, weil ihn die Gewalt der Ver-

Digitized by Google

leumdung, die Ohnmacht, das Gute zu thun und das Böse zu verhindern, dazu gezwungen hätten; in derselben Rede vertheidigte er sich ausdrücklich gegen die Anklage, das Schreckensregiment zu seinen blutigsten Consequenzen gesteigert zu haben. „Haben wir den Schrecken in alle Lebensverhältnisse getragen? Das sind die Ungeheuer, die uns angeschuldigt haben. Haben wir den friedlichen Bürgern den Krieg erklärt, unheilbare Vorurtheile oder gleichgültige Dinge zu Verbrechen gestempelt, um überall Schuldige zu finden und die Revolution dem Volke selbst furchtbar zu machen? Nein, das haben die schrecklichen Menschen gethan, die uns angeklagt haben!" Am 3. Thermidor, noch einige Tage vor seinem Sturz, klagte er bei den Jakobinern Fouché an wegen seiner unerhörten Greuelthaten in Lyon, nachdem er ihm vorher die Hand seiner Schwester Charlotte verweigert, um welche dieser angehalten hatte. So scheint es in der That, als ob ihm jenes Gesetz durch die wahnwitzige Anwendung, welche dasselbe, allerdings von seiten seiner eigenen Creaturen, fand, selbst verhaßt geworden wäre. „Mögen die Frevler zu Grunde gehen", hatte er schon vor einigen Monaten ausgerufen, „welche den heiligen Namen der Freiheit oder die furchtbaren Waffen, die das Gesetz ihnen anvertraut hat, zu misbrauchen wagen, um die Trauer und den Tod in die Reihen der Patrioten zu tragen." Seine Schuld war es ohne Frage, diese furchtbaren Waffen noch furchtbarer gemacht zu haben. Gleichwol darf man ihn für den Wahnwitz eines Fouquier-Tinville, der zuletzt die Guillotine in dem Gerichtssaal errichten ließ, nicht verantwortlich machen. Der Staatsankläger reichte seine Proscriptionslisten dem Wohlfahrtsausschuß ein, und zwar gehörten sie zum Ressort Robespierre's, doch seitdem derselbe sich von den Ausschüssen fernhielt, muß er auch von der Theilnahme an der mörderischen Wirksamkeit derselben freigesprochen werden. Er mag sich die Acten zur Einsicht haben geben lassen, aber nur eine einzige größere Proscriptionsliste aus jener Zeit trägt die Mitunterschrift seines Namens.

In den Ausschüssen überstimmt, im Convent verlacht und bedroht, hatte er nur ein Mittel, seine Macht zu behaupten: die

Digitized by Google

Entfesselung des Volkssturms, der am 31. Mai gesiegt hatte, gegen die gesetzlichen Gewalten. Danton hatte vor seinem Sturz nicht mehr die Macht dazu, denn ihm versagten die populären Sympathien; sonst war er der Mann dazu. Bei Robespierre verhielt es sich umgekehrt. Seine Volksthümlichkeit in Paris war unerschüttert; nach wie vor beherrschte er den Jakobinerclub; der Gemeinderath bestand aus seinen Freunden; der Commandant der pariser Nationalgarden, Henriot, stand ihm treu zur Seite; das Revolutionstribunal, wenn auch jetzt die Leitung dieser furchtbaren Maschinerie seinen Händen entschlüpft war, würde dem siegreichen Dictator keinen verlangten Spruch versagt haben. General Labreteche, ein begeisterter Anhänger Robespierre's, befehligte ein stehendes Lager bei Sablons, welches als eine Art revolutionärer Kriegsschule betrachtet werden konnte; kurz, Danton an Robespierre's Stelle hätte leichtes Spiel gehabt. Doch dieser zögerte; die Entfesselung anarchischer Gewalten war nicht seine Sache; er war pedantisch, ein Mann der Formen, und wollte durch die Waffe wirken, der er seine bisherigen Siege zu verdanken hatte, durch das Wort, durch die Beredsamkeit. Er besaß nicht den glühenden Ehrgeiz, der sich zu einer entscheidenden That zu sammeln vermochte; sein Stolz, seine Eitelkeit ließen sich gern von den Wogen tragen, aber sie kämpften ungern und schwächlich gegen dieselben an. Wenn das Verhängniß der ganzen Epoche darin lag, daß einem parlamentarischen Körper die entscheidende Executive des Staats anvertraut war, so muß Robespierre auch hierin als der bezeichnendste Träger derselben angesehen werden. Die Verhältnisse waffneten ihn mit der Macht der Dictatur; aber er blieb als Dictator immer nur der Parlamentsredner. Wenn er sich in der letzten Zeit öfter zu einer befreundeten Familie in ein schönes Landhaus zu Maisons-Alfort begab, so folgten ihm dorthin seine Freunde, der Maire Fleuriot, der Vicepräsident des Gemeinderaths, Coffinhal, der Commandant Henriot und andere zu Pferde, ein wilder Generalstab, der Schrecken der Gegend, denn sie überritten, wer ihnen in den Weg kam; aber diesem Generalstab fehlte der General.

Digitized by Google

Robespierre suchte noch einmal in den Ausschüssen und im Convent den Sieg davonzutragen. Am 21. Juli versammelten sich die Ausschüsse zu einer versöhnenden Berathung. Robespierre war zugegen; Saint-Just erhob sich, um die Dictatur für ihn zu verlangen. Es ist dies bestritten, aber wahrscheinlich; denn in dem Programm Saint-Just's, welches die Spartanerrepublik mit festen Umrissen bis ins einzelne vorzeichnete, fehlte der Dictator nicht, welcher die neue Epoche der Gesellschaft durch energische Maßregeln vorbereiten sollte. „Nöthig ist die Dictatur eines Mannes, der Geist, Kraft, Vaterlandsliebe und revolutionäre Erfahrung besitzt, der tugendhaft, unbeugsam und unbestechlich ist. Dieser Mann ist Robespierre." Der Vorschlag wurde nur von wenigen gebilligt, von der Mehrheit der Ausschüsse entschieden abgelehnt. Damit war der Krieg mit aller Bestimmtheit erklärt. Robespierre hatte nur noch einen Weg — die Anklage im Convent gegen seine Feinde, sowie gegen die Regierung, besonders gegen das ihm feindliche Triumvirat Billaud, Collot und Barère. Es cursirten Proscriptionslisten mit den Namen der Deputirten, deren Köpfe Robespierre verlangte; noch war seine Macht so gefürchtet, daß viele der Bedrohten nicht in ihren Wohnungen schliefen. Tallien, Bourdon und andere Männer des Berges suchten die „Ebene", die Gemäßigten, für sich zu gewinnen zum Kampfe gegen den Tyrannen. Doch diese Stillen des Convents, ein Boissy d'Anglas und andere, zögerten lange, aus ihrer Neutralität herauszutreten. Robespierre seinerseits glaubte nicht weniger auf ihre Stimmen rechnen zu dürfen; er hatte ja die 73 Abgeordneten, welche, girondistischer Gesinnung verdächtigt, von der extremen Partei zu einer gleichen Hekatombe wie die Girondisten selbst bestimmt waren, durch sein mächtiges Wort geschützt; es waren die Gesinnungsgenossen der Ebene. Doch überwand die letztere endlich ihr Zaudern, in den Kampf der Fractionen des Berges miteinzutreten; sie kam zu der Ueberzeugung, daß der Sturz Robespierre's auch der Sturz des ganzen herrschenden Systems sei, und versprach, gegen den Dictator zu stimmen.

Der rührige Jakobinerclub, in welchem Couthon, dieser sanft-

Digitized by Google

müthige Apostel des Schreckens, ein gebrechlicher, gelähmter Mensch, harmlos und wohlwollend im Privatleben, Terrorist auf der Tribüne, die Gemüther erhitzt und eine neue Purification des Convents, nur fünf bis sechs Mitglieder betreffend, verlangt hatte, eröffnete den Entscheidungskampf der drei Tage des Thermidor. Eine Deputation der Jakobiner erschien am 25. Juli (7. Thermidor) an der Barre des Convents, um die Besorgnisse des Volks in den Schos desselben niederzulegen; sie pries die Reinheit des Convents, welcher nur durch die Anwesenheit weniger Verräther befleckt werde, beklagte sich aber über die Intriguen des Auslandes und die von diesem bezahlten Verräther, über die Verhöhmng des erhabenen Gottesdienstes, bei welchem jeder Bürger Priester sei; sie beschuldigte besonders einen der Commissare des Heerwesens, Pillé, daß er Paris von patriotischen Kanonieren entblöße! Es geschah dies allerdings auf geheime Ordre des Wohlfahrtsausschusses, welcher die Hälfte der revolutionären pariser Artillerie aus der Stadt entfernte, um einen Hauptnerv des drohenden Aufstandes gegen den Convent zu lähmen. Als diese Zuschrift der Jakobiner verlesen war, folgte tiefes Schweigen.

Am folgenden Tage bestieg Robespierre selbst die Tribüne; eine athemlose Stille herrschte im Saale. Diese letzte Rede war sein politisches Testament; man ist sehr geneigt, sie zu unterschätzen als eine schulgerechte und langweilige Declamation, in welcher Vertheidigung und Anklage nach einer alltäglichen Disposition aufeinanderfolgen. Und doch enthält sie Stellen von einem classischen Adel des Ausdrucks, von einem tief ergreifenden elegischen Zug, von einer glühenden Begeisterung für Vaterland und Freiheit! Es ist der Robespierre der Constituante, der das Banner seiner Ideale hochhält, und was ewig ist in diesen wild vorüberrauschenden Wogen des Umsturzes, wie mit seelenvoller Dichterstimme preist; nach wie vor der einzige der Revolution, der sich stets auf der Höhe ihrer geistigen Bedeutung hält. „Sie besteht", so ruft er aus, „ich bezeuge es euch, gefühlvolle und reine Seelen, diese zarte und gewaltige Leidenschaft, Qual und Entzücken aller großen Herzen, dieser tiefe Abscheu vor der

Digitized by Google

Tyrannei, dieser mitleidige Eifer für die Unterdrückten, diese heilige Liebe zum Vaterlande und diese noch heiligere und erhabenere zur Menschheit, ohne welche eine große Revolution nur ein furchtbares Verbrechen wäre, welches ein anderes Verbrechen vernichtet. Er besteht, dieser schöne Ehrgeiz, auf der Erde die erste aller Republiken gründen zu wollen. Doch wie sollten unsere niedrigen Verleumder etwas davon wissen?... Sie nennen mich einen Tyrannen! Wäre ich ein Tyrann, sie würden zu meinen Füßen kriechen; ich würde ihnen mit Gold den Mund stopfen, ich würde ihnen das Recht zusichern, alle Verbrechen zu begehen, und sie würden mir dankbar sein. Man wird ein Tyrann mit Hülfe der Schurken. Was ist das Los derjenigen, welche die Tyrannei bekämpfen? Das Grab und die Unsterblichkeit... Wenn ich die Menge der Laster sah, welche im Strom der Revolution in wüstem Durcheinander neben allen Bürgertugenden einhertrieben, so habe ich bisweilen gezittert, in den Augen der Nachwelt befleckt zu werden durch die unreine Nähe der verderbten Menschen, welche sich in die Reihen der aufrichtigen Vertheidiger der Menschheit mischten."

Napoleon hat bekanntlich einmal Robespierre den Sündenbock der Revolution genannt; dies hebt er selbst in seiner Rede hervor. An jeden Misgriff der Regierung knüpfe sich sein Name. Würden Patrioten ins Gefängniß geworfen statt der Aristokraten, so heiße es: Robespierre hat es gewollt; unterliegen Patrioten einer mit Unrecht verhängten Strafe, so heiße es: Robespierre hat es befohlen; wenn zahlreiche Agenten des Sicherheitsausschusses überall hin ihre Peinigungen und Raubzüge ausdehnen, so sage man: Robespierre hat sie geschickt; wenn ein neues Gesetz den Geldmenschen unbequem werde, so heiße es, Robespierre richte sie zu Grunde! Er führt die Beleidigungen an, die man bei dem Feste des höchsten Wesens auf ihn gehäuft habe; er behauptet, daß er nur deshalb Einfluß erlangt, weil er die Sprache der Wahrheit spreche. „Die Wahrheit, fürwahr, hat ihre Macht, ihren Zorn, ihren Despotismus; sie hat rührende und schreckliche Töne, welche in den reinen Gemüthern wie in den schuldigen Gewissen einen Widerhall finden und welche die

Digitized by Google

Lüge ebenso wenig nachzuahmen vermag, wie Salmoneus die Blitze des Himmels nachzuahmen vermochte. Doch wollt ihr dessen die Nation, das Volk anklagen, welches die Wahrheit fühlt und sie liebt? Wer bin ich, gegen den man die Anklage richtet? Ein Sklave der Freiheit, ein lebender Märtyrer der Republik, das Opfer so gut wie der Feind des Verbrechens. Alle Schurken beschimpfen mich; die gleichgültigsten Handlungen, die bei andern für gesetzmäßig gelten, werden mir als Verbrechen angerechnet... Nehmt mir mein Gewissen, ich bin der Unglücklichste der Sterblichen, ich genieße nicht einmal das Recht des Bürgers, es ist mir sogar nicht erlaubt, die Pflichten eines Volksvertreters zu erfüllen."

Die Vertheidigung schien den Convent zu ermüden; er harrte der Anklage. Robespierre ließ nicht länger darauf warten; er klagte an mit der ganzen Gewalt seines Mistrauens und Hasses. Das Doppelwesen des Mannes trat in seiner letzten Rede wiederum charakteristisch hervor; dem begeisterten Aufschwung, der Hingebung an die großen Ideen, die sich kaum ergreifender aussprechen läßt, folgte die gallige, alles begeifernde Gehässigkeit. Selbst die Siege der Armeen, welche Frankreichs Machtstellung in Europa zu einer glänzenden gemacht haben, gaben ihm Veranlassung zum Mistrauen; sie würden ja mit einer akademischen Leichtfertigkeit geschildert, als ob sie kein Blut gekostet hätten. Nach diesem Ausfall auf den geschmeidigen Berichterstatter Barère wendet er sich gegen die Finanzcommission, deren Mitglieder er als Schurken bezeichnet, gegen den Sicherheitsausschuß und dessen gewaltsames und grausames Verfahren; er gibt ihm eine Verschwörung schuld, an welcher sich einige Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses mitbetheiligt hätten. Erneuerung und Reinigung beider Ausschüsse — das erscheint ihm als das Rettungsmittel. „Es gilt, die Regierung unter die höchste Autorität des Nationalconvents zu stellen, welcher ihr Mittelpunkt und ihr Richter ist, und so alle Factionen mit dem Gewichte des nationalen Ansehens zu erdrücken, um auf ihren Trümmern die Macht der Gerechtigkeit und der Freiheit zu begründen. Dies sind die einzig richtigen Grundsätze. Ist es

Digitized by Google

aber unmöglich, sie zu verkünden, ohne für einen Ehrgeizigen zu gelten, so schließe ich daraus, daß diese Grundsätze gerichtet sind, daß die Tyrannei unter uns herrscht, doch nicht, daß ich schweigen müsse; denn was kann man einem Mann entgegnen, der das Recht für sich hat und der für sein Land zu sterben weiß? Ich bin geschaffen, das Verbrechen zu bekämpfen, nicht es zu beherrschen. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo der rechtliche Mann dem Vaterland ungestraft dienen kann."

Der Eindruck dieser bleischweren Rede lastete längere Zeit auf der Versammlung; selbst ein Gegner Robespierre's, Lecointre, beantragte ihren Druck; Bourdon dagegen verlangte, sie den Ausschüssen zu überweisen. Damit war das Eis gebrochen; einer der Angeklagten nach dem andern erhob sich, um die Beschuldigungen Robespierre's zurückzuweisen, am heftigsten Cambon, der die Finanzverwaltung mit anerkannter Redlichkeit und Tüchtigkeit leitete. „Es ist Zeit", ruft er aus, „die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit. Mich klagt man an, daß ich mich eines Verwaltungszweigs bemächtigte! Der Mensch, der sich zum Meister über alles gemacht hat, der euern Willen lähmt, ist derselbe, der eben gesprochen hat, es ist Robespierre!" Dieser geräth außer Fassung über die unerwartete Heftigkeit des Angriffs und bringt wenig sagende Entschuldigungen vor. Da erhebt sich Billaud mit Vorwürfen gegen Robespierre, besonders wegen seines eigenmächtigen Zurücktretens aus den Ausschüssen; Panis und andere fordern, er möge die fünf oder sechs Deputirten nennen, deren Tod er und Couthon seit einem Monat verlange. Robespierre zögert, er sucht Ausflüchte. Immer heftiger wird die Aufregung; der frühere Beschluß der Versammlung, die Rede drucken zu lassen, wird zurückgenommen; Robespierre kann sich keiner Täuschung mehr hingeben über die Stimmung des Convents. Er eilt zu seinen Jakobinern, wo er mit Jubel empfangen wird; er liest seine Rede hier nochmals vor unter stürmischem Beifall. „Dies ist mein letztes Testament"; fügt er am Schluß derselben hinzu, „das habe ich heute gesehen! Der Bund der Schlechten ist so mächtig, daß ich nicht hoffen darf, ihm zu entrinnen. Mag ich immerhin unterliegen — ich lasse euch mein

Digitized by Google

Andenken. Es wird euch theuer sein, und ihr werdet es vertheidigen." Nach diesen Worten, welche an die Abschiedsworte Jesu erinnerten, traten die Mitglieder des Gemeinderaths und der stets kampfbereite Henriot zu ihm, um ihn zum Handeln aufzufordern. Der Nationalagent Payan rieth ihm, die jetzt versammelten Ausschüsse zu verhaften. Dieser kühne Streich ist nicht nach Robespierre's Sinn; er vertraut noch immer auf seine Beredsamkeit und will sich höchstens dazu entschließen, durch die Truppen der Commune und Henriot's am folgenden Tage einen Druck auf den Convent auszuüben. „Wenn aber trotz aller Anstrengung mein Untergang gewiß ist, dann sollt ihr sehen, Freunde, mit welcher Ruhe ich den Giftbecher trinken werde." „Wir trinken ihn mit dir", rief der Maler David. Couthon trägt wiederum auf eine Reinigung des Clubs an; alle anwesenden Mitglieder des Convents, welche gegen den Druck von Robespierre's Rede gestimmt hatten, sollten ausgeschlossen werden. Der leidenschaftliche Collot d'Herbois setzt sich zur Wehr, er wird verlacht und beschimpft; vergebens beruft er sich auf seine Großthaten, die der Club noch vor kurzem so glänzend anerkannt hatte, vergebens wendet er sich an Robespierre selbst in versöhnlicher Weise: „Wir lieben dich alle, du hast unrecht, zu zürnen, wir alle stehen gemeinsam für den Ausschuß ein!" Robespierre blieb schweigsam; der Tumult wurde immer stürmischer, Billaud wurde am Kragen gefaßt, Collot entging mit genauer Noth den gegen ihn gezückten Dolchen. In höchster Aufregung eilte er in die vereinigten Ausschüsse, wo der unerschütterliche Saint-Just, vor kurzem aus dem Felde zurückgekehrt, den Sturm seines Unwillens über sich ergehen lassen mußte. Die andern Mitglieder verlangten von ihm, daß er den Bericht vorlese, mit dessen Ausarbeitung für die morgende Sitzung des Convents er beauftragt worden sei. Er antwortet, er habe ihn nicht bei sich, er habe ihn einem seiner Collegen zu lesen gegeben. Collot nennt ihn den Mitschuldigen Robespierre's, ein Glied des schändlichen Triumvirats, und meint, er habe seine Taschen gewiß schon voll von Denunciationen. Saint-Just leert seine Taschen und versichert, daß dies nicht der Fall sei. Nun ver-

Digitized by Google

langt man von ihm, daß er morgen um 11 Uhr seinen Bericht den Ausschüssen vorlese, ehe er damit auf die Tribüne des Convents trete; er sagt dies zu, hält aber sein Versprechen nicht. Die Ausschüsse beschließen außerdem, Henriot seines Amtes zu entsetzen und den Maire von Paris vor die Schranken des Convents zu laden. Sie hatten nicht den Muth, beide sogleich zu verhaften. Das Schwanken auf beiden Seiten war begreiflich bei den Conflicten einer sich selbst zerfleischenden Regierung, deren Mitglieder zum ersten mal gegeneinander um Tod und Leben kämpften.

Die feindlichen Mitglieder des Convents waren nicht minder in Bewegung während der ganzen Nacht, um sich die Stimmenmehrheit zu verschaffen und für die entscheidende Sitzung die Rollen zu vertheilen. Der eifrigste war Tallien; er nahm es über sich, den Kampf zu eröffnen, er kämpfte nicht blos für das eigene Leben, sondern auch für das seiner Geliebten, der schönen Spanierin Theresa Cabarrus, geschiedenen Frau von Fontenay, die den Schreckensmann in Bordeaux zur Milde bekehrt hatte. Sie war in den Kerker geworfen worden; Robespierre ließ alle sie betreffenden Actenstücke sammeln; das war nichts anderes als ein Todesurtheil. Aus ihrem Gefängniß hatte sie Tallien einen Dolch geschickt und ihn zur Rache aufgerufen. Nicht minder eifrig war Fouché, den Robespierre vor kurzem, wie wir erwähnten, bei den Jakobinern angeklagt hatte; dieser intriguante und grausame Schleicher, später bekanntlich Napoleon's Polizeiminister, mit seinem blassen, schielenden, falschen Gesicht war unermüdlich, gegen Robespierre zu werben. Andere seiner Gegner hat dieser selbst in kurz hingeworfenen Charakterskizzen gezeichnet, die sich unter seinen Papieren fanden. Da ist der Dantonist Thuriot, Dubois de Crancé, der ein Anhänger der Orléans genannt wird. Zu den ungestümsten Kämpen gehören die beiden Bourdon; der eine, Bourdon de l'Oise, ward von Robespierre als einer der glühendsten Anhänger des Atheismus gekennzeichnet, als der verwegenste Spötter bei dem Feste des höchsten Wesens, als ein Mensch, der herumgeht mit der Miene eines Mörders, welcher über einem Verbrechen brütet, und der

Digitized by Google

verfolgt wird durch das Bild des Schaffots und durch die Furien. Auch Leonard Bourdon erscheint als Atheist, als Freund von Clootz und Hébert. Robespierre, ein Feind jeder Art von Cynismus, wirft ihm besonders vor, daß er zuerst unpassende Formen in den Convent eingeführt, mit dem Hut auf dem Kopfe gesprochen und in einem lächerlichen Costüm seinen Platz eingenommen habe. Nimmt man dazu die Schreckensmänner des Wohlfahrtsausschusses, Billaud, Collot und Barère, die Vertreter des Sicherheitsausschusses, Amar, Vouland, Vadier, welche Robespierre unnöthiger Grausamkeit angeklagt hatte, die blutigen Proconsuln Barras und Fréron, welche in Toulon gewüthet hatten, wie Tallien in Bordeaux und Fouché in Lyon: so erhält man ein Bild jener feindlichen Coalition des Thermidor, welches uns mehr eine Vereinigung extremer Terroristen zeigt, als einen Bund von Männern, die den Sturz des Terrorismus beabsichtigen. Ihren blutigen Ueberstürzungen gegenüber ist Robespierre oft als Ankläger aufgetreten, und sie selbst klagen ihn ja zum Theil der Mäßigung, contrerevolutionärer Umtriebe, selbst des Royalismus an. Gleichwol ist es der Bergpartei im letzten Augenblick gelungen, die Ebene für sich zu gewinnen, so gern sich diese seit lange eines Kampfes enthielt, der sich nur darum drehte, für welchen Tyrannen sie sich entscheiden sollte.

Der 9. Thermidor, der Tag der Entscheidung, war einer der heißesten Sommertage, welche die Jahrgänge des republikanischen Kalenders nachweisen, und aus dieser lastenden Schwüle mag sich gleichzeitig die wilde Erhitzung und die maßlose Abspannung erklären, welche in ihrem Wechsel für die große Haupt- und Staatsaction dieses Tages charakteristisch sind. Schon zu früher Stunde waren alle auf ihrem Posten: der Gemeinderath war versammelt, Henriot durchritt mit seinen Adjutanten die Straßen der Stadt, die Jakobiner hatten sich in Permanenz erklärt. Saint-Just besteigt die Tribüne; er hat noch in der Nacht einen Bericht ausgearbeitet, welcher die Anklagen Robespierre's vom vorigen Tage erneuert, aber verschärft und geschickter gruppirt. Dieser Bericht ist später im Druck erschienen; auf

Digitized by Google

der Tribüne konnte Saint-Just nur die ersten Sätze sprechen: „Ich gehöre zu keiner Faction, ich werde sie alle bekämpfen; sie werden nicht eher erlöschen, bis die Institutionen vorhanden sind, welche der Staatsgewalt Schranken setzen und den menschlichen Hochmuth unwiderruflich beugen. Möge diese Tribüne zum Tarpejischen Felsen für mich werden — dennoch muß ich es sagen, daß die Mitglieder der Regierung den Weg der Weisheit verlassen haben." Doch als er erklärt, der Versammlung sein Herz öffnen zu wollen, verlangt Tallien einen Ordnungsantrag zu stellen und erhält das Wort. „Die Republik ist in einem traurigen, beklagenswerthen Zustand. Gestern hat ein Mitglied der Regierung seine Collegen angeklagt, heute thut ein anderes dasselbe. Unsere Leiden sind doch ohnedies schon schwer genug; ich verlange, daß der Schleier ganz zerrissen werde." Langer tobender Beifall folgt diesen Worten. Billaud besteigt die Tribüne, um zu erklären, daß Saint-Just nicht berechtigt sei, im Namen der Ausschüsse zu sprechen, da er seinen Bericht ihnen nicht vorher mitgetheilt habe. Darauf ergeht er sich in Anklagen gegen Robespierre und dessen Herrschsucht; er wirft ihm sogar vor, daß er Edelleute angestellt und den Verräther Danton lange Zeit beschützt habe. Die Hauptanklage richtete sich gegen die lange Unterdrückung des Ausschusses und gegen die Verschwörung in der letzten Sitzung des Jakobinerclubs. Robespierre hatte inzwischen in höchster Erregtheit seinen Sitz verlassen und stand auf den Stufen der Rednerbühne, indem er mit Ungestüm das Wort vom Präsidenten verlangte. Als Billaud schwieg, wiederholte er sein Verlangen; da erscholl aus dem ganzen Saale der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen!" Robespierre ließ trotzdem nicht ab, das Wort zu verlangen; doch schon hatte es Tallien erhalten. „Tyrann", rief er aus, „glaubst du uns die Attentate verheimlichen zu können, die du gegen die Nationalvertreter beabsichtigst? Ich war gestern bei den Jakobinern, ich hörte, wie du uns dem Dolch der Mörder bezeichnetest. Sie versprachen, deiner Wuth zu dienen, und sie dienen ihr. In diesem Augenblick versammelt sie der schändliche Henriot. Schon sind sie unterwegs; doch wir werden ihnen zuvorkommen, der Convent

Digitized by Google

wird einstimmig seine Befreiung decretiren. Doch sollte diese meine Hoffnung getäuscht werden, so soll der Tyrann sich seines Triumphes nicht erfreuen. Ich habe mich mit diesem Dolch bewaffnet, um ihn zu durchbohren, wenn der Convent nicht den Muth hat, seine Anklage zu beschließen." Zunächst wird die Verhaftung von Henriot, Dumas und eines der eifrigsten Jakobiner, Boulanger, beschlossen. Barère tritt hervor, um die letzten Beschlüsse der Ausschüsse mitzutheilen. Wiederum verlangt Robespierre das Wort, und wiederum vergebens. Noch lauter und einstimmiger tönt ihm der Ruf entgegen: „Nieder mit dem Tyrannen!" Der vielgewandte Barère, der Talleyrand der Schreckenszeit, soll zwei Entwürfe zu Reden für und gegen Robespierre in der Tasche gehabt haben, je nachdem die Stimmung des Convents sich aussprach. Er konnte jetzt darüber nicht im Zweifel sein und verlangte, daß die Stelle eines Generalcommandanten der pariser Nationalgarde abgeschafft werde und der Maire vor den Schranken des Convents erscheine, um mit seinem Kopfe für die Sicherheit der Hauptstadt verantwortlich gemacht zu werden. Der Convent decretirt, was Barère verlangte. Ein Redner nach dem andern besteigt jetzt die Tribüne, um seinem Herzen gegen Robespierre Luft zu machen; der alte geschwätzige Vadier bringt noch einmal ausführlich die Verschwörung der Katharina Théot vor; die Angriffe gegen den Dictator drohen sich zu zersplittern, und doch bedarf es der gesammelten Kraft, um ihn zu stürzen; Erörterungen, welche die vereinigten Fractionen spalten oder Besorgnisse wegen der Zukunft erwecken können, müssen um jeden Preis vermieden werden. Da besteigt Tallien, der sich am 9. Thermidor als der für große Krisen geschaffene Mann der That bewies, wieder die Tribüne und entwirft mit jener Fracturschrift, wie sie der Augenblick verlangt, ein Gesammtbild von dem Charakter des „feigen, stolzen, blutdürstigen Rhetors". Ein unbekannter Abgeordneter des Berges, Louchet, wirft das entscheidende Wort in den Saal: „Verhaftung Robespierre's"; hundert Stimmen wiederholen dasselbe. Dieser selbst, noch immer in der Meinung, den Sturm beherrschen zu können, wenn er zu Worte kommt, geht wie ein

Digitized by Google

wildes Thier im Käfig wuthschnaubend von seinem Platz zur Tribüne und von der Tribüne wieder auf seinen Platz; er blickt beschwörend zu den Galerien auf, die fünf Jahre hindurch für ihn geschwärmt hatten; sie sind stumm; er horcht, ob sich von außen nicht die Rufe des zu seiner Rettung heranstürmenden Volkes vernehmen lassen. Alles still. Er wendet sich an den Präsidenten; der Dantonist Thuriot hat Collot abgelöst und schwingt mit gleicher Unermüdlichkeit die Klingel. „Zum letzten mal, Präsident der Mörder, verlange ich das Wort von dir", ruft Robespierre in krampfhafter Wuth; nur die Präsidentenklingel antwortet seiner vor Aufregung heisern und erlöschenden Stimme und der Ruf des Abgeordneten Garnier de l'Aube: „Das Blut Danton's erstickt dich!" Robespierre wendet sich an die Ebene; er will ihr ins Gedächtniß zurückrufen, daß er 72 Abgeordnete aus ihrer Mitte von dem Tode gerettet hat. „An euch, ihr reinen, tugendhaften Menschen, wende ich mich, und nicht an diese Räuber." Doch auch jetzt, bei dieser nicht ungefährlichen Wendung, wird er vom Tumult unterbrochen. „Zur Abstimmung, zur Abstimmung!" rufen die Führer der Bewegung; die Verhaftung wird beschlossen unter gewaltigem Lärm; von allen Seiten tönt der Ruf: „Es lebe die Freiheit, es lebe die Republik; die Tyrannen sind nicht mehr!" Verächtlich, mit eisiger Ruhe blickte Saint-Just auf das wilde Treiben der Gesetzgeber Frankreichs; er und Couthon wurden dem Anklagedecret beigefügt. Lebas, der früher auf der Tribüne vergeblich versucht, Robespierre zu vertheidigen, indem man ihn gewaltsam heruntergerissen hatte, und der jüngere Bruder des gestürzten Tyrannen verlangten sein Schicksal zu theilen; ein edelmüthiges Opfer, welches der Convent ohne weiteres annahm. Doch noch so groß war das Ansehen des so lange gefürchteten Mannes, daß die Huissiers des Saales nicht wagten, ihn und seine Genossen an die Schranken zu führen. Erst der allgemeine Ruf des Convents zwingt sie, herabzusteigen. Robespierre kann seiner ohnmächtigen Wuth über solche Demüthigung nicht Herr werden; die convulsivische Erregtheit seiner Natur hindert ihn, seinen Sturz mit Größe zu empfinden und zu tragen.

Digitized by Google

Die Versammlung hatte zwar die Sitzung in Permanenz erklärt, doch die furchtbare Aufregung und die Glut des Tages haben sie abgespannt. Es war 5 Uhr, sie vertagt sich bis 7 Uhr. Zwei gefährliche Stunden, in denen die Commune handeln konnte, doch hier herrschte die gleiche Abspannung. Hier war kein Danton, der zum Sturm aufrief, und die Revolutionsarmee eines Victor und Ronsin, die stets bereite Waffe anarchischer Gelüste, war von Robespierre selbst zertrümmert worden. Gleichwol galt es, mit geschwächten Mitteln einen neuen 2. Juni zu improvisiren, den Convent mit den Bataillonen der Nationalgarde zu umgeben und Robespierre's Befreiung zu erzwingen. Die Ankündigung von Henriot's Verhaftung, das Verlangen, daß der Maire an der Barre des Convents erscheine, wurde auf der Mairie mit Hohn aufgenommen. Große Volksmassen hatten sich auf dem Platze vor dem Stadthause versammelt; der Gemeinderath schickte Agenten unter sie, um sie zur Rettung des Vaterlandes aufzufordern; er redigirte eine Adresse, in welcher es hieß: „Frevler unterdrücken Robespierre, diesen tugendhaften Bürger, der die tröstliche Lehre vom höchsten Wesen und der Unsterblichkeit der Seele decretiren ließ; Saint-Just, diesen Apostel der Tugend, der in der Rhein- und Nordarmee den Verrath unterdrückte, und Couthon, diesen tugendhaften Bürger, der nur noch durch sein Herz und seinen Kopf, die beide von Vaterlandsliebe glühen, theil am Leben hat." Man beschließt, daß die Sectionen zusammengerufen, die Führer der Nationalgarde auf das Stadthaus geladen, eine Deputation an die Jakobiner geschickt werden solle, um sie aufzufordern, energische Mitglieder und eine Zahl der Bürger und Bürgerinnen der Tribünen in den Stadtrath zu senden. Doch zögerte man noch mit der Ausführung dieser Maßregeln. Der Stadtrath unterbrach seine Sitzungen, wie der Convent; er wußte noch nichts von Robespierre's Verhaftung. Zwei Stunden nachher, als die Vertreter des Volks und der Gemeinde sich wieder versammelten, begann der entscheidende Kampf; da hatte man auf dem Stadthaus Kunde von den Vorgängen im Convent. Der Maire erklärte, indem er die Tafel der Menschenrechte hoch emporhob, der Aufstand

Digitized by Google

sei eine heilige Pflicht, wenn die Regierung diese Rechte verletze. Doch blieb die Stimmung lau, die Galerien wollten sich nicht füllen; die Liste, in welche die anwesenden Mitglieder des Gemeinderaths ihre Namen eingezeichnet hatten, verschwand auf einmal, und die anwesenden Schreiber wollten, statt das Protokoll zu führen, die Sitzung verlassen, um zu Tische zu gehen. Indeß ließen die Führer die Sturmglocken läuten; der Platz vor dem Stadthaus starrte von Waffen; auch im Carrouselhof und auf den benachbarten Quais waren Geschütze gegen den Convent gerichtet. Doch blieb diese bewaffnete Macht längere Zeit führerlos. Henriot, fast vollständig betrunken, galopirte wie ein Wahnsinniger durch die Straßen, trug Sorge, daß ein Karren mit Verurtheilten, welcher bei der Kunde von Robespierre's Sturz umkehren wollte, den Weg zum Richtplatz fortsetzte, mishandelte einzelne Abgeordnete, wie Merlin von Thionville, die ihm begegneten, wurde aber zuletzt von Gensdarmen, denen die vom Convent erlassene Achtserklärung gegen den Commandanten der Nationalgarde mitgetheilt worden war, verhaftet und auf das Bureau des Sicherheitsausschusses gebracht. Auf diese Kunde hin versammelt Coffinhal, der unternehmendste und thatkräftigste Führer der Partei Robespierre's an diesem Tage, mehrere hundert Mann Gensdarmen und Geschütze, dringt in den Sicherheitsausschuß und befreit Henriot, der mit vieler Geistesgegenwart alsbald den untenstehenden Kanonieren verkündet, der Ausschuß habe ihn schuldlos befunden und wieder freigegeben.

Die einzelnen verhafteten Deputirten wurden verschiedenen Gefängnissen zugewiesen; doch wurde die Annahme dort, infolge eines bereits eingetroffenen Gegenbefehls der Commune, verweigert. Der Concierge des Luxembourg hatte Robespierre nicht aufnehmen wollen; dieser war von dem versammelten Volke befreit worden; doch noch zögerte er, sich der aufständischen Commune zuzugesellen; er wollte vor das Revolutionstribunal gebracht werden und hoffte auf den Triumph einer glänzenden Freisprechung, wie ihn Marat erlebt hatte. Erst als er erfuhr, daß auch Saint-Just und Couthon befreit waren und sich auf dem Stadthause befanden, gab er nach. Er wurde dort mit Jubel

Digitized by Google

begrüßt, doch seine eigene Stimmung blieb gedrückt. Zum ersten mal hatte er sich der sonst von ihm bekämpften Anarchie in die Arme geworfen und war Mitschuldiger des Aufruhrs gegen die gesetzlichen Gewalten geworden, den zu leiten er auch jetzt noch verschmähte. Robespierre auf dem Stadthause war nichts als ein Name, eine Fahne, ein Statist; an dieser Rath- und Thatlosigkeit, der Frucht eines innern Zwiespaltes und der Charaktereigenthümlichkeit eines Parlamentsredners, der auf der Tribüne, im Studirzimmer, hinter dem Sessionstisch zu Hause, für den Waffen- und Straßenlärm aber nicht geschaffen war, scheiterte wesentlich der Aufstand des 9. Thermidor, der über ein nicht geringes Aufgebot von Mitteln zu verfügen hatte, dem aber die eigentliche Seele fehlte.

Der Convent entwickelte inzwischen eine todesmuthige Energie. Nach der Befreiung Henriot's, nach dem Attentat Coffinhal's auf den Sicherheitsausschuß, den er auseinandergesprengt hatte, schien das Schlimmste zu befürchten, und es bleibt unerklärt, warum Coffinhal nicht den damals noch schutzlosen Convent mit seiner Mannschaft ebenso überfallen hat, wie er die Ausschüsse überfiel. Collot d'Herbois, der Zeuge dieses Ueberfalls, kehrt in den Convent zurück, bedeckt sich, als er den Präsidentensessel wieder einnimmt, zum Zeichen der höchsten Gefahr und Bedrängniß, und ruft mit hohler Grabesstimme: „Die Regierungsausschüsse sind zersprengt; die Rebellen tragen den Sieg davon; uns bleibt nichts übrig, als auf unsern curulischen Sesseln zu sterben! Laßt uns alle den Schwur thun, ohne Feigheit zu sterben." Alle schwören dies unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" Darauf nehmen sie ihre Sitze ein, und feierliche Stille herrscht im Saal. Ein Abgeordneter unterbricht sie mit dem Antrag, Robespierre und die Seinen für außer dem Gesetz zu erklären. Die Achtserklärung gegen die angeklagten Deputirten, gegen Henriot und alle Mitglieder des Gemeinderaths wird einstimmig beschlossen. Barras wird zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt, Legendre, Fréron, die beiden Bourdon, Barère, Féraud erhalten den Auftrag, die Achtserklärung zu verkünden und die bewaffneten Sectionen zum Schutz des Convents

Digitized by Google

zu versammeln. Die grausame Formel that ihre Schuldigkeit; die mit der Schärpe der Conventsmitglieder geschmückten Vertreter der höchsten gesetzgebenden Gewalt fanden Gehör. Henriot, der den Kanonieren auf dem Carrouselplatz den Befehl ertheilt, ihre Geschütze auf den Convent zu richten, findet nicht mehr Gehorsam, als die Abgeordneten erklärt hatten, daß er außer dem Gesetze sei. Es bleibt dem trunkenen Befehlshaber nichts übrig, als mit verhängtem Zügel nach dem Stadthause zurückzusprengen. Die Conventsmitglieder, welche die Sectionen über die wahre Sachlage unterrichten sollten, trugen meistens den Sieg davon über die Sendlinge der Commune. Viele riefen ihre Bataillone vom Hôtel-de-ville zurück, andere stellten die ihrigen zum Schutze des Convents auf. Barras hatte auch die Kriegsschule aus der Ebene von Sablons, nach Entsetzung ihres Führers Labretêche, herbeigeführt. Die Macht des Convents erwies sich stark genug gegenüber der Anarchie, sobald sie mit Energie vertreten war. Léonard Bourdon marschirte an der Spitze mehrerer Bataillone gegen den Herd des Aufruhrs, das Stadthaus; die vor demselben aufgestellten Grenadiere und Kanoniere gingen theils zu ihm über, theils marschirten sie nach Hause. Zum ersten mal seit dem Ausbruch der Revolution wird das Stadthaus durch die Truppen des Convents bedroht, während sonst immer das Umgekehrte der Fall war. Es ist dies bezeichnend für die Wendung und den Umschwung, der mit dem 9. Thermidor eingetreten ist.

Der Aufstand ist in die Defensive gedrängt; im Stadthause herrscht Verwirrung und Verzagtheit. Fagon, der Procurator des Gemeinderaths, hatte die Achtserklärung vorgelesen, welche der Convent erlassen; um derselben eine größere Wirkung zu sichern und die Bürger der Tribüne zu erbittern, hatte er den Zusatz improvisirt, daß auch diese mit in die Achtserklärung eingeschlossen seien. Doch die Kriegslist hat die entgegengesetzte Wirkung, die Tribünen leeren sich; die Machthaber des Stadthauses fühlen sich von der öffentlichen Meinung verlassen. Man beschwört Robespierre, ein Manifest an das Volk und die Armee zu erlassen; er weigert sich, dies in seinem eigenen Namen zu

Digitized by Google

thun; er hat stets Achtung für das Gesetz gepredigt, soll er sich in seinem eigenen Interesse an die Spitze des Aufruhrs stellen? Auch erschien ihm gewiß dieser Schritt als voraussichtlich erfolglos. Die Nachrichten von außen konnten die Rathlosigkeit im Innern des Stadthauses nur vergrößern. Coffinhal gab dem trunkenen Henriot die Schuld an dem Fehlschlagen der Bewegung; er warf ihn zum Fenster hinaus; ein Kehrichthaufen, auf den dieser fiel, ließ den Sturz nicht tödlich werden.

Während Bourdon mit seiner Hauptmacht noch zögerte, in das Stadthaus einzudringen, aus Furcht, es möchte unterminirt sein, wagte sich eine kleine muthige Schar, den Gensdarmen Meda an der Spitze, in dasselbe hinein. Er feuerte bei dem Eintritt in den Saal, wo sich die Häupter des Aufstandes befanden, sein Gewehr auf Robespierre ab; doch dieser hatte sich schon mit einem Pistolenschuß die Kinnlade zerschmettert. Lebas erschoß sich bei dem Eindringen der Feinde, der jüngere Robespierre stürzte sich aus dem Fenster, doch ebenfalls, ohne sich tödlich zu verletzen. Saint-Just und Couthon ließen mit vollständiger Apathie das Verhängniß über sich ergehen; der letztere wurde von den Kolben der Gensdarmen schwer verletzt. Der Maire und die Beamten der Gemeinde, die vergebens ihre Schärpen abzuwerfen suchten, wurden verhaftet, die Verwundeten auf einen Wagen geladen, und so ging der Triumphzug nach dem Convent. Es war morgens nach 3 Uhr. Dem versammelten Convent verkündete der vorausgehende Siegesjubel den errungenen Erfolg und die Annäherung des Zugs. Wiederum ertönte der Ruf: „Es lebe die Freiheit, es lebe der Convent! Nieder mit dem Tyrannen!“ Der Präsident erklärte hierauf: „Robespierre und seine Mitschuldigen sind an der Thür euers Saales, wollt ihr, daß sie eingelassen werden?“ Der Convent antwortete mit dem Ruf: „Nein, nein, zum Blutgerüst mit den Verschwörern!“

Man brachte Robespierre in den Saal des Sicherheitsausschusses, legte ihn dort auf einen Tisch und unter sein Haupt einige Actenstöße. Er trug denselben blauen Rock, welchen er bei dem Feste des höchsten Wesens anhatte, Beinkleider von Nanking und weiße Strümpfe, welche ihm auf die Schuhe herab-

Digitized by Google

gefallen waren. Das aus seinem Munde laufende Blut wischte er mit einer Pistolenhalfter ab, und mit Stücken Papier, welche ihm einige Anwesende reichten. Als der Wundarzt ihn zu verbinden kam, stand er auf, stieg vom Tische und setzte sich in einen Armstuhl. Soviel Schmerz ihm auch der Verband bereitete — er ließ keine Klage vernehmen; allen Beschimpfungen, mit denen man sich an ihn drängte, setzte er die größte Apathie und vollständiges Schweigen entgegen.

Am Morgen des 10. Thermidor (28. Juli 1794) erschienen die 21 Verhafteten vor dem Revolutionstribunal. Fouquier-Tinville hatte, da sie „außer dem Gesetz" erklärt worden waren, nur die Identität festzustellen, und schickte, gewiß mit sehr gemischten Gefühlen, die Machthaber auf das Schaffot, deren Befehlen er bisher gehorcht hatte. Die Guillotine, welche längere Zeit an das äußerste Ostende von Paris, auf die Place du Trône am Ende des Faubourg Saint-Antoine verwiesen worden war, wurde diesmal auf der Place de la Concorde errichtet, wo Ludwig XVI. hingerichtet worden war. Es erschien dies als eine Art von Nemesis für Robespierre, der vor allen für den Tod des Königs gesprochen hatte. Während sonst den Justizmorden des Revolutionstribunals in letzter Zeit stumpfe Abspannung begegnete und die Hinrichtungsstätten meist öde und verlassen waren, hatte sich an diesem Tage eine ungeheuere Menschenmenge versammelt. Weiber tanzten vor dem Karren her, der die Triumvirn zum Tode führte; Beschimpfungen und Verwünschungen wurden besonders Robespierre nicht erspart; er antwortete nur mit stummem Achselzucken.

Während die Girondisten noch auf dem Wege zur Hinrichtung der Begeisterung für ihre Ideale Ausdruck gaben, während der Untergang einer so talentvollen Jugend wehmüthige Gefühle erwecken mußte, schien auf die Schreckensmänner der Tod schon die Schatten seiner Agonie vorauszuwerfen; es war ein entsetzliches Bild, welches dieser Leichenkarren bot; er glich einer vom Schlachtfeld kommenden Ambulance. Robespierre mit zerschmetterter Kinnlade, die ein Verband zusammenhielt, der jüngere Robespierre und Henriot mehr todt als lebend, mit halbzerschmetterten

Digitized by Google

Gliedmaßen, der schon gelähmte Couthon noch an den Folgen der Mishandlungen leidend — es war ein Anblick, dem alles Erhabene fehlte, dessen Gräßlichkeit nur anwidern konnte. Das letzte Lebenszeichen Robespierre's war ein Schmerzensschrei, als der Henker ihm mit unnöthiger Grausamkeit den Verband abriß. Sein Tod wurde wie der Tod der andern mit lautem Händeklatschen begrüßt. Die Herrschaft des Schreckens hatte ein Ende, zwar wütheten die Thermidorier gegen die besiegte Partei; es wurden am 10., 11. und 12. Thermidor 103, darunter alle Mitglieder des pariser Gemeinderaths, hingerichtet infolge der Achtserklärung des Convents, aber diese Terroristen des Thermidor, wie wir gesehen, blutdürstiger als Robespierre, hatten eine Situation geschaffen, die mächtiger war als sie, hatten, ohne es zu wollen, den Markstein der Revolution gesetzt; ihre rückwärts gestauten Fluten rissen sie selbst mit zurück und begruben sie zum Theil. Der Rückschlag gegen ein Regiment, das sich an den Namen des hingerichteten Robespierre knüpfte, vollzog sich mit aller Gewalt der entfesselten öffentlichen Meinung. Das revolutionäre Metier dieser Collot, Billaud, Vadier, Amar hatte den Boden verloren; sie besaßen nichts von dem schöpferischen Reformdrang eines Robespierre und Saint-Just, welche durch den Schrecken nur ihren idealen Staatsschöpfungen den Weg bahnen wollten; für jene war der Schrecken Selbstzweck.

Der 9. Thermidor bezeichnet den großen Wendepunkt der Revolution. Ihre blutige und, wenn man will, verbrecherische Energie war gebrochen, doch auch die Begeisterung für die großen Gedanken, aus denen sie hervorgegangen, zunächst zu Grabe getragen.

Auf die Frage Napoleon's an seinen Kanzler Cambacérès, was er über den 9. Thermidor denke, antwortete dieser: „Sire, c'est une cause jugée, mais non plaidée." In der That, die Kunst und der Sieg der Verschwörung des 9. Thermidor bestand darin, Robespierre nicht zu Worte kommen zu lassen. Es war ein grausamer Mord: der sieggewisseste Redner des Convents

Digitized by Google

mußte sich zu Tode schweigen. Das Räthselhafte dieses geschichtlichen Charakters hat dadurch einen noch mehr sphinxartigen Zug erhalten. Seinen innern Widersprüchen gegenüber hat sich der Widerspruch des Urtheils bis auf den heutigen Tag behauptet. Seine Freunde sahen in ihm den Märtyrer für große Ideen; seine Gegner den blutigen Mörder und Verbrecher; doch müssen ihn diese auch zugleich für einen großen Heuchler erklären, denn sonst wären die edle Gesinnung, die er oft ausgesprochen, wäre seine politische und religiöse Schwärmerei eine unbegreifliche Anomalie.

Der Robespierre der Constituirenden Versammlung war ein Apostel der Humanität; er erklärt sich gegen die Todesstrafe, für die Gleichberechtigung aller Mitbürger, zu Gunsten aller Ideen, welche durch die geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts auf die Tagesordnung gebracht waren. Seine Rednergabe war noch wenig ausgebildet; aber seine starke Ueberzeugung verschaffte ihm schon damals Ansehen.

Der Robespierre des Convents hat, im Widerspruch mit jener Bekämpfung der Todesstrafe, eine fünffache Blutschuld auf sich geladen; er hat mit Zähigkeit und Ausdauer für den Tod des Königs gestimmt, die Gironde auf das Schaffot geführt, Danton und dessen Genossen, nach anfänglicher Fürsprache, dem Henker überlassen, die Vendée mörderischer Verheerung preisgegeben und das Blutgesetz vom 22. Prairial veranlaßt. Zwar nicht er, sondern Danton hat zuerst die blutigen Schrecken der Revolution entfesselt, aber einmal in die Mitte derselben gestellt, hat Robespierre sie mehr als ein anderer als Waffen gegen seine Feinde und zur Vertheidigung seines politischen Systems benutzt. Für den Tod des Königs, für die Verwüstung der Vendée stimmte er aus starr fanatischer Ueberzeugung; die Girondisten waren ihm persönlich verhaßt, erbitterte Gegner, ganz abgesehen von dem Kampf der Principien; bei ihrer Vernichtung sprachen Haß, Neid, Mistrauen nicht weniger mit als politische Ueberzeugungen; auch war es ein Kampf um die eigene Existenz, denn der Sieg der Gironde war Robespierre's Untergang. Danton und Camille Desmoulins hat er mehr preisgegeben als

Digitized by Google

gestürzt; preisgegeben aus Furcht, aus Popularitätssucht, in schreiendem Widerspruch mit seinen frühern warmen Vertheidigungsreden. Das unverzeihlich tyrannische Gesetz des 22. Prairial sollte ihm eine Handhabe geben zum Sturz seiner Gegenpartei im Convent; es wurde die blutigste Waffe der Schreckenszeit.

Doch die Milde, die Humanität, die Blutscheu, die der Knabe schon bewiesen, die der Mann früher vertreten, konnte in der maßlosen Erhitzung und fortwährenden Lebensgefahr des Parteienkampfes unmöglich ganz verschwinden. Immer wieder zeigt sich bei ihm eine Mäßigung, welche den extremen Tendenzen der eigentlichen Terroristen entgegentritt. Er rettet den 72 Anhängern der Gironde das Leben; er wendet sich mit Energie gegen die Massenmorde eines Carrier, eines Collot d'Herbois, eines Fouché, gegen die Grausamkeiten der Beamten des Sicherheitsausschusses, gegen die Anwendung, welche der Wohlfahrtsausschuß von seinem Gesetz vom 22. Prairial macht.

Gibt es einen schlagendern Beweis für diese Widersprüche, als die Anklagen seiner Gegner am 9. Thermidor? Billaud wirft ihm vor, daß er Danton vertheidigt habe; Garnier ruft ihm zu, das Blut Danton's ersticke seine Stimme. Barère erklärt, er habe den glorreichen Gang der Revolution aufhalten wollen, ja man beschuldigte ihn selbst royalistischer Intriguen: er habe sich eines Petschaftes mit dem Lilienwappen bedient; Tallien und die andern schildern ihn als einen blutgierigen Tyrannen. Niemals ist eine Anklage verworrener und widerspruchsvoller gewesen, entsprechend der Persönlichkeit des räthselhaften Mannes.

Gibt es einen Schlüssel zur Lösung dieser Widersprüche? Robespierre's Intelligenz hatte, so beschränkt ihr Gesichtskreis war, doch einen großen Zug; aber sein Charakter, sein Naturell waren krampfhaft, überreizt, ohne stahlharte Energie, wechselnden Eindrücken preisgegeben. Das Düstere, Gehässige, Neidische herrschte bei ihm vor; die persönliche Verbitterung riß ihn fort, und wenn er auch in großen Krisen den Stoicismus nicht verleugnete, so übermannte ihn doch oft die Furcht vor dem Kommenden, solange es ihm in unbestimmten Umrissen vor der Seele

Digitized by Google

stand. Wo er frei seine Gedankengänge entwickeln konnte, war er weder ein Heuchler, noch ein Rhetoriker; er hatte den Schwung echter Begeisterung, die Energie großer Ueberzeugungen. Man darf ihn als Redner nicht unterschätzen; er besaß oratorische Kunst, wirkliche Beredsamkeit, und er hat den Gegnern gegenüber Reden gehalten, welche den philippischen und catilinarischen wohl zur Seite gestellt werden können. Er war kein Improvisator auf der Tribüne, aber er hatte Inspiration, wenn er die Feder in die Hand nahm. Es wäre müßig, den Maßstab rhetorischer Kritik an seine Reden legen zu wollen, die Geschichte hat über ihre Bedeutung entschieden; denn daß er zu solcher Stellung gelangte, zur ersten Stellung in einer großen Republik, verdankte er nur seiner Beredsamkeit. Seine „Festreden" drückten der Revolution das Siegel geistiger Bedeutung auf; der Cultus der Principien wurde mit Robespierre begraben. Doch die Schranken des Redens waren die Schranken seines Wesens. Er hatte als Staatsmann richtigen Instinct; er verlangte eine starke, einheitliche Macht für ein Staatswesen, noch in seinen letzten Aufzeichnungen erklärte er sich gegen den Krieg, den er eine verderbliche Geisel nannte, solange der Staat an innerer Zwietracht krank war. Doch ein Staatsmann war er nur insoweit, als man den Staat von der Tribüne leiten konnte. Ob er die Dictatur selbst erstrebt hat, die seine Freunde für ihn verlangten, ist fraglich; seinem Stolz mochte die höchste Machtstellung schmeicheln, doch er fühlte gewiß, daß ihm der eiserne Wille des Dictators fehle. Die Dictatoren beginnen damit, daß sie die Versammlungen der Redner auseinandersprengen; Robespierre war nur ein Mann des Parlaments; er hatte Scheu vor den Waffen; der Dictator Frankreichs konnte nur ein Soldat sein. Robespierre schickte die Generale auf die Guillotine, aber er begünstigte den Artilleriehauptmann Bonaparte, den Dictator der Zukunft.

Es gibt reine und schöne Intelligenzen in Naturen von zweifelhafter Mischung; es gibt feste Ueberzeugungen bei Charakteren, deren Naturbestimmtheit eine schwankende, schwächliche, oft unedle ist. Den nächsten Zwecken huldigend, in der Verwirrnng des Augenblicks der kleinlichen Neigung folgend, gerathen sie in

Digitized by Google

Widerspruch mit jenen Ideen, die ihrer frei schaffenden Intelligenz als das erstrebenswerthe Ziel eines ganzen Lebens erscheinen. Vielleicht liegt hierin der Schlüssel zu Robespierre's Wesen; die große Macht, die er ausübte, ist aber zugleich in dem Edeln und Verwerflichen zu suchen, in der begeisterten Hingebung an die Ideen und in der fanatischen Verfolgung seiner Gegner. Seine großen, wie seine fixen Ideen elektrisirten das Volk in gleicher Weise.

Dabei hatte sein Charakter auch schöne Seiten. Alle Verleumdungen haben seine Unbestechlichkeit nicht anzutasten vermocht; den Ruhm eines Aristides hat nur er von allen Größen der Revolution sich bewahrt. Er starb arm, wie er gelebt hatte. In dem Nachlaß des Mannes, den man der Dictatur beschuldigt hat, fand sich nur ein Assignat von 50 Livres Werth und mehrere, noch unberührte Diätengelder für den Abgeordneten. Die wilde Genußsucht, welche die Revolution zugleich mit allen Leidenschaften entfesselt hatte, blieb ihm fremd; er kannte nicht die Orgien eines Danton, Barère und Barras. Er schien den Lebemännern ein nüchterner Doctrinär, ein Stubengelehrter, ein langweiliger Anwalt der Tugend, ein eitler Pedant.

Die Schuld seiner Epoche trägt er wie wenige, weil er wie wenige ihr ein geistiges Gepräge aufgedrückt; wohl aber hat er sich oft krampfhaft gegen diese Blutschuld und das drohende Gericht der Nachwelt gewehrt. Von vielen Anklagen ist er zu entlasten; er hat nicht immer gewollt, was er gethan, nicht immer gethan, was man ihm schuldgegeben. Er sah im Schrecken nicht das Letzte, nur einen Uebergang; eine Wiedergeburt der ganzen Gesellschaft lag in seinem Plan, wie in dem von Saint-Just; der rasche Tod durch das Guillotinemesser, so rasch wie ein zerstörender Gedanke, sollte ein widerstrebendes Geschlecht vertilgen. In solcher Ueberhebung lag ebenso viel Frevel wie Größe. Die Demokratie wird in Robespierre stets einen ihrer ersten Apostel ehren müssen, denn niemals vorher und nachher sind ihre Grundsätze mit solcher unerschütterlichen Consequenz und einem so ehrlichen Fanatismus vertheidigt worden.

Digitized by Google

Maria Thereſia.

Von

Adolf Beer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Am 20. October 1740 gegen 2 Uhr morgens hauchte der letzte männliche Sproß der Habsburger, Karl VI., seinen Geist aus. Von dem Momente fast, als er das spanische Diadem mit der Kaiserkrone vertauscht und sich widerwillig dazu bequemt hatte, vom Ebro nach den Ufern der Donau zu übersiedeln, um hier das Erbe seiner Väter zu übernehmen, verfolgte er fast drei Decennien lang blos den einzigen Gedanken, eine neue Erbfolgeordnung einzuführen und ihre Anerkennung sowol von seiten der österreichischen Länder als auch der europäischen Staaten zu erwirken. Die gesammte politische Thätigkeit dieses eigenartig zähen Charakters ist von dieser Idee durchweht, ihrer Verwirklichung lebte er bis zum letzten Lebenshauche.

Das unerbittliche Geschick hatte den heißesten Wunsch Karl's VI. nach einem Thronerben unerfüllt gelassen. Ein männlicher Sproße starb ihm bald nach der Geburt; die älteste Tochter Maria Theresia, geboren im Jahre 1717, war die muthmaßliche Erbin des österreichischen Ländercomplexes, welcher unter mannichfachen Wechselfällen, durch Eroberung, Heirath und Erbschaft zusammengebracht worden war, ein loses, lockeres Ländergefüge, durch kein einheitliches Band in Sitte und Recht zusammengehalten, blos durch die Person des Herrschers miteinander verbunden. Erst durch die Pragmatische Sanction, wie man die Thronfolgeordnung nannte, erhielt der österreichische Staatsgedanke zum ersten mal nach innen und außen eine staatsrechtliche Basis. Karl VI. scheute kein Opfer, um die Anerkennung des neuen Staatsgrundgesetzes von seiten der europäischen Mächte zu erlangen; er verzichtete auf die Durchführung von Lieblingsplanen,

Digitized by Google

trat Land und Leute ab, und obwol verſtändig genug, den Charakter der leitenden Staatsmänner ſeiner Zeit richtig zu würdigen und zu beurtheilen, war er doch ſo kurzſichtig, den geſchloſſenen Verträgen ein allzu großes Vertrauen zu ſchenken, und er ſtarb in dem Wahn, die geſammten öſterreichiſchen Gebiete ſeiner Tochter vollkommen geſichert zu haben. Der größte Staatsmann jener Tage, Prinz Eugen von Savoyen, hatte vergebens den Rath gegeben: 200000 Mann ſeien beſſer als alle Tractate; Karl VI. ſchlug dies in den Wind.

Es iſt begreiflich, daß die Erbin Oeſterreichs ein umworbenes Kind war. Sie war noch kaum dem Flügelkleide entſchlüpft, als ſchon die herrſchſüchtige Königin Spaniens, Eliſabeth Farneſe von Parma, ein Auge auf ſie warf, um einem ihrer Söhne die Kronen des habsburger Hauſes aufs Haupt zu ſetzen, da Spanien dem Sohn Philipp's V. aus erſter Ehe anheimfiel. Auch Herzog Leopold von Lothringen erſtrebte frühzeitig eine Verbindung ſeines älteſten Sohnes Clemens mit der kaiſerlichen Tochter. Zwiſchen ihm und Emanuel von Portugal ſchwankte die Wahl, doch beſaß Clemens die Sympathien des Kaiſers; ſein Tod, der am 4. Juni 1723 erfolgte, löſte dieſen Plan, aber der Kaiſer willigte darein, daß der nunmehrige Erbprinz, Franz Stephan, die Stelle ſeines verſtorbenen Bruders einnehme. Franz war funfzehn Jahre alt, als er am wiener Hofe erſchien, wo ſeine Erziehung vollendet werden ſollte. Von ſchönem Aeußern, eine gefällige Erſcheinung, offenen, heitern Weſens, formgewandt, machte er einen höchſt günſtigen Eindruck und gewann auch frühzeitig die Neigung Maria Thereſia's. Alle ſpäter auftauchenden Plane, wie eine Verbindung mit dem Kurprinzen von Baiern, machten den Kaiſer ſeinem einmal gegebenen Verſprechen nicht abſpenſtig. Freilich mußte Franz Stephan ſeine Verbindung mit dem Kaiſerhauſe durch Abtretung ſeines Stammlandes Lothringen und Bar an Frankreich erkaufen, wofür ihm der Heimfall Toscanas zugeſichert wurde.

Nach vierjähriger glücklicher Ehe mit dem geliebten Mann übernahm Maria Thereſia unter den ſchwierigſten Verhältniſſen

Digitized by Google

die Regierung. Die innern Zustände der Monarchie konnten gerade nicht glänzend genannt werden. Der Staatshaushalt war höchst ungeordnet; nur mühselig brachte man die für den nothwendigsten Bedarf erforderlichen Summen auf. Das Heer, infolge der im letzten Türkenkriege erlittenen Unfälle entmuthigt, zeigte ein Bild totaler Verwahrlosung und verrieth durchaus nicht, daß einer der ersten Feldherren aller Zeiten den größten Theil seines Lebens der Organisation desselben seine ganze Kraft zugewendet hatte. Binnen wenigen Jahren war die Frucht dieser Bemühungen zu Grunde gegangen und die Vertheidigungskraft des Reichs in einem trostlosen Verfall. Weit bedenklicher als die Zerrüttung der Finanzen und die Verwahrlosung der militärischen Kräfte war die düstere Stimmung in fast allen Theilen des Reichs. Nicht blos in Ungarn, wo die Opposition gegen das Haus Habsburg nie ganz erloschen war, auch in den übrigen Ländern traten in fast allen Schichten der Bevölkerung bedauerliche Symptome einer tiefgehenden Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen zu Tage, und unverhohlen sprach man es aus, daß eine Heilung und Gesundung der zerrütteten Verhältnisse nur durch ein neues Herrschergeschlecht erfolgen könne. Bei dem Leichenbegängnisse des Kaisers war von Loyalität und Anhänglichkeit der wiener Bevölkerung nichts zu spüren; keine Trauer, keine Thräne, laute Rufe für Baiern. „Vivat, der Kaiser ist todt, wir bekommen jetzt großes Brot, der Lothringer ist uns zu schlecht, der Baier ist uns eben recht", so lautete ein Maueranschlag. Aehnliche Stimmungen bekundete die Bevölkerung außerhalb Wiens; selbst der Adel, der von den österreichischen Herrschern gewiß mit Gunstbezeugungen überhäuft worden war, sprach sich in einzelnen Ländern, wie in Oberösterreich, für die bairische Succession aus; in Ungarn erscholl der Ruf nach Beseitigung der deutschen Herrschaft und Wiederherstellung der alten Freiheiten.

Fürwahr, derartige Zustände erheischten die Einsicht, Entschlossenheit und Gewandtheit eines energischen Mannes. Und zur Beschwörung all der Gefahren, die sich durch äußere Verwickelungen noch steigern sollten, war ein junges, schönes,

Digitized by Google

blühendes Weib ausersehen, das sich bisher in dem vollen Glück ihrer Ehe mit dem Manne ihrer Wahl sonnte und durchaus keine Ahnung hatte von der großen und schwierigen Aufgabe, die ihm geworden.

Maria Theresia hatte keineswegs die Erziehung genossen, welche sie für ihren künftigen Beruf hätte vorbereiten können. Zum Theil mochte der Grund dieser Vernachlässigung darin gelegen haben, daß Karl VI. bis in sein vorgerücktes Alter auf die Hoffnung eines männlichen Erben nicht verzichtet hatte; sehnsüchtig erwartete er, daß ihm ein günstiges Geschick diesen heißesten aller Wünsche erfüllen werde. Unter den Lehrern Maria Theresia's begegnet man keinem hervorragenden Namen. Der Jesuit Franz Xaver Vogel ertheilte den Religionsunterricht, Spannagel trug ihr Geschichte vor, wofür die Prinzessin eine besondere Neigung besaß, Marinoni unterwies sie in der Mathematik. Nur ihre sprachlichen Kenntnisse scheinen ziemlich bedeutend gewesen zu sein. Vom Deutschen abgesehen, verstand sie es, sich im Französischen und Italienischen und auch im Latein mit Fertigkeit auszudrücken.

Was der jungen Monarchin an positivem Wissen abging, ersetzte sie mehr als genügend durch reiche Anlagen des Geistes und des Herzens. Maria Theresia war ein entschiedenes Herrschertalent. An Originalität und Kraft der Initiative mag sie von andern ihres Geschlechts übertroffen worden sein, aber fast immer und überall bekundete sie selten klaren Verstand, richtiges Urtheil und instinctives Gefühl für das im gegebenen Moment Zweckmäßige und Heilsame. Und noch glänzender waren die Eigenschaften ihres Charakters. Die liebende Gattin und zärtliche Mutter paarte in ihrem Wesen die männlichste Entschlossenheit mit dem energischsten Willen. Unerschütterlich hielt sie an den Grundsätzen fest, die ihr heller Geist als die richtigen erkannt hatte; unverrückt steuerte sie dem Ziel zu, welches sie zum Heil ihres Staates sich vorgesetzt hatte.

Diese glänzenden geistigen Naturanlagen kamen erst nach ihrem Regierungsantritte allmählich zur vollen Entfaltung; beim Beginn derselben war die junge unerfahrene Frau auf den Rath

Digitized by Google

und die Unterstützung ihrer Umgebung vollkommen angewiesen. Die in unserer Zeit sprichwörtliche Armuth an großen Talenten in Oesterreich war auch im 18. Jahrhundert vorhanden. Maria Theresia fand unter den maßgebenden Persönlichkeiten, die in erster Linie standen, keine einzige Capacität ersten Ranges. Der oberste Hofkanzler, Graf Philipp Ludwig von Zinzendorf, hatte sich während seiner langen Verwendung in den mannichfachsten Geschäften wol eine große Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse und der hervorragendsten Staatsmänner seiner Zeit erworben, und, seit mehrern Jahrzehnten mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut, war er wie wenige in der Lage, sich einen Einblick in die Strömungen der Politik jener Tage zu eigen zu machen. Aber seinem Charakter fehlte es an Festigkeit, seinem Geiste an Tiefe. Ein vollkommener Weltmann, athmete sein ganzes Wesen Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit; der Mangel an selbständigen Gedanken wurde mühselig durch einen Wortschwall übertüncht. Er war ein Mann ohne Ueberzeugungskraft, und seine Darlegungen ließen Bündigkeit und Klarheit nur zu sehr vermissen; selten flößte er dem Zuhörer jenes Vertrauen ein, welches für einen Staatsmann ein unbedingtes Erforderniß ist. Der Bestechlichkeit zugänglich, waren ihm für Geld die wichtigsten Geheimnisse seines Hofes feil, und Karl VI. verheimlichte seinem Minister des Auswärtigen jahrelang die weitgehenden Verhandlungen, die er mit Preußen und Rußland pflog. Den Freuden der Tafel und den Genüssen des Lebens ergeben, ging er schon in jungen Jahren harter, anstrengender Arbeit gern aus dem Wege, und die Trägheit und Unentschlossenheit seines Wesens hatten mit zunehmendem Alter sich noch mehr gesteigert. Bei dem Tode seines Herrn fast siebzigjährig, besaß er gewiß nicht die Befähigung, der jungen Monarchin als Stütze in schwierigen Zeitläuften zu dienen.

Ein Mann von ganz anderm Schrot und Korn erschien Graf Gundaccar Thomas Stahremberg. Fast ebenso lange als Zinzendorf in den Geschäften verwendet, war er besonders in finanziellen und wirthschaftlichen Fragen eine maßgebende Autorität. Zeit seines Lebens wahrte er sich die Selbständigkeit seiner

Digitized by Google

Anſicht, und ungeſchminkt und ehrlich machte er aus ſeinen abweichenden Meinungen ſeinem kaiſerlichen Gebieter kein Hehl. Mit Gleichmuth ertrug er die zeitweiligen Verſtimmungen Karl's, dem die Vorſtellungen des treuen Dieners nicht immer angenehm klangen. Stahremberg erwarb ſich die vollſte Achtung und das entſchiedenſte Vertrauen ſeines Herrn, und obwol Zinzendorf mit der Leitung der auswärtigen Geſchäfte betraut war, gab er doch in den gewichtigſten Fragen den Ausſchlag. Karl wußte, daß er keinem Würdigern ſeine Gemahlin und ſeine Tochter anempfehlen konnte. Aber bei dem Tode des Monarchen, dem er ſo große Dienſte geleiſtet hatte, befand ſich der treue Diener auch am Rande des Grabes; im 77. Lebensjahre ſtehend, hatte er das Alter ſchon überſchritten, welches die Natur der kräftigen Wirkſamkeit eines Menſchendaſeins angewieſen.

Die andern Perſönlichkeiten, die am Hofe in erſter Linie ſtanden, ragten über die geſunde Mittelmäßigkeit nicht hinaus. Weder der niederöſterreichiſche Landesmarſchall Graf Alois Raimund von Harrach, noch deſſen Bruder, der Präſident des Hofkriegsrathes, Joſef Harrach, noch endlich der Oberſthofmeiſter der Kaiſerin Eliſabeth, Graf Königsegg, können irgendwelche Bedeutung für ſich in Anſpruch nehmen.

Auch ihr Gatte konnte Maria Thereſia eigentlich nicht als tüchtige Stütze dienen, obwol ſie ihm einige Wochen nach der Uebernahme der Regierung den Titel eines Mitregenten verlieh und ihm eine Einflußnahme auf die Geſchäfte geſtattete. Franz war ein trefflicher Ehemann, ein guter Vater, verſtändig in ſeinem Weſen; es fehlte ihm nicht an Phantaſie und Urtheilskraft; aber ein energiſcher Geiſt von ſtarker Willenskraft war er nicht. Eine gewiſſe Scheu vor der Arbeit, beſonders vor tiefliegenden Fragen, war ihm Zeit ſeines Lebens eigen. Nur eine Perſönlichkeit führte das gütige Geſchick ihr in den Weg, die in den nächſten dreizehn Jahren ihr gewichtigſter Berather wurde, den Sohn eines ſtraßburger Profeſſors, Johann Chriſtoph Bartenſtein. Im Jahre 1689 geboren, kam er 25 Jahre alt nach Wien und durch den Grafen Gundaccar Stahremberg in den Staatsdienſt. Im Jahre 1727 zum Hofrath bei der öſter-

Digitized by Google

reichischen Hofkanzlei ernannt, wurde er bald darauf dem erkrankten Geheimen Staatssecretär von Buol beigegeben, um das Protokoll der Staatsconferenz zu führen, und erhielt nach dessen Tode diesen Posten definitiv übertragen. In dieser Stellung erwarb er sich durch seltenes juridisches Wissen, eindringende Kenntniß der wirren und verwickelten Gesetze und Gewohnheiten des deutschen Reichs, durch staunenerregenden Fleiß und ausdauernde Arbeitskraft das Wohlwollen, ja die Zuneigung des Kaisers. Maria Theresia hatte anfangs eine gewisse Abneigung gegen ihn, und lernte ihn erst allmählich würdigen; in ihren Aufzeichnungen bekannte sie unumwunden, wieviel sie ihm verdankt. Seit einem Vierteljahrhundert in den Geschäften verwendet, besaß er eine Fülle von Kenntnissen und eine genaue Vertrautheit mit dem gesammten Gange der innern und auswärtigen Politik. Was ihm fehlte, war Klarheit des Geistes, Ruhe des Charakters, Unbefangenheit und Objectivität des Urtheils. Politische Klugheit blieb ihm Zeit seines Lebens versagt. Sein ganzes Wirken, bemerkt ein zeitgenössischer Beurtheiler treffend, beschränkte sich daher auf den Umkreis der Gesetze; auf sie gründete er immer sein Urtheil, ohne es jemals durch eine Betrachtung der Zeitverhältnisse, eine Erwägung der etwa drohenden Gefahren oder jene praktischen Rücksichten beeinflussen zu lassen, welche es manchmal zweckmäßig machen, nicht immer auf dem strengen Rechte zu bestehen.

Es war eine Versammlung von Greisen, in welche Maria Theresia trat, als sie am 21. October zum ersten mal an den Sitzungen der Conferenz theilnahm. Die ersten Maßnahmen der Regierung zeigten Einsicht und Entschlossenheit; das Bestreben, berechtigte Beschwerden abzustellen und dringende Bedürfnisse zu befriedigen. Die Kornböden wurden geöffnet, das Getreide um billigen Preis verkauft, Verschleuderungen öffentlicher Gelder Einhalt gethan, die am Hofe herrschenden Misbräuche abgestellt. Nach innen konnte man hoffen, alle Schwierigkeiten zu bemeistern; es frug sich nur, wie das Ausland den Regierungsantritt Maria Theresia's aufnehmen werde. Wohl hatten die hervorragendsten europäischen Staaten, einige sogar zu wieder-

Digitized by Google

holten malen, die Pragmatiſche Sanction anerkannt; aber die Bürgſchaft, daß nicht mannichfache Anſprüche auf einzelne Theile der öſterreichiſchen Länder würden erhoben werden, war nicht vorhanden. In der That zeigten ſich bald die Anzeichen eines Sturmes, dem zu begegnen die Kraft der Monarchin nicht ausgereicht hätte.

Zunächſt erhob man in München Proteſt gegen den Regierungsantritt Maria Thereſia's. Der bairiſche Geſandte Peruſa erklärte, daß ſein Herr die Erzherzogin als Königin von Ungarn und Böhmen nicht anerkennen könne, und ermahnte die fremden Geſandten, mit ihr in keinerlei Verbindung zu treten; nur der Kurfürſt habe das Recht der Thronfolge in ſämmtlichen Ländern des Hauſes Oeſterreich.

Baierns Widerſpruch blieb belanglos, ſolange andere europäiſche Cabinete den münchener Hof nicht unterſtützten. Die erſten Nachrichten ließen das Beſte erwarten. England und Holland erklärten, ihren Verpflichtungen nachkommen zu wollen; Emanuel III. von Sardinien war der Erſte, Maria Thereſia anzuerkennen, Auguſt III. von Sachſen bot ſeine Unterſtützung zur Verwirklichung der Pragmatiſchen Sanction, Friedrich II. betheuerte ſeine freundſchaftlichen Geſinnungen, von Ludwig XV. traf ein Beileids- und Anerkennungsſchreiben ein.

Nur allzu bald änderte ſich die Sachlage. Des ſtumpfſinnigen Königs von Spanien herrſchſüchtige zweite Gemahlin, Eliſabeth Farneſe von Parma, erachtete die Gelegenheit für günſtig, auch ihrem zweiten Sohne, Don Philipp, eine Krone zu verſchaffen, nachdem es ihr gelungen war, Oeſterreich unter Karl VI. Neapel zu entreißen und ihrem Erſtgeborenen, Don Carlos, die ſicilianiſche Königskrone aufs Haupt zu ſetzen. Das Haus Bourbon erhob auf das geſammte Oeſterreich Anſpruch. Aber auch Spaniens Einſprache blieb ungefährlich, wenn es, auf ſich allein angewieſen, von keiner Macht eine Unterſtützung zu erhoffen hatte.

Der erſte Schlag gegen Maria Thereſia wurde von einer Seite geführt, von welcher man es in Wien nicht erwartet hatte. Der Einfall Friedrich's II. in Schleſien gab das Signal zum

Digitized by Google

Ausbruche eines Kampfes, der sich fast acht Jahre lang um das Erbe Karl's VI. entspann. „Der Kaiser ist todt", schrieb Friedrich, nachdem er die Kunde von dem Ableben desselben erhalten hatte; „der Augenblick ist da, das alte politische System in Europa umzuwandeln." Sein Entschluß stand fest, sich in den Besitz Schlesiens zu setzen. Die Einsprache seiner Rathgeber beirrte ihn nicht; nur darin gab er nach, nicht sogleich mit den Waffen in der Hand vorzugehen, sondern zunächst der Königin von Böhmen für Schlesien einige Millionen Hülfsgelder, ein Schutzbündniß für die Erblande und dem Gemahl Maria Theresia's Unterstützung zur Erlangung der Kaiserkrone anzubieten, zugleich aber anzudrohen, sich im Weigerungsfalle mit den Feinden Oesterreichs zu verbünden. Zur Begründung dieser Ansprüche suchten die Minister Ansprüche Preußens auf einige schlesische Fürstenthümer, Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, hervor. Die Historiker haben sich Mühe gegeben, die Berechtigung dieser Forderungen zu begründen. Friedrich selbst sprach sich über die Beweggründe seines Handels mit unzweideutiger Offenheit aus „Mein Alter", sagte er, „das Feuer meiner Leidenschaften, das Verlangen nach Ruhm, sogar, um nichts zu verhehlen, die Neugierde, und endlich ein geheimer Instinct haben mich aus der süßen Ruhe gerissen, die ich damals genoß, und dann hat mich die Begier, meinen Namen in den Zeitungen zu lesen und einen weltgeschichtlichen Ruhm zu erwerben, verführt."

Am 16. December rückte Friedrich in Schlesien ein. Zwei Tage darauf befand sich sein außerordentlicher Gesandter Gotter in Wien, um Maria Theresia zur Abtretung Schlesiens zu bewegen. Das Begehren wurde abgewiesen; wie konnte auch die Königin von Ungarn und Böhmen darein willigen? Erfüllt von dem Bewußtsein ihres unantastbaren Rechtes, hielt sie es für ihre Pflicht, ihr Erbe unverkürzt zu erhalten und das durch jahrhundertelange Arbeit erworbene Gebiet unzerstückelt ihren Nachkommen zu hinterlassen. Die alten Traditionen des Hauses Habsburg, auf eine vorherrschende Stellung in Europa gerichtet, lebten in ihr mächtig auf, und zu einer Schmälerung ihres Gebietes wollte sie ihre Hand nicht bieten.

Digitized by Google

Die österreichische Kriegsmacht in Schlesien zählte nur wenig über 7000 Mann; unter den festen Plätzen befanden sich nur Glogau, Brieg, Neisse und Glatz in einigermaßen haltbarem Zustande. Der König fand keinen Widerstand; die evangelische Bevölkerung begrüßte freudig seinen Einmarsch. Am 1. Januar waren die Preußen vor der schlesischen Hauptstadt. Als Friedrich mit glänzendem Gefolge in Breslau einritt, wurde er mit Jubel empfangen. Ohlau capitulirte; fast das ganze Land wurde mühelos von den preußischen Truppen besetzt. Neipperg wurde mit einem 15000 Mann starken Corps nach Schlesien entsendet; am 1. April maßen sich Oesterreicher und Preußen zum ersten mal in offener Feldschlacht bei Mollwitz; die Ueberlegenheit des preußischen Fußvolkes errang den Sieg.

Nicht die Schuld Maria Theresia's war es, daß die Monarchie bei diesem unerwarteten Einfalle wehrlos dastand. Das ganze mühselig aufgethürmte Gebäude des europäischen Gleichgewichts fiel zusammen. Auf alle Eventualitäten war man gefaßt, auf eine solche Katastrophe nicht, welche die Berechnungen der gewiegtesten Diplomaten zu Schanden machte. Baierns Einsprache gegen das Erbrecht der kaiserlichen Tochter beachtete man nicht, in München führte Frankreich das maßgebende Wort, und Fleury's erneute Zusicherungen, daß Ludwig die Pragmatische Sanction aufrecht erhalten werde, fanden an der Donau nur zu leichtes Gehör. In London und Petersburg war die Stimmung eine Oesterreich günstige, die in einigen Kreisen herrschende Hinneigung zu Preußen wurde seit Botta's Ankunft in der russischen Residenz aus dem Felde geschlagen, und der Sturz Münnich's ließ wol darüber keinen Zweifel, daß die österreichische Strömung Oberwasser gewonnen. In der That hatte es einige Zeit den Anschein, daß Preußen vollständig isolirt bleiben und es gelingen würde, fast alle europäischen Mächte zu einer Coalition gegen den Friedensstörer zusammenzubringen.

Wohl kam eine große Verbindung zu Stande, aber nicht in dem Umfange, wie man in Wien wähnte, und auch nicht ausschließlich zu dem Zwecke, den man daselbst im Auge hatte. Der alte Gegensatz zwischen Frankreich und England bestimmte auch

Digitized by Google

hier den Gang und die Entwickelung der Ereignisse. Der Kampf hätte wol schwerlich die spätern Dimensionen angenommen, wenn die Königin von Ungarn und Böhmen sich zu einem Abkommen mit Friedrich entschlossen hätte; aber dazu war sie nicht zu bewegen. Politische Erwägungen fanden bei ihr keinen Raum; von dem festen Glauben an ihre gute Sache durchdrungen, galt ihr die Abtretung auch nur eines Fußes Erde als eine Erniedrigung, und sie sah in dem Gegner einen Räuber, der sich über Recht und Herkommen hinwegsetzte, und die Auslegungen ihrer Staatsmänner, daß Preußens Vernichtung eine Grundbedingung für die Existenz Oesterreichs sei, fanden naturgemäßen Eingang in ihr Gemüth. Ihre starke Seele lebte in dem felsenfesten Vertrauen, daß die Gefahren, welche ihren Besitz bedrohten, sich verziehen und sie selbst aus dem Kampfe siegreich hervorgehen werde.

Für ihre Ungeduld dauerten die Verhandlungen mit den europäischen Höfen zu lange. Erst im Juni, also fast ein halbes Jahr, nachdem der Einbruch Friedrich's in Schlesien erfolgt war, kam es zu einer Reihe von Verträgen, die ihr Unterstützung sicherten. An der Spitze ihrer Vertheidiger stand England; ohne eigene Truppen ins Feld zu schicken, begnügte es sich mit der Zahlung beträchtlicher Summen an Oesterreich, nahm die militärischen Kräfte Hannovers, Hessens, Dänemarks und Sachsens in Sold, arbeitete mit Nachdruck im Haag, um die Mynherrs zur activen Betheiligung am Kampfe heranzuziehen. Rußland gesellte sich dem Könige von England zu und versprach den Anmarsch beträchtlicher Hülfstruppen. Blieb Frankreich ruhig — und Fleury's friedliche Versicherungen konnten den Glauben daran nähren —, so durfte man sich der sichern Hoffnung hingeben, den Gegner in Schlesien zu zermalmen.

Diese Hoffnung zerschellte bald; der Sieg Friedrich's bei Mollwitz am 10. April 1741 entzündete in Paris die schon lange regen kriegerischen Gelüste. Fleury's friedliche Tendenzen hatten ohnehin an den Brüdern Belleisle gewichtige Gegner. Heinrich's IV. und Richelieu's Plane, auf Zertrümmerung Oesterreichs gerichtet, feierten ihre Auferstehung. Jetzt oder nie, hieß

Digitized by Google

es, ſei die Zeit gekommen, die Macht des Hauſes Habsburg zu vernichten; man dürfe es nie zulaſſen, daß die Kaiſerkrone dem Gemahl Maria Thereſia's zutheil werde, er würde ja verſuchen, Lothringen zu erobern und die Bourbonen aus Neapel zu verjagen. Das Kaiſerthum müſſe an ein anderes Haus, etwa an Baiern, übergehen. Durch einen Bund mit Spanien, Baiern, Preußen, Sachſen, Schweden und Sardinien werde Maria Thereſia lahmgelegt; bei einem Frieden ſollten ihr nur Niederöſterreich und Ungarn verbleiben. Fleury's anfänglicher Widerſtand gegen ſo weitausſehende Plane erlahmte, die Kriegspartei ſiegte; Belleisle erſchien mit außerordentlichen Vollmachten in Deutſchland, um Verbindungen mit den Fürſten anzuknüpfen. Der Nymphenburger Vertrag vom 22. Mai 1741 kettete Baiern an Frankreich. Dieſes verhieß Geld und Truppen, um Baierns Anrecht auf Oeſterreich und die Kaiſerwahl Karl Albert's zu unterſtützen. Sachſen ſchloß ſich ſpäter an, nachdem man ihm das Verſprechen gegeben, es werde Mähren und einen ſchmalen Streifen des nördlichen Böhmens erhalten; am 4. Juni trat Friedrich dem Bunde unter der Bedingung einer Garantie Schleſiens bei, wofür er dem Kurfürſten von Baiern ſeine Stimme bei der Kaiſerwahl zuſicherte.

Dieſer Coalition war Oeſterreich nicht gewachſen. Schon nach wenigen Tagen rückte die Gefahr in nächſte Nähe. Am 31. Juli 1741 erſchienen bairiſche Truppen vor Paſſau, beſetzten die Stadt; der Weg nach Oeſterreich ſtand ihnen offen. Mitte Auguſt begannen die Franzoſen den Uebergang über den Rhein, um theils nach Böhmen, theils die Donau hinab zu marſchiren. Die Mitwirkung Rußlands, auf welche man in Wien ſtark gerechnet hatte, wurde nach der Kriegserklärung Schwedens in die Ferne gerückt. „Nun bleibt nichts übrig", ſoll Bótta in Petersburg geäußert haben, „als daß die Königin alles eingehen muß, was der König von Preußen verlangt." Auch dem beherzteſten Staatsmann mußte der Muth entſinken. Denn auch die innern Zuſtände boten kein roſiges Bild. In Oberöſterreich und Böhmen fehlte die Neigung, mit dem Aufgebot aller Mittel für die angeſtammte Herrin einzutreten, in den Ländern der Stephanskrone

Digitized by Google

tagte wol seit Mai der Landtag, aber es herrschte Mismuth, weil die Königin auf die Beschwerden der Stände keine befriedigenden Antworten gegeben hatte; selbst in Niederösterreich war die Stimmung eine kühle.

Ungarn konnte noch ausreichende Hülfe gewähren. Bei ihrem Regierungsantritte war Maria Theresia den Magyaren, dem weisen Rathe Stahremberg's folgend, vertrauend entgegengekommen, und es gelang ihr, in dem greisen Feldmarschall Grafen Johann Pallfy, der sich unter Eugen mit kriegerischen Lorbern im Kampfe gegen die Türken bedeckt und auch sonst vielfache Beweise seiner Treue und Anhänglichkeit an das Habsburgische Haus an den Tag gelegt hatte, die geeignete Persönlichkeit zu finden, welche ihr die Sympathien des Adels zu gewinnen verstand. Maria Theresia erschien in Preßburg, um persönlich mit außerordentlicher Beredsamkeit den magyarischen Ständen ihre gefahrvolle Lage zu schildern. Die Worte flossen ihr vom Herzen und erregten die Gemüther. Nur von den Ungarn, setzte sie auseinander, hänge die Vertheidigung aller Länder Oesterreichs ab. Sie appellirte an die bewährte, altberühmte Tapferkeit der Magyaren, und bat inständigst, ohne die geringste Versäumniß werkthätig Sorge zu tragen. „Es handelt sich", rief sie aus, „um das Königreich, um Unsere Person, um Unsere Kinder, um die Krone." Als sie ihrer Kinder erwähnte, erstickten Thränen ihre Stimme, und weinend hielt sie ihr Tuch vor die Augen. Der Eindruck war ein unbeschreiblicher. Maria Theresia stand damals in der Blüte ihrer Jahre; sie war eine schöne Frau. Große blaue Augen, blonde Haare, schön gezogene Augenbrauen, eine regelmäßige Nase, nicht Adlernase, nicht Stumpfnase, schöne Zähne, ein voller, üppiger Mund, herrliche Hände und Arme, ein schön gebildeter Nacken: so wird sie uns von einem Zeitgenossen geschildert. Ihr freier und ungezwungener Gang, ihre große Gestalt, ihre majestätische Haltung zeigten die geborene Herrin. Mehr als die sinnliche Erscheinung wirkte auf den Beschauer die Anmuth und Liebenswürdigkeit ihres Wesens; dem Zauber ihrer hinreißenden Persönlichkeit konnte sich niemand, der ihr nahte, entziehen, sie erregte Liebe, Bewunderung, Begeisterung.

Digitized by Google

Auch die Ungarn konnten ſich dieſem Eindruck nicht verſchließen, als ſie langſam und majeſtätiſch die Reihen der Magnaten durchſchritt und, die Stephanskrone auf dem Haupte, die Stufen des Thrones hinanſtieg und mit bewegten Worten die Verſammelten anredete. Der Widerſtand des Landtags war gebrochen, und nachdem der Primas der Königin verſichert: die ganze Nation habe den feſten Vorſatz, Gut und Blut für ſie zum Opfer zu bringen, erſcholl der einmüthige Ruf durch den Saal: „Wir weihen unſer Leben und unſer Blut!“

Es dauerte indeß noch geraume Zeit, ehe die Magyaren werkthätig eingreifen konnten. Vorläufig konnte man der Ueberflutung der öſterreichiſchen Länder durch fremde Truppen nicht Einhalt gebieten. Ein Verſuch, mit Baiern Verhandlungen einzuleiten und daſſelbe durch einige Opfer zu gewinnen, war geſcheitert. Schon am 10. Auguſt hatten preußiſche Grenadiere die Hauptſtadt Schleſiens beſetzt. Die Bürgerſchaft mußte dem Könige von Preußen als Herzog von Schleſien huldigen, die katholiſche Geiſtlichkeit den Handſchlag der Treue ablegen. Der Name der Königin von Ungarn durfte im Kirchengebet nicht mehr erwähnt werden. Der kaiſerliche Adler machte dem preußiſchen Platz. Maria Thereſia blieb unerſchütterlich. „Breslau iſt genommen“, rief ſie, „unſere Vorſchläge ſind verworfen, unſere Antwort iſt gegeben, alles iſt zu Ende.“ Nicht ſo dachten ihre Rathgeber. Einige befürworteten von jeher eine Verſtändigung mit Preußen; dieſe Stimmen ließen ſich nun um ſo zuverſichtlicher vernehmen; ſelbſt Bartenſtein, der zäheſte Gegner Friedrich's, erklärte jetzt mit der ihm eigenen Entſchiedenheit, es gebe kein anderes Rettungsmittel, als empfindliche Opfer zu bringen. In einer Conferenz kam man zu dem übereinſtimmenden Schluſſe: es bleibe nichts übrig, als ſich der zwingenden Gewalt der Verhältniſſe zu beugen und den Forderungen Preußens wenigſtens in der Hauptſache nachzugeben. Nur Maria Thereſia blieb unbeugſam; ſie wollte von einer Nachgiebigkeit nichts wiſſen. „Soll das Haus Oeſterreich zu Grunde gehen“, äußerte ſie ſich zu Robinſon, „ſo liegt nichts daran, ob dies durch Baiern oder Preußen geſchieht.“ Erſt nach zweitägigem Andringen gelang es ihren Miniſtern und

Digitized by Google

dem englischen Gesandten, sie andern Sinnes zu machen. Niederschlesien sollte Friedrich angeboten werden, Liegnitz und Breslau österreichisch bleiben.

Robinson's Sendung in das preußische Hauptquartier blieb erfolglos; bei seiner Rückkehr hatte sich die Gefahr noch vergrößert. Belleisle's Armee war im Vormarsch nach Oberösterreich in Böhmen begriffen. Die Minister drängten zu weiterer Nachgiebigkeit gegen Preußen. „Placet", schrieb sie auf den Bericht, „weil kein anderes Mittel zu helfen, aber wol mit meinem größten Herzeleid." Ganz Niederschlesien sammt Breslau, außerdem noch einige Gebiete in Oberschlesien, machte sie sich anheischig abzutreten, wenn Friedrich an einer Allianz wider Baiern und Frankreich Antheil zu nehmen sich erbieten wollte. Der Gemahl Maria Theresia's sprach in einem Briefe an Friedrich die gewisse Hoffnung aus, daß der König dem Antrage zustimmen und damit allem Unglück ein Ende machen werde; er wisse, daß Friedrich einst geneigt gewesen sei, ihm die Stimme für die Kaiserwahl zu geben, er werde ihm ewig dafür dankbar bleiben, daß er die Krone des Reichs aus seiner Hand, wie er hoffe, empfangen werde.

Fast mit Gewißheit rechnete man auf die Annahme der Anträge; um so niederschmetternder war die Nachricht der Ablehnung. „Sind diese Leute die Thoren, sich einzubilden, daß ich den Verrath begehen solle, zu ihren Gunsten meine Waffen gegen meine Freunde zu kehren, und sehen sie nicht selbst, wie grob der Köder ist, den sie mir hinwerfen?" schrieb Friedrich an Lord Hyndford. Vor Monaten konnte man sich in Wien die Unterstützung Preußens sichern, jetzt war es zu spät. Viel zu tief hatte sich Friedrich mit dem münchener Hof eingelassen, seit Ende Juni Mémoires und Kriegsplane dahin gesendet und zu größerer Energie angetrieben.

Die Lage der Königin war trostlos. Bairische Truppen hausten in Oberösterreich; mit Freuden begrüßten die Stände den Kurfürsten; eine Deputation des Ausschusses lud ihn ein, sich als Erzherzog huldigen zu lassen. Die Thürheim, Hohenfeld, Clam, Kufstein und Stahremberg hatten sich in Linz zum

Digitized by Google

Landtag eingefunden, um dem Herzog von Baiern Treue zu geloben. Wien war von Truppen ganz entblößt, die Feſtungswerke im verfallenen Zuſtande. Tauſende flüchteten aus der Stadt; der Hof begab ſich theils nach Presburg, theils nach Graz. Die Stimmung in der Bevölkerung war bedenklich; die Ungarn hatten allerdings die Stellung von 20000 Mann verſprochen, allein es konnten noch Wochen vergehen, ehe auf ihr Eingreifen gerechnet werden konnte. Die Truppen in Schleſien allein konnten den Weitermarſch aufhalten und Wien retten. Neipperg erhielt Vollmacht, zu unterhandeln; nur Neiſſe und Glatz wünſchte Oeſterreich zu behalten. Während des ganzen Monats September waren die Kuriere zwiſchen Presburg und dem ſchleſiſchen Feldlager auf dem Wege; es hatte allen Anſchein, daß die Verhandlungen abermals ſcheitern würden. Indeß für die Rettung Wiens ſchien kein Opfer zu groß. Man zeigte ſich erbötig, auf Neiſſe zu verzichten. Die Verabredungen von Kleinſchellendorf am 9. October 1741 brachten in Form eines Protokolls das erſehnte Werk zu Stande. Die Armee Neipperg's wurde gegen Baiern und Franzoſen verfügbar.

Die Gefahr ſchien zunächſt beſeitigt. Karl Albert's Plane gingen nicht auf Eroberung Wiens; die Sicherung Böhmens und ſeine Krönung in Prag lagen ihm mehr am Herzen. Ein tüchtiger Feldherr an der Spitze des Heeres hätte leicht Erfolge erzielen und Prag nehmen können, aber die zur Führung der militäriſchen Streitkräfte auserſehenen Männer ragten über die Mittelmäßigkeit nicht hinaus. Mit der Oberleitung betraute Maria Thereſia ihren geliebten Gatten, deſſen Fähigkeiten ſie wol nie recht würdigte. Energie und Thatkraft gehörten nicht zu ſeinen Mannestugenden. Die Frau beurtheilte von Presburg aus die Situation beſſer als die Herren im Lager. Sie mahnte zur Raſchheit und Schnelligkeit; „hier iſt nicht viel zu tandeln", ſchrieb ſie an Philipp Kinsky. In langſamen Märſchen rückten die Truppen vor, während mittlerweile in der Nacht vom 25. auf den 26. November Prag erſtürmt wurde. Am 7. December ließ ſich Karl Albert als König von Böhmen ausrufen, zwölf Tage ſpäter ſich huldigen; die vornehmſten Ge-

Digitized by Google

schlechter Böhmens, die Kinsky, Gallas, Königsegg, Wrbna, Kolowrat, Sternberg verschmähten es nicht, sich daran zu betheiligen; viele dürsteten nach der Ehre, zu Kämmerern ernannt zu werden.

Es war ein harter Schlag, der die Monarchin traf. Inbrünstig erflehte sie den Sieg ihrer Waffen und veranstaltete eine dreitägige Andacht in Presburg. Noch war die Feierlichkeit nicht zu Ende, da traf die Trauerbotschaft ein. Aber sie verzagte nicht. „So ist Prag verloren", schrieb sie an Philipp Kinsky; „jetzt endlich ist der Augenblick gekommen, in welchem man Muth zeigen muß, um sich das Land zu erhalten und mit ihm die Königin, denn ohne dasselbe wäre ich nur eine arme Fürstin. Mein Entschluß ist gefaßt, alles aufs Spiel zu setzen, um mir Böhmen zu erhalten. Auf dieses Ziel müssen euere Bemühungen gerichtet sein. Alle meine Heere, alle Ungarn müssen erst vernichtet sein, ehe ich etwas abtrete. Unterstützt meinen armen Gatten, der sich ebenso sehr für die Truppen wie für das Land härmt. Ich schmeichle mir, daß meine Bemühungen nicht fruchtlos sein werden, und Gott mir endlich seinen Segen geben wird, nachdem ich fortwährend unglücklich gewesen. Ich beklage das Schicksal von euch allen, die ich unglücklich mache, und dies ist vielleicht mein größter Schmerz, aber ihr werdet wenigstens immer in mir ein dankbares Herz finden."

Eine standhafte Stimmung, unerschütterliches Gottvertrauen leuchten aus diesen Zeilen hervor. Und mit der Kunde von dem Fall Prags war der Kelch des Unglücks noch nicht voll, welchen in diesen Tagen die hochherzige Frau, die sich neuerdings im Zustande der Schwangerschaft befand, zu leeren hatte. Zu Baiern und Franzosen gesellte sich der gefährlichste Gegner Oesterreichs, Friedrich, der im December, über die Vereinbarung von Kleinschnellendorf sich hinwegsetzend, den Grafen Schwerin in Mähren einrücken ließ, und am 26. December ergab sich Olmütz gegen freien Abzug der Besatzung.

Den Beherztesten entfiel der Muth. Die reichsten Länder der Königin waren in feindlichen Händen, der Staatsschatz leer, von keiner Seite ein leiser Hoffnungsschimmer von Hülfe und Unter-

Digitized by Google

ſtützung. Allerdings hatten die Gemeinen von England dem Miniſterium die geforderten Summen votirt, um den alten Verbündeten, Oeſterreich, zu vertheidigen, und der König dürſtete danach, ſich an die Spitze eines Heeres zu ſtellen. Aber Georg II. hing an Hannover, welches von Preußen und Frankreich bedroht ward. Als Kurfürſt ſchloß er am 16. September 1741 einen Vertrag, für ein Jahr Neutralität gelobend; während deſſelben wolle er Maria Thereſia nicht unterſtützen, noch bei der Kaiſerwahl ihrem Gatten die Stimme geben, ſondern Karl Albert. So war die einzige Ausſicht auf Hülfe geſchwunden. Was Wunder, daß es nicht an Stimmen fehlte, welche empfahlen, ſich in das unvermeidliche Geſchick zu fügen, und zu retten, was noch zu erhalten war. Gegen den Strom vermöge niemand zu ſchwimmen, ſchrieb einer der hervorragendſten Krieger Oeſterreichs an die Monarchin. Nur Maria Thereſia war und blieb ungebrochen. Eifrig betrieb ſie die Ausrüſtung einer neuen Streitmacht, um Oberöſterreich dem Feinde abzuringen. Die Wiedereroberung Oberöſterreichs und die Capitulation von Linz waren nach Monaten ſchweren Leids der erſte Lichtblick. Das Glück war auf dieſer Seite den öſterreichiſchen Waffen auch ferner hold. Während Karl Albert in Frankfurt zum Kaiſer gewählt und gekrönt wurde, ſtreiften die Scharen Bernklau's und Menzel's in Baiern umher, beſetzten die Hauptſtadt, und mit Ausnahme von Straubing und Ingolſtadt war faſt das ganze Land von öſterreichiſchen Truppen überflutet.

Dieſe allerdings belangreichen Erfolge wogen dennoch nicht ſchwer, ſolange der Preußenkönig im Herzen Mährens, einige Tagemärſche von Wien, unumſchränkt gebot. Dieſer Feind müſſe bekämpft werden, lautete die allgemein in der Umgebung Maria Thereſia's herrſchende Anſicht. Man müſſe vorerſt in den eigenen Landen das Kriegsfeuer zu verlöſchen trachten, bevor man es auf feindlichem Gebiete zu entzünden verſuche, meinte der Schwager Maria Thereſia's, Karl von Lothringen, von deſſen militäriſcher Begabung ſie eine hohe Meinung hatte. Khevenhüller erhielt den Auftrag, ſein weiteres Vordringen einzuſtellen und mit 12000 Mann nach Böhmen zu marſchiren.

Digitized by Google

Gleichzeitig gab Maria Thereſia ihre Zuſtimmung zu einem nochmaligen Verſuche, ſich mit Preußen auseinanderzuſetzen. Politiſche Rückſichten gegen England und Holland überwogen bei dieſem Schritte. Baron Pfretſchner wurde in geheimer Miſſion nach Olmütz entſendet. Die Forderungen Friedrich's waren hoch genug; für ſich verlangte er allerdings nur Glatz, aber an Baiern ſollte Böhmen, an Sachſen Oberſchleſien und ein Theil Mährens abgetreten werden.

Die Waffen mußten entſcheiden. Karl von Lothringen erhielt Befehl, in Böhmen einzurücken, die Preußen zu ſchlagen und Prag zu erobern. Bei Czaslau trafen die Heere am 17. Mai 1742 aufeinander. Auf beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit geſtritten; der Sieg verblieb den Preußen. Die Friedensverhandlungen begannen von neuem. Am 11. Juni kamen die Präliminarien zu Stande; am 28. Juli 1742 erfolgte der endgültige Abſchluß zu Berlin. Friedrich erhielt Schleſien bis auf Teſchen, Troppau und das Land dieſſeit der Oppa und des hohen Gebirges. Maria Thereſia hatte ſich der Nothwendigkeit gefügt; ihr Schmerz über den Verluſt dieſes fruchtbaren, gewerbthätigen Landes von 700 Quadratmeilen und beiläufig anderthalb Millionen Seelen, war ſehr groß. „Alle Uebel ſcheinen ihr gering; ſie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn ſie einen Schleſier ſieht", berichtet der engliſche Geſandte. Auch ein zweiter Gegner Oeſterreichs trat von dem Kriegsſchauplatze zurück; Sachſen ſchloß Frieden und zog die Truppen aus Böhmen zurück, ohne ſich durch die Ermunterung Friedrich's, bei dem franzöſiſchen Bündniſſe zu bleiben und den Kampf energiſch fortzuſetzen, beirren zu laſſen. „Denn je länger der Krieg dauert", ſagt Friedrich in der Geſchichte ſeiner Zeit, „deſto mehr erſchöpft Oeſterreich ſeine Hülfsquellen, und je länger Preußen in Ruhe bleibt, deſto größere Stärke erringt es."

Durch die Friedensſchlüſſe mit Preußen und Sachſen konnten die verfügbaren öſterreichiſchen Truppen gegen die noch übriggebliebenen Gegner, gegen die Franzoſen, verwendet werden. Auch von dieſer Seite wurden Friedensanerbietungen gemacht. Aber das habsburgiſche Blut regte ſich bei Maria Thereſia.

Digitized by Google

„Volle Demüthigung der Bourbonen", lautete nunmehr die Parole in der wiener Hofburg, und daneben hatte ſich die Frau im Laufe der letzten zwei Jahre ſo wohl mit den Lebensfragen der Politik vertraut gemacht, daß ſie auch noch eine Entſchädigung für die Gebietsabtretungen an Preußen ausſpähte, und das Land am rechten Ufer des Inn, die Grafſchaft Cham und die Oberpfalz, worauf ſeit Jahrzehnten die Habsburger auslugten, ins Auge faßte. Ihr Haß gegen Frankreich wurde von ihrem einflußreichſten Rathgeber genährt, und ſie weidete ſich an dem Gedanken, daß Oeſterreich dem verſailler Hofe Geſetze vorſchreiben könne. England beſtärkte den wiener Hof in dieſer Anſchauung, und es lag viel Verlockendes in dem Plane, welchen Stair in einem Schriftſtück entwickelte, die Grenzen der öſterreichiſchen Niederlande bis an die Somme auszudehnen und dieſes Land ſodann mit Lothringen, Straßburg, dem Elſaß und Burgund an Karl Albert zu geben und dafür Baiern auszutauſchen.

Klugheit gebot vielleicht, ſolche weitausſehenden Plane fallen zu laſſen, aber waren ſie einmal gefaßt, ſo mußte auch jene energiſche Thatkraft entwickelt werden, die zur Durchführung unerläßlich iſt. Wenn es nach dem Sinne Maria Thereſia's gegangen wäre, würde man auch das vorgeſteckte Ziel erreicht haben. Inſtinctiv fühlte ſie das Richtige und eiferte ihren Gemahl, der in Böhmen ſtand, und Khevenhüller in Baiern an. Neue franzöſiſche Colonnen waren im Anrücken; dieſe mußten geſchlagen, Prag genommen werden. Frankreich ſuchte den Frieden; es wollte ſeine Truppen über den Rhein zurückziehen, wenn die Oeſterreicher Baiern räumten. Gemahl und Schwager riethen zur Annahme; Maria Thereſia weigerte ſich ſtandhaft, darauf einzugehen. Nicht einmal eine Capitulation wollte ſie dem in Prag eingeſchloſſenen Heere bewilligen. Allein die Einnahme Prags, welches Belleisle mit großem Muthe vertheidigte, gelang nicht; Maillebois, der mit 40000 Mann am Rhein ſtand, erhielt von Verſailles Befehl, ſich mit den Franzoſen in Baiern zu vereinen und Prag zu entſetzen. Zur gleichzeitigen Belagerung der böhmiſchen Hauptſtadt, zur Beſiegung der Franzoſen unter

Digitized by Google

Maillebois und dem Marschall von Sachsen und zur Vertheidigung Baierns reichten die österreichischen militärischen Kräfte nicht aus. Binnen wenigen Wochen hatte sich die Sachlage zu Ungunsten Oesterreichs verändert. Ein großer Theil Baierns bis zum Inn mußte aufgegeben werden, und Stimmen machten sich laut, welche die volle Räumung des Landes anempfahlen, wenn damit der Abzug der Franzosen aus Böhmen erkauft werden könnte. Nur Maria Theresia hielt zäh daran fest, keine Vereinbarung einzugehen, welche nicht Abtretungen in Baiern in sich schlösse. Denn, sagte sie, lasse man einmal das Aequivalent für Schlesien aus den Händen, so sei es darum für immer geschehen.

In der That gelingt es den Oesterreichern, das Vorrücken der Franzosen gegen die böhmische Hauptstadt zu hindern, aber Belleisle räumt indessen Prag, vor dessen Mauern blos 9000 Mann unter Festetits zurückgeblieben waren, und bewerkstelligt in der zweiten Hälfte des Decembers den Rückzug nach Eger. Während des Winters ruhen in Böhmen und Baiern die Waffen; nur in Italien dauert der Kampf fort. Hier war es Oesterreich gelungen, Karl Emanuel III. von Sardinien gegen Abtretung des Gebietes von Vigevano, der Stadt Piacenza, des größten Theils des Gebietes von Pavia und durch Verzichtleistung auf die österreichischen Ansprüche an die Grafschaft Finale zu einem Vertrage zu bewegen (1. Februar 1742) und dadurch seine Verbindung mit Spanien aus dem Felde zu schlagen. Spanische Truppen waren kurz zuvor in Italien gelandet und bildeten mit Neapolitanern vereint eine bedeutende Macht. England befreite Oesterreich von der Theilnahme Neapels am Kriege, indem eine Flotte vor der Hauptstadt erschien und die Neutralität erzwang. Bei Panaro kamen Spanier und Oesterreicher hart aneinander; der Sieg verblieb den letztern unter Traun (8. Februar 1743). Auch auf deutschem Boden wurde der Feldzug im Frühjahr 1743 glücklich eröffnet. Während der Anwesenheit in Prag, wo sich Maria Theresia krönen ließ, erhielt sie die Nachricht von dem ersten Erfolg ihrer Krieger bei Simbach über die Baiern. Anfang Juni besetzten die Oesterreicher abermals München; fast

Digitized by Google

ganz Baiern war von den Gegnern geräumt, und ein zweites französisches Heer unter Noailles erlitt bei Dettingen eine Niederlage.

Mit hoher Freude erfüllte Maria Theresia der Sieg der Pragmatischen Armee, in welchem sie ein Ereigniß von weittragender Bedeutung sah. So großer Gnade des Himmels, sagte sie, müsse sie sich unwürdig fühlen; doch der Herr bediene sich ihrer blos als Werkzeug, um das Haus Oesterreich emporzuheben aus der Erniedrigung, in welche es versunken war. Die frohe Stimmung dauerte nicht lange; die Unthätigkeit Georg's II., der den Sieg nicht gehörig ausnutzte und die geschlagene französische Armee nicht energisch verfolgte, regte Maria Theresia auf. Sie setzte alle Hebel in Bewegung, um den König zu raschem Handeln zu bestimmen. Persönlich sprach sie mit Robinson, dem englischen Gesandten. Thränen kamen ihr in die Augen, wenn sie daran dachte, wie wenig ihr Verbündeter die günstige Gelegenheit ausbeutete, und gab „die Sache so verloren und verdorben, weil man zur rechten Zeit nicht dazu gethan hat". Es war nur eine geringe Entschädigung für die großen Hoffnungen, welche Maria Theresia an den Sieg der englischen Armee knüpfte, daß Ingolstadt und Eger capitulirten, wodurch Böhmen von den Franzosen befreit und das ganze Baiern unter ihre Botmäßigkeit gebracht wurde. Nicht minder unwirsch, als über diesen Vorgang auf dem Kriegsschauplatze, war die Fürstin über das langsame Vorrücken der Verhandlungen mit Sardinien, dessen große Anforderungen ihr Opfer auferlegten. Lebhaft bedauerte sie es, ihren eigenen Intentionen nicht gefolgt und sich den Anerbietungen Frankreichs allzu schroff erwiesen zu haben. „Hätte allezeit gern mit Frankreich mehr menagirt", schreibt sie in diesen Tagen (25. August 1743), „und die Thür offen gelassen nach dem Beispiel des turinischen Hofes. Wie oft habe ich nicht einen Aufsatz darüber von Bartenstein begehrt. Einmal heißt es, es ist contre la bonne foy, das andere mal, man würde abusiren, es wäre nicht Zeit, die Umstände hätten sich geändert, es wäre nicht mehr der Casus. Jetzt fällt er wieder darauf, aber zu spät, denn ich glaube positiv, daß nichts mehr

Digitized by Google

zu thun und wir den übelsten Frieden bekommen werden. Doch müssen wir ihn zu Stande zu bringen suchen, da uns sonst noch übler ergehen möchte."

Die hannoverischen Vergrößerungsplane Georg's, der sich in Verhandlungen mit Karl VII. eingelassen, um sich Osnabrück und Hildesheim für sein Stammland zu erhalten, worin eben der Grund seiner zögernden Haltung lag, scheiterten; die englische Nation forderte ungestüm Fortsetzung des Kriegs gegen Spanien und Frankreich. Carteret mußte die schon ziemlich weit gediehenen Verhandlungen abbrechen und sich zu Worms mit Sardinien gemeinschaftlich zur fernern Unterstützung Maria Theresia's verbinden. Karl Emanuel versprach ein Heer von 45000 Mann gegen Franzosen und Spanier zur Verfügung zu stellen. Neapel und Sicilien sollten erobert und an Karl VII. für Baiern abgetreten werden; Lothringen und Elsaß wollte Maria Theresia für sich behalten.

Einen Monat später schloß Frankreich mit Spanien einen Vertrag, in welchem beide Mächte sich unauflöslich miteinander verbanden. Frankreich versprach, an England und Sardinien den Krieg zu erklären, die Eroberung Mailands und Parmas für Don Philipp zu unterstützen und beim Abschluß eines Friedens für Spanien Gibraltar und Port-Nelson auszuwirken. Zu Land und zu See sollte der Krieg geführt werden.

Am 15. März erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs an England; am 26. April an Oesterreich. Man war in Wien darauf gefaßt, und schon während des Winters waren eifrige Berathungen über den Feldzug gepflogen worden. Man entschloß sich, das Hauptheer am Rhein zu versammeln und den Versuch zur Eroberung von Elsaß und Lothringen zu machen; in Baiern sollte ein Armeecorps zur Sicherung des Landes aufgestellt werden. Dennoch ließ man die Gelegenheit zur Initiative verstreichen und dem Feinde Zeit, früher im Felde zu erscheinen. In den Niederlanden stand ein aus Oesterreichern, Holländern, Hannoveranern und Engländern zusammengesetztes Truppencontingent unter drei Feldmarschällen. Eine Einigung war unter diesen Verhältnissen schwer zu erzielen. Der holländische und der

Digitized by Google

englische Befehlshaber setzten den Vorschlägen des Prinzen Karl von Lothringen Widerstand entgegen, verzögerten damit die unmittelbare Eröffnung des Feldzugs und ermöglichten den Franzosen, unter dem Marschall von Sachsen die Grenze zu überschreiten und nach Courtray vorzurücken, während das Hauptheer, bei welchem sich Ludwig XV. befand, nach Menin marschirte. Schon nach 16 Tagen ergab sich dieser Ort, am 10. Juni wurde Ypern eingeschlossen und am 29. übergeben. Furnes, dessen Besatzung holländische Truppen bildeten, capitulirte am 11. Juli. Nicht minder unbeholfen war die österreichische Kriegführung auf einem andern Schauplatze. Traun war nach Baiern gesendet worden mit dem Auftrage, die in Donauwörth, Kehl und Philippsburg stehenden bairischen Truppen aufzuheben. Aus Furcht vor einem Friedensbruche Preußens zögerte Traun, an die Durchführung des Planes zu schreiten, und ließ den Baiern Zeit, ein fast unangreifbares Lager bei Philippsburg zu beziehen. Maria Theresia that das Ihre, um ihrem Feldherrn Muth und Vertrauen einzuflößen. „Ich sehe aus seinen Berichten", schrieb sie ihm eigenhändig, „daß er mir sehr angsthaft wegen Preußen zu sein scheint. Es ist nicht ohne, daß selber ein gefährlicher Feind, aber Gott wird weiter helfen. Die Armee, die ihm anvertraut ist, ist diejenige, die den Ausschlag der Sache geben muß." Die Königin erwartete sodann von der Uebernahme des Oberbefehls durch ihren Schwager, den Prinzen von Lothringen, einen raschern Fortgang. „Mein Vertrauen ist zuvörderst auf Gott, sodann aber auf Euer Liebden gegründet", schrieb sie ihm am 24. Mai 1744. „Ich verliere den Muth nicht, nachdem ich eine so gerechte Sache für mich habe. Zu leugnen ist jedoch nicht, daß die Dinge trüber aussehen, als man im Sommer des vorigen Jahres hätte vermuthen sollen."

Den Plan, die Baiern anzugreifen und zu schlagen, mußte Karl fallen lassen; dagegen gelang es, den Rhein zu überschreiten, Lauterburg und Weißenburg zu besetzen. Der innigste Dank Maria Theresia's lohnte den Feldherrn, der nun bald in den Besitz des theuern, nie vergessenen Stammlandes zu kommen wähnte. Diese Voraussetzungen verwirklichten sich allerdings

Digitized by Google

nicht. Ludwig XV. führte einen großen Theil seiner in den Niederlanden stehenden Truppen zum Schutze der östlichen Provinzen herbei, und das Erscheinen Friedrich's auf dem Kampfplatze veränderte mit Einem Schlage die ganze Situation.

Die siegreiche Schlacht der Oesterreicher bei Dettingen weckte bei Friedrich die Furcht, daß weitere Erfolge Maria Theresia bestimmen könnten, den berliner Vertrag zu brechen. Er suchte daher eine Fürstenverbindung zu Stande zu bringen, zur Aufrechterhaltung des Kaisers und für einen allgemeinen Frieden. Seine Bemühungen in dieser Richtung blieben ohne Erfolg; dagegen gelang es, in Versailles den daselbst gegen Preußen herrschenden Mismuth zu verscheuchen und einen Vertrag abzuschließen, in welchem Friedrich für den Fall eines Angriffs von seiten Oesterreichs auf den Elsaß mit einem Heere in Böhmen einzurücken sich verpflichtete. Für diese Diversion sollten ihm vier böhmische Kreise zufallen. Kurz darauf schlossen Preußen, Hessen-Kassel, Pfalz und Karl VII. die Union, um die deutsche Freiheit zu retten, das alte Reich in seiner Verfassung zu erhalten, Maria Theresia zur Anerkennung des Kaisers zu zwingen und den Streit über die österreichische Erbfolge zu schlichten. In einem besondern Vertrage ließ sich Friedrich die erwähnten vier Kreise zusichern; der Rest Böhmens sollte an den Kaiser fallen. Frankreich trat der Union als Garant des Westfälischen Friedens bei.

In drei Abtheilungen überschritten am 14. August preußische Heere die böhmische Grenze. Die Gefahr war eine um so größere, als man auch einen Türkenkrieg erwartete, dessen Anregung man dem König von Preußen zuschrieb. Böhmen war von Vertheidigungskräften fast entblößt. Eiligst wurde Bathyany, der in Baiern stand, herbeigezogen, durch ein neuerliches Aufgebot der ungarischen Insurrection verstärkt; Karl von Lothringen eilte mit dem größten Theil des rheinischen Heeres herbei; denn es handelte sich darum, wie der Großherzog an seinen Bruder schrieb, „diesen Teufel mit einem Schlage zu zermalmen und ihn für alle Zukunft außer Stand zu setzen, sich neuerdings furchtbar zu machen".

Digitized by Google

Das Jahr verlief indeß entſcheidungslos. Friedrich nahm wol Prag ein, ſah ſich aber doch bald genöthigt, ganz Böhmen zu räumen und nach Schleſien zurückzugehen. Sein Plan, zwiſchen Tabor, Neuhaus, Budweis und Frauenburg Winterquartiere zu beziehen, wurde vereitelt. Wie Friedrich ſelbſt geſteht, war der Vortheil dieſes Feldzugs auf Seite der Oeſterreicher. Am Oberrhein und in den Niederlanden wurde ebenfalls von keiner Seite ein Hauptſchlag geführt; die Franzoſen begnügten ſich, anſtatt den abziehenden Oeſterreichern nachzurücken und die Erblande der Königin zu bedrängen, mit der Belagerung und Eroberung Freiburgs im Breisgau und mit der Abſendung eines 20000 Mann ſtarken Corps, welches Karl VII. wieder in ſeine Hauptſtadt zurückführte.

Karl genoß nicht lange die Freude, ſich im Beſitze ſeines Landes zu ſehen; am 20. Januar 1745 endete er ſein wechſelvolles Leben. Für Maria Thereſia eröffnete ſich eine neue Perſpective, den vielgeliebten Gatten mit der Kaiſerkrone geſchmückt zu ſehen. Preußen und Frankreich ſpähten nach einem geeigneten Kroncandidaten, um die Wahl Franz Stephan's zu hindern. Sie einigten ſich, dem Kurfürſten von Sachſen Anträge zu machen. Auguſt III. war nicht ohne Ehrgeiz, und ſchon nach dem Tode Karl's VI. die Erwerbung der Kaiſerkrone ſein ſtiller und ſehnſüchtiger Wunſch; aber kurz zuvor, ehe ihm der Antrag Preußens und Frankreichs wurde, hatte er mit den Seemächten und Maria Thereſia eine Quadrupelallianz zu Warſchau abgeſchloſſen, worin ihm 150000 Pfund Hülfsgelder und die Nachfolge ſeines Sohnes in Polen zugeſichert wurde, wogegen er 30000 Mann zur Vertheidigung Böhmens zu ſtellen ſich erbot (8. Januar 1745). Noch verlockender waren die Bedingungen eines zweiten Tractats zwiſchen der Königin von Ungarn und Sachſen. Friedrich ſollte entſchieden bekämpft werden, Schleſien und Glatz an Maria Thereſia zurückfallen, Magdeburg nebſt dem Saalkreiſe, das Fürſtenthum Croſſen, der züllichauer Kreis, die preußiſchen Lehne in der Lauſitz und der ſchwiebuſer Kreis an Sachſen kommen.

Der Feldzug begann im Frühjahr in Baiern unter günſtigen Auſpicien. Der junge, erſt 17 Jahr alte Kurfürſt mußte nach

Digitized by Google

Augsburg flüchten, die friedliche Stimmung gewann die Oberhand und Max Joseph schloß mit Maria Theresia den Frieden zu Füssen am 22. April 1745, erhielt seine Staaten zurück, entsagte allen Ansprüchen auf Oesterreich, garantirte die Pragmatische Sanction und versprach, seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Gatten Maria Theresia's zu geben. Nicht so glücklich waren die österreichischen Waffen in den Niederlanden; der Sieg der Franzosen bei Fontenay entschied über den Verlauf des Feldzugs. Tournay, eine der wichtigsten Festungen, mußte sich ergeben; Gent, Oudenaarde, Ostende und Nieuport fielen. Die Hauptursache dieser Fortschritte der Franzosen lag in der numerischen Minderzahl der ihnen gegenüberstehenden Heere. Ein großer Theil des englischen Hülfscorps mußte zurückberufen werden, da Karl Stuart in Schottland das Banner der Jakobiten aufgepflanzt hatte. Gegen Friedrich stand Oesterreich allein; nach dieser Richtung concentrirte man alle zur Verfügung stehenden Kräfte. Leider fehlte es an energischer Initiative. Maria Theresia selbst sah mit großer Zuversicht dem Beginn des Kampfes entgegen; sie erwartete mit Bestimmtheit die Vernichtung des Gegners. Die Anfänge waren glücklich genug; der Einmarsch der österreichischen Truppen nach Schlesien erfolgte anstandslos, Cosel fiel. Die Niederlage der Oesterreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg rückte jedoch die Erwartung auf baldige Wiedereroberung Schlesiens in die Ferne. Maria Theresia hielt unerschütterlich daran fest, daß das Ziel unverrückt verfolgt werden müsse, und die verlorene Schlacht beirrte sie in ihrem Vorsatze nicht. Fürchtend, daß der Kurfürst von Sachsen und König von Polen sich geneigt zeigen könnte, seinen Frieden mit dem Könige von Preußen zu machen, bemühte sie sich lebhaft, ihn bei dem Bunde mit Oesterreich festzuhalten; in gleicher Weise war sie bei dem Könige von England thätig, von dessen Staatsmännern voraussichtlich abermals die Zumuthung erwartet werden konnte, sich mit Preußen zu vergleichen, um die verfügbaren Truppen gegen Frankreich zu verwenden. Man müsse Preußen von Frankreich trennen, setzte der englische Vertreter der Königin von Ungarn in einer Unterredung am 4. August auseinander; England erwarte dies von ihr, als

Digitized by Google

Beweis ihrer Dankbarkeit für ſeine Anſtrengungen zu Gunſten des Hauſes Oeſterreich. Im Laufe des Geſprächs lieh Maria Thereſia dem ſehnſüchtigen Verlangen Ausdruck, daß noch ein neuer Schlag gegen Friedrich gewagt werde, und als Robinſon darauf hinwies, daß eine gewonnene Schlacht noch nicht die Eroberung Schleſiens zur Folge haben dürfte, eine verlorene jedoch große Gefahren in ſich berge, rief Maria Thereſia: „Müßte ich morgen mit dem Könige abſchließen, ſo würde ich ihm noch dieſen Abend eine Schlacht liefern!“ Allen Entgegnungen Robinſon's ſetzte ſie Standhaftigkeit entgegen; auch dann blieb ſie unbeugſam, als ſie einige Wochen ſpäter die Mittheilung von der zwiſchen Preußen und England am 26. Auguſt abgeſchloſſenen Convention zu Hannover erhielt, welche Friedrich den Beſitz Schleſiens garantirte und die Beſtimmungen über einen unter Mitwirkung Englands zu bewerkſtelligenden Frieden zwiſchen ihm und Maria Thereſia enthielt. Es ſei nicht Eigenſinn, ſagte Maria Thereſia zu dem venetianiſchen Geſandten Erizzo, ſondern ein Gebot der Nothwendigkeit, wenn ſie die Hand zum Frieden nicht biete. Sie erkenne es als ihre Pflicht, in dieſem Punkte unbeugſam zu bleiben, denn ſie ſei überzeugt, der König von Preußen denke nur an den Frieden, um ſie einzuſchläfern und ſie neuerdings zu überfallen, wenn ſich eine günſtige Gelegenheit darbiete.

Selbſt der Ausgang der für die Oeſterreicher unglücklichen Schlacht bei Soor erſchütterte Maria Thereſia nicht in ihren Abſichten, Schleſien um jeden Preis ſeinem Beſitzer zu entreißen. Vom Frieden wollte ſie nichts reden hören. Des engliſchen Geſandten Vorſtellungen machten auf ſie keinen Eindruck; auch die Drohung, daß England künftighin keine Subſidien zahlen werde, brachte ſie von ihrem feſten Entſchluſſe nicht ab. Nimmermehr, meinte ſie, könnten ſich ihre Staaten einer geſicherten Ruhe erfreuen, wenn es einem Manne von dem Charakter des Königs von Preußen jederzeit freiſtehe, plötzlich einzubrechen. „Man will mich zwingen“, ſagte ſie ein anderes mal, „mit Preußen Frieden zu ſchließen, ich aber widerſtehe und werde widerſtehen, ſolange ich nur immer vermag. Ich bin nicht unverſöhnlich, aber meine

Digitized by Google

Abneigung wurzelt in den gemachten Erfahrungen." Sie erkannte es wohl, daß die Zersplitterung der Streitkräfte in Italien, am Rhein, in den Niederlanden die vollständige Besiegung ihres Gegners fast unmöglich mache; aber anstatt sich mit Friedrich zu vergleichen, hätte sie weit lieber zu einem Frieden mit Frankreich die Hand geboten. Dem Einfluß ihres Gatten und ihres Schwagers war es bisher gelungen, diesen Gedanken bei ihr nicht Wurzel fassen zu lassen; seit Friedrich sie zum zweiten mal mit Krieg überzog, machte sie sich mit demselben immer mehr vertraut. Hätte ihr Frankreich gegen Preußen freie Hand gelassen, so würde sie sich unbedingt entschlossen haben, alle Differenzen mit dem Hofe zu Versailles zu schlichten; aber in den Vorschlägen, die aus französischen Kreisen nach Wien gelangten, war von einer Schwächung Preußens keine Rede. Graf Harrach, einer der gewiegtesten Staatsmänner Oesterreichs, wurde zu dem Behufe nach Dresden entsendet, um durch Vermittelung Sachsens mit dem französischen Gesandten Verhandlungen einzuleiten, und es wurde ihm die Ermächtigung zutheil, wenn die Nothwendigkeit es erheischen sollte, Ypern und Furnes abzutreten.

Die Hoffnung, Friedrich zu Paaren zu treiben, konnte um so mehr genährt werden, da Rußland endlich seine Mitwirkung versprach; aber die Aussichten schwanden, nachdem die Preußen in Sachsen eingerückt waren und unter Leopold von Dessau einen neuen Sieg bei Kunnersdorf davontrugen. Die Nothwendigkeit eines Friedensschlusses mit Preußen trat hervor. In Wien entschloß man sich rasch zu diesem Schritte, da eine Fortführung des Kriegs mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Am 19. December erhielt Harrach die Weisung, auf Grundlage des einfachen Beitritts zu der Convention von Hannover mit Preußen Frieden zu schließen; am 25. December wurde derselbe zu Dresden von Harrach und Podewils unterzeichnet.

Einige Wochen früher war ein sehnlicher Wunsch der Fürstin in Erfüllung gegangen: die Wahl ihres Gatten zum Oberhaupte des deutschen Reichs. Nachdem im Sommer das rechte Rheinufer von den Franzosen gesäubert worden war, die sich an die

Digitized by Google

Queich zurückziehen mußten, konnte die Kaiſerwahl ungefährdet in Frankfurt vor ſich gehen. Kurmainz ſchrieb auf den 2. Juni den Wahltag aus; Brandenburg und Pfalz proteſtirten zwar gegen die Zulaſſung der böhmiſchen Wahlſtimme, der Widerſpruch blieb jedoch unbeachtet, und am 13. September wurde der Gemahl Maria Thereſia's gewählt. Die Königin wollte der Krönung beiwohnen; über Regensburg, Nürnberg, Aſchaffenburg, Heidelberg begab ſie ſich nach Frankfurt, wo Franz I. am 4. October die Kaiſerkrone erhielt.

Zum Theil war es die unglückliche Kriegführung in Italien geweſen, welche Maria Thereſia zum Abſchluß des Friedens mit Preußen beſtimmt hatte. Die Anzahl der auf der Halbinſel in Verwendung ſtehenden öſterreichiſchen Truppen war eine geringe, dagegen erhielten die Spanier und Franzoſen durch den Beitritt Genuas, welches ſich infolge des wormſer Vertrags, durch Ueberlaſſung Finales an Sardinien, verletzt fühlte, eine nicht unbeträchtliche Verſtärkung. Maria Thereſia hatte nur auf Englands Andringen in dieſe Beſtimmung gewilligt, und war billig genug, den Genueſern nicht unrecht zu geben; mit anerkennenswerther Offenheit ſprach ſie ſich dahin aus, daß ſich die Republik vor einem ſchmerzlichen Verluſte zu wahren ſuche. Der Verlauf des Feldzugs im Sommer 1745 war ein für Oeſterreicher und Sardinier ungünſtiger. Mitte December beſetzten die Spanier Mailand, und der Infant Don Philipp ließ ſich daſelbſt huldigen. Karl Emanuel heiſchte die Abſendung öſterreichiſcher Truppen nach Italien; Maria Thereſia benöthigte dieſelben dringend gegen Friedrich, und ihre Furcht, daß Sardinien ſich beſtimmen laſſen könnte, dem mit ihr geſchloſſenen Bündniſſe den Rücken zu kehren und mit Spanien und Frankreich ſich zu verbünden, war keine unbegründete. Ein franzöſiſcher Agent befand ſich damals mit weitgehenden Anträgen in Turin. Das Haus Oeſterreich ſollte gänzlich aus Italien vertrieben, auch Toscana Franz Stephan genommen und ſeinem Bruder Karl gegeben werden, ein italieniſcher Fürſtenbund das Werk krönen und dauernd befeſtigen, auch der Heilige Stuhl zum Beitritt eingeladen werden. Der Einheitsgedanke Italiens, welcher in dieſer

Digitized by Google

Form auch in unserm Jahrhundert von einem begabten Priester vertreten wurde, erhielt schon im vorigen eine concrete faßbare Gestalt. Obwol Karl Emanuel die österreichische Stellung in Italien nicht mit dem Einflusse Frankreichs vertauschen wollte, so sah er sich, da weder von Oesterreich noch von England die geringste Aussicht auf eine baldige Unterstützung zu erwarten war und die feindlichen Waffen in Piemont Fortschritte machten, zum Abschluß einer Convention genöthigt, in welcher die Theilung der österreichischen Länder in Italien zwischen Sardinien und Don Philipp in Aussicht genommen war.

Zum Glück für Maria Theresia verwarf die Königin von Spanien den Vertrag, der Mailand den Sardiniern sicherte, und in Versailles zögerte man ebenfalls mit der Unterzeichnung des Waffenstillstandes bis zum 17. Februar. Oesterreichische Truppen waren indeß in Italien angelangt; Karl Emanuel's ohnehin reges Mistrauen gegen Frankreich erhielt neue Nahrung; er fürchtete den schwankenden Charakter Ludwig's XV. und die Unbeugsamkeit Elisabeth's von Spanien, und entschloß sich, auf Seite Maria Theresia's zu bleiben. Ein glücklicher Zug zur Rettung Astis von Seite Sardiniens eröffnete den Feldzug von 1746, der nunmehr einen für die österreichischen Waffen günstigen Verlauf nahm. Die piemontesischen Plätze wurden den Franzosen und Spaniern wieder abgewonnen, und in der Lombardei kämpften die Oesterreicher mit Geschick und Glück. Der Sieg von Piacenza war ein vollständiger; Maria Theresia athmete auf, als sie die Nachricht erhielt. „Ich will hoffen", sagte sie zu Erizzo, „daß dieses Ereigniß meine Feinde von dem Gedanken abbringen wird, mich völlig aus Italien zu vertreiben." Der Thronwechsel in Spanien war für die weitere Entwickelung der Dinge auf der apenninischen Halbinsel ebenfalls von Bedeutung. Philipp V. starb am 9. Juli 1746, und sein Sohn und Nachfolger Ferdinand VI. war nicht geneigt, die ehrgeizigen Plane seiner Stiefmutter zu unterstützen; auch lockerte der Tod der Gemahlin des Dauphins, einer Tochter Philipp's V., das Band zwischen Frankreich und Spanien.

Nachdem die Spanier die apenninische Halbinsel geräumt

Digitized by Google

hatten, rückten Sardinier und Oesterreicher in das genuesische Gebiet ein; österreichische Grenadiere besetzten die Thore der stolzen Seestadt. Ueber das weitere Vorgehen herrschte unter den Verbündeten keine Einigkeit. Maria Theresia wollte Entschädigung für Schlesien; und ihr Feldherr befürwortete die rasche, ungesäumte Eroberung Neapels. England forderte einen Zug in die Provence und Besetzung Toulons; Karl Emanuel schloß sich dem an. Am 30. November überschritt man den Var, am 4. December wurde Antibes umschlossen, und man erwartete nur Belagerungsgeschütze aus dem Genuesischen, um zur Beschießung zu schreiten. Da brach in Genua eine Empörung aus; ein wilder Kampf gegen die Oesterreicher entspann sich in den Straßen der Stadt; Botta mußte das Genuesische räumen; damit war auch der Zug in die Provence entschieden. Französische Regimenter waren aus den Niederlanden im Anzuge; der österreichische Feldherr mußte sich zum Rückzug entschließen. Zwar rückten die Oesterreicher im Januar 1747 nochmals gegen Genua vor, und nach der Eroberung der Stadt sollte ein Schlag gegen die obere Provence versucht werden. Aber die Einnahme der Stadt gelang nicht, die Belagerung wurde aufgegeben und die weitern Unternehmungen erzielten kein nennenswerthes Resultat.

Auch in den Niederlanden hatten die Oesterreicher keine Erfolge erzielt. Schon Ende Januar 1746 umschloß der Marschall von Sachsen Brüssel; drei Wochen später capitulirte die 7000 Mann starke Besatzung. Nur allmählich konnten die Lücken des österreichischen Heeres ausgefüllt werden; die Uebermacht der Franzosen war eine erdrückende. Am 20. Mai besetzten sie Antwerpen; dreizehn Tage später ergab sich die Citadelle. Die Besatzung von Mons streckte am 11. Juli die Waffen; Charleroi fiel am 3. August. Neue Streitkräfte erschienen auf dem Kriegsschauplatze, nachdem durch die Schlacht von Culloden der jakobitische Aufstand in England niedergeschlagen war. Aber die Maßnahmen des Oberbefehlshabers, Karl von Lothringen, erfreuten sich keines Erfolgs; die Deckung Namurs mislang, die Stadt mußte sich Ende September ergeben. Am 11. October kam es bei Raucoux zu einer großen Schlacht, in welcher die Franzosen

Digitized by Google

den Sieg davontrugen. Die gesammten österreichischen Niederlande schienen verloren, nur Mastricht, Luxemburg und Limburg waren in den Händen Maria Thresia's.

Holland wünschte schon längst die Herstellung des Friedens, hatte es sich doch nur schwer zum Kriege entschlossen. Seit der Kriegsschauplatz hart an die Landesgrenze herangerückt war, trat die Friedenssehnsucht in immer weitern Kreisen hervor, und man erstrebte die Beendigung der Wirren, welche Hollands Handel schädigten und seinen materiellen Interessen die härtesten Wunden schlugen. Schon im November 1745 fanden im geheimen Specialverhandlungen zwischen der Republik und Frankreich statt. Im Februar des folgenden Jahres erschien ein außerordentlicher Gesandter, Waffenaer, in Paris. Ein französisches Friedensproject wurde nach dem Haag gesendet und von hier aus England mitgetheilt. Puissieux kam heimlich nach dem Haag und erklärte, Frankreich sei geneigt, mit den Seemächten oder mit der Republik allein Frieden zu schließen. England erhob Bedenken, gab aber schließlich doch seine Zustimmung, an einem Congreß Antheil zu nehmen. Die Conferenzen fanden im Herbste zu Breda statt, zogen sich jedoch monatelang hin, ohne irgendein Resultat zu liefern.

Ein neuer Feldzug sollte die Entscheidung bringen. Die Aufstellung eines 140000 Mann starken Heeres war während des Winters von den Verbündeten vereinbart worden, Ende April war diese Anzahl noch nicht beisammen. Die beiden Heerführer Cumberland und Bathyany konnten sich über die zu ergreifenden Maßnahmen nicht einigen; ersterer befürwortete die Belagerung Antwerpens, letzterer wollte, daß man den Franzosen eine Schlacht liefere. Erst am 2. Juli kam es zum ersten bedeutenden Zusammenstoße; die Franzosen blieben in der Schlacht bei Lawfeld Sieger. Indeß auch in Frankreich ersehnte man trotz der glücklichen Fortschritte auf dem Kriegsschauplatze den Frieden. Die Finanzen waren erschöpft, Ludwig des kriegerischen Ruhmes satt, das Volk sehnte sich nach Ruhe, und endlich waren russische Hülfstruppen im Anrücken begriffen. Auch in England kam die Friedenspartei zum Durchbruch. Beide Staaten einigten sich

Digitized by Google

über Eröffnung der Verhandlungen zu Aachen und Heranziehung der betheiligten Mächte.

Der Vertreter Oeſterreichs auf dem Congreß zu Aachen war Graf Kaunitz. Die Hauptſchwierigkeit für Oeſterreich bildete die Regelung der italieniſchen Verhältniſſe. In Wien war man wol geneigt, Parma und Piacenza Don Philipp zu überlaſſen, wünſchte aber die im wormſer Vertrage dem Könige von Sardinien überlaſſenen Abtretungen mailändiſchen Gebietes wiederzuerlangen. Man ſah überhaupt den Congreßverhandlungen nicht gerade vertrauensvoll entgegen. Die Bundesgenoſſen ſehnten ſich nach Frieden; die Beziehungen zu England waren äußerlich wol ungetrübt, aber die frühere Intimität war längſt nicht mehr vorhanden. Man hatte die damaligen engliſchen Staatsmänner im Verdacht, daß ſie mehr mit den Gegnern ſympathiſiren und den Forderungen und Wünſchen der Kaiſerin wenig Rechnung zu tragen gewillt ſeien. Die Neigung, mit Frankreich ein Separatabkommen zu ſchließen, war längſt vorhanden, und nun wähnte man, auf dieſe Weiſe günſtige Bedingungen zu erhalten. Noch vor der Abreiſe des franzöſiſchen Vertreters nach Aachen waren zwiſchen Oeſterreich und Frankreich in Paris unter Vermittelung des ſächſiſchen Geſandten Verhandlungen geführt worden, die eine Verſtändigung erhoffen ließen. In Aachen trat Kaunitz zu dem franzöſiſchen Geſandten Saint-Severin in nähere Beziehungen. Im Grunde genommen hatte Oeſterreich nichts zu bieten, um Frankreich zu einem Separatabkommen geneigt zu machen, denn die Herausgabe der überſeeiſchen Gebiete, in deren Wiederbeſitz man in Verſailles gelangen wollte, hing nur von England ab. Die franzöſiſche Diplomatie hatte auf dieſe Weiſe einen großen Vortheil voraus, ſie brauchte ſich nicht erſt zu bemühen, die Gegner zu entzweien. Schon längſt war es ihr klar, daß zwiſchen Oeſterreich und ſeinen Bundesgenoſſen eine tiefgehende Entfremdung beſtand. Zwei Punkte waren es insbeſondere, welche zwiſchen London und Wien die Kluft noch mehr erweiterten: die Abtretung von Land und Leuten an Sardinien und die Garantie Schleſiens in dem abzuſchließenden Friedensvertrage. Dem ſtemmte ſich Oeſterreich entgegen. Die von den Vertretern der Seemächte

Digitized by Google

gewonnene Ueberzeugung, daß es in Gemeinschaft mit Oesterreich nur schwer zu einem Abschluß kommen dürfte, bewerkstelligte eine Annäherung zwischen England und Frankreich. Am 30. April konnte endlich an die Unterzeichnung der Präliminarien zwischen den Vertretern der Seemächte und dem französischen Gesandten geschritten werden. Kaunitz erfuhr erst an diesem Tage die vereinbarten Abmachungen, und lehnte die Aufforderung zur Mitzeichnung ab, kündigte sogar einen Protest an.

Die Kunde von den Vorgängen in Aachen machte natürlich in Wien keinen angenehmen Eindruck. Die Bestimmungen über die Garantie Schlesiens und die festgestellte Erwerbung des Mailändischen bis zum Ticino für Sardinien versetzten die Kaiserin in die größte Aufregung. „Ich werde mich nicht zum dritten mal erweichen oder betrügen lassen", hatte sie einige Tage zuvor zu dem englischen Gesandten Robinson gesagt. Indeß faßte man sich bald, und nachdem man den Inhalt der Präliminarien einer genauen Prüfung unterzogen, schöpfte man neue Hoffnung, bei den Verhandlungen über den Definitivtractat noch mancherlei retten zu können, und die zuvorkommende Haltung des französischen Gesandten in Aachen bestärkte die österreichischen Staatsmänner in der Ansicht, daß mit Hülfe Frankreichs eine theilweise Modification des Friedensvertrags werde erzielt werden können. Kaunitz traute den Versprechungen des Grafen Saint-Severin, daß Frankreich einem Separatabkommen mit dem wiener Hofe nicht abgeneigt sei, und hatte keine Ahnung, in welchem intimen Verkehr der Gesandte mit den Vertretern der Seemächte stand. Erst nach Monaten gelangte man zur Ueberzeugung, daß man sich geirrt, und entschloß sich zur Nachgiebigkeit bezüglich Sardiniens und Preußens. Die Verhandlungen zogen sich noch monatelang hin und gelangten erst im October zum Abschluß, ohne daß es gelungen wäre, alle Streitpunkte zu schlichten. Mancherlei wurde künftiger Vereinbarung vorbehalten. Am 18. October wurde der definitive Tractat von den Gesandten Oesterreichs, Englands und Hollands unterzeichnet, Spanien, Genua und Modena traten am 20. bei, drei Tage später Graf Kaunitz.

Digitized by Google

Oesterreich hatte eigentlich volle Ursache, zufrieden zu sein, wenn es nüchtern und vorurtheilsfrei das Resultat eines langjährigen Kriegs ins Auge faßte. Es war aus dem Kampfe als gefestigte Großmacht hervorgegangen; fast unversehrt hatte Maria Theresia das Erbe ihrer Väter gegen eine gewaltige Coalition gewahrt. Die Abtretung Schlesiens und einiger italienischen Gebiete wollte nicht viel besagen, gegenüber den großen Opfern, welche man der Tochter Karl's VI. bei ihrem Regierungsantritte zugemuthet hatte.

Die verhältnißmäßig geringen Verluste fielen nicht so sehr in die Wagschale, als daß infolge der letzten Ereignisse das politische System Europas durch das Anwachsen Preußens eine tief einschneidende Aenderung erfahren hatte. Preußen war nun ein gewichtiger Factor geworden, mit dem gerechnet werden mußte, und in Wien erkannte man auch die Bedeutung dieses aufstrebenden Staatswesens für den österreichischen Staat. Galt es bisher als ein fast unverbrüchliches Axiom der österreichischen Staatsmänner, intime Beziehungen zu den Seemächten zu pflegen, um den Angriffsgelüsten Frankreichs die Spitze bieten zu können, so hatte sich schon während der Friedensverhandlungen in der alten Kaiserstadt immer mehr die Geneigtheit geltend gemacht, den bisherigen Bundesgenossen den Rücken zu kehren und die alte Gegnerschaft zu Frankreich mit einer Allianz zu vertauschen. Wenn bisher von England gegen das Vordringen Frankreichs in den Niederlanden und in Italien Unterstützung zu erwarten war, und man im Falle eines Kriegs die erforderliche Geldunterstützung, die bei keiner Gelegenheit entbehrt werden konnte, nur von dem reichen Inselstaate erwarten durfte, so hatte sich nunmehr die politische Situation des Donaustaates durch das Aufkommen Preußens gründlich geändert. Nicht die Türkei, nicht das heißblütige Volk an der Seine galten nun als die alleinigen und gefährlichsten Gegner des Staates, eine weit größere Gefahr drohte der europäischen Machtstellung Oesterreichs von dem Nachbarstaate.

Nichts ist im politischen Leben schwieriger, als alte Beziehungen zu lösen, neue zu knüpfen. Gewohnheit wirkt mächtig

Digitized by Google

genug, und ehe das gebieterische Interesse der Gegenwart sich mit Wucht geltend macht, nehmen die Tendenzen der Vergangenheit die Gedankenrichtungen der Staatsmänner gefangen. Und einen Staat aus alten ausgefahrenen Gleisen in neue überzuführen, gelingt auch nur einem hervorragenden Staatsmann. Ein solcher führte in dem damaligen Oesterreich nicht das Ruder. Mochte auch in Wien der sehnlichste Wunsch sich geltend machen, den alten Nebenbuhler Frankreich zu gewinnen, um sich gegen die Angriffe, welche man von Seite des Königs von Preußen mit Sicherheit erwartete, zu schützen: die dahin zielenden Versuche scheiterten und die Bemühungen des österreichischen Unterhändlers zu Aachen, des Grafen Kaunitz, blieben erfolglos.

Zwei Strömungen machten sich auch nach dem Frieden in den Kreisen der österreichischen Staatsmänner bemerkbar. Die einen verfochten die Ueberzeugung, daß die Seemächte die wahren Verbündeten Oesterreichs von alters her seien, an denen man festhalten müsse, um jederzeit eine mächtige Unterstützung gegen Frankreich zu finden. Nicht minder sei die Freundschaft Rußlands zu pflegen, welches Preußen und der Pforte gegenüber ein nützlicher Verbündeter sei. Der Plan, mit Hülfe Frankreichs in den Besitz Schlesiens zu kommen, sei ein chimärischer. Kein Geringerer als der Gemahl Maria Theresia's war der Vertreter dieser Richtung, welche den alten Traditionen Habsburgs und Lothringens entsprach, und ein staatsmännisches Talent von der Bedeutung des Grafen Joseph Harrach war der beredte Anwalt dieser Ansichten.

Das bedeutendste politische Talent Oesterreichs jener Tage, der einzige nennenswerthe Rivale des preußischen Herrschers, mündete in andere Bahnen. Kaunitz erwartete von England weder gegen Frankreich noch gegen Preußen Hülfe und Unterstützung. Wohl gehörte Georg II. nicht zu den Freunden Friedrich's; aber die Politik des Inselstaates wurde nicht allein durch die Sympathien und Antipathien seiner Könige bestimmt, und unter dem englischen Volke hatte sich der Preußenkönig eines nicht unbeträchtlichen Anhangs zu erfreuen. Der protestantische Staat im deutschen Norden stand England doch näher als das katholische

Digitized by Google

Oeſterreich. Der althergebrachten Anſicht von der Bundesgenoſſenſchaft Englands und Oeſterreichs ſetzte Kaunitz den allerdings richtigen Satz entgegen: daß der Staatsmann den Unterſchied der Zeiten und Umſtände nicht außer Acht laſſen dürfe. Dieſe Differenz prägte ſich ihm am ſchärfſten darin aus, daß die Machtſtellung Oeſterreichs durch den Verluſt Schleſiens tief erſchüttert worden ſei. Der Gegenſatz zwiſchen Wien und Berlin war, ſeiner Meinung nach, nicht zu überbrücken; beide Höfe müßten, der Natur der Sache nach, auch künftighin in der größten Eiferſucht und der unverſöhnlichſten Feindſchaft leben. Ging man aber von dieſem Grundſatze aus, ſo mußte die größte und beſtändige Sorgfalt dahin gerichtet ſein, wie man ſich nicht nur gegen etwaige feindliche Unternehmungen Preußens ſicherzuſtellen habe, ſondern wie deſſen Uebermacht gebrochen und beſchränkt und das Verlorene wieder herbeigebracht werden könne. Zur Erreichung dieſes großen Zieles gab es, wie Kaunitz behauptete, nur ein Mittel: wenn Frankreich vermocht werden konnte, ſich den Unternehmungen Oeſterreichs nicht entgegenzuſetzen.

Es war kein im Kopfe des Grafen Kaunitz geborener Gedanke, der in dieſen Sätzen ſeine Formulirung erhielt. Aehnliche Anſichten wurden ſchon früher in den wiener Kreiſen laut; in den Weiſungen, die ihm als Unterhändler des Aachener Friedens geworden, finden ſich dieſe Geſichtspunkte ausgeſprochen; das Verdienſt Kaunitz' beſtand blos darin, dieſe am ſchärfſten und conſequenteſten zu einem normgebenden politiſchen Syſtem durchgebildet zu haben.

Zur Verwirklichung dieſer einſchneidenden Plane ergab ſich vorläufig keine Ausſicht. Mochte auch Maria Thereſia im tiefſten Grunde ihres Herzens dieſelben billigen: es lag ihr doch fern, kurz nach Herſtellung des Friedens auf einen Bruch deſſelben hinzuarbeiten. Gewiß, ſie haßte Friedrich II.; hatte er ſie doch eines ſchönen Landes beraubt, und in manchen Augenblicken mochte ſie in dem Gedanken ſchwelgen, im geeigneten Momente Vergeltung zu üben; aber es findet ſich nicht die geringſte Spur, daß ſie unmittelbar nach dem Frieden von Aachen und in den darauffolgenden Jahren auf einen neuen Kampf mit Friedrich

Digitized by Google

losſteuerte. Alle in dieſer Beziehung aufgeſtellten Behauptungen ermangeln des Beweiſes. Die Erhaltung des Friedens war und blieb das Loſungswort, und die einzige Aenderung in dem althergebrachten Syſtem der öſterreichiſchen Politik beſtand blos darin, daß die Bemühungen dahin gerichtet waren, die Beziehungen des Hofes von Verſailles zu Preußen zu lockern, um im Falle eines Angriffs von Seite Preußens wenigſtens nach dieſer Richtung unbeſorgt ſein zu können. Einen Angriffskrieg gegen Preußen plante man in Wien nicht, und nur für den Fall, wenn Friedrich nochmals die Waffen erhob, wünſchte man wenigſtens die Bundesgenoſſenſchaft Frankreichs aus dem Felde zu ſchlagen. Denn in Wien war die Ueberzeugung eine faſt unerſchütterliche, daß die Beziehungen der Höfe zu Berlin und Verſailles ungemein innig ſeien, und man erwartete eine Betheiligung beider an einem etwaigen Kriege gegen Oeſterreich, mochte dieſer von Frankreich oder von Preußen angeſtrebt werden.

Die auswärtige Politik nahm unmittelbar nach dem Aachener Frieden nicht die Thätigkeit der öſterreichiſchen Staatsmänner in erſter Linie in Anſpruch. Die Neugeſtaltung der innern Verhältniſſe ſtand im Vordergrunde. Unerfahren, mit den Geſchäften wenig vertraut, war Maria Thereſia zur Regierung gelangt, und erſt allmählich hatte ſie einen Einblick in den ſtaatlichen Mechanismus gewonnen. An Arbeitſamkeit ſtand ſie keinem Manne nach. Von halb 8 Uhr morgens bis Mittag, und von 4—6 Uhr beſchäftigte ſie ſich mit Regierungsſachen. Oft bis in die Nacht, wenn ſie ſchon im Bette lag, lauſchte ſie ihrer Vorleſerin, welche ihr die Vorträge der Miniſter vorlas. In die bisweilen recht umfangreichen Staatsſchriften, die ihr von den Centralſtellen zugingen, verſenkte ſie ſich mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit. Ihre Bemerkungen, die ſie an den Rand ſetzte, bekunden faſt durchweg richtiges Verſtändniß, großen praktiſchen Sinn und eine ſeltene Auffaſſungskraft für die verwickeltſten Fragen. Sie vertiefte ſich in die Details, ohne den Blick für das Große und Ganze einzubüßen. Die Mängel und

Digitized by Google

Gebrechen des Staatsweſens wurden ihr allmählich klar, der ſtramme Organismus des preußiſchen Staats, die großen Hülfsmittel, über welche der König verfügte, erregten ihre Aufmerkſamkeit und Bewunderung, und ſie erkannte die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgeſtaltung der innern Einrichtungen der Monarchie. In Preußen, ſagt ſie in ihren Aufzeichnungen, welche ihr Vorgehen ihren Nachfolgern gegenüber zu rechtfertigen beſtimmt waren, habe der König alles, deſſen er bedürfe, fortwährend in Bereitſchaft, und jeder ſeiner Befehle werde ſchleunigſt befolgt; in Oeſterreich aber brauche man unendlich lange Zeit, bis die Anordnungen vollzogen würden. Ihrem Scharfblick entgeht es nicht, worin der Uebelſtand eigentlich wurzele; „denn", fügt ſie hinzu, „es kann in Oeſterreich nicht anders werden, inſolange nicht die Sachen mehrers concentrirt und durch weniger Hände und Stellen hinfüro lauffen würden". Die Mannichfaltigkeit der Behörden hemmte ein Ineinandergreifen nicht nur der verſchiedenen Zweige des Staatsweſens, ſondern auch die Geſchäfte, die gleichartiger Natur waren, wurden nicht nach homogenen Geſichtspunkten erledigt. Da gab es eine böhmiſche, eine öſterreichiſche Hofkanzlei, und zwiſchen den verſchiedenen Behörden vielfach Uneinigkeit. Die Hofkanzler vertraten nicht ſo ſehr das landesfürſtliche Intereſſe, ſondern jenes der Länder, deren Verwaltung ihnen übertragen war. Die Machtſtellung Oeſterreichs nach außen erheiſchte eine einſchneidende Umänderung nach innen, ein Zuſammenballen des loſen Ländergefüges zu einem einheitlichen Ganzen. Nicht das momentane Bedürfniß ſollte die vorhandenen reichen Kräfte der Erblande erſt verfügbar machen. Dieſe ſollten geſammelt und entwickelt werden, um in der Stunde der Gefahr verwendet werden zu können.

Gewiß, die reformatoriſchen Aufgaben, welche die Sorgfalt und Thätigkeit der Monarchin in Anſpruch nahmen, waren groß genug. In der Zeit nach dem Aachener Frieden bis zum Beginn des hartnäckigen Kampfes mit Preußen legte Maria Thereſia den Grund zur politiſchen Reform Oeſterreichs, und es iſt faſt kein Zweig des innern Staatslebens unberührt geblieben. Die Verfaſſung und Verwaltung Oeſterreichs beruhte faſt ganz

Digitized by Google

auf aristokratischer Grundlage, nirgends war der feudale mittelalterliche Charakter von dem Hauche der neuen Zeit auch nur gestreift worden. Die ständische Verfassung der westlichen Provinzen sicherte auf den Landtagen dem Adel und der Geistlichkeit die meisten Stimmen; Vertreter der sogenannten landesfürstlichen Städte wurden nur in geringer Anzahl zugelassen. Nur in Tirol entsendete der Bauernstand einige Abgeordnete. Die Landstände besaßen ausgedehnte Befugnisse: das Steuerbewilligungsrecht, die Einhebung und Veranlagung der Abgaben, die Verwaltung des Landesvermögens, die Verpflegung und Rekrutirung des Heeres, ausgedehnten Einfluß auf die Gerichtsbarkeit und die Polizeiverwaltung. Die Centralregierung sah sich durch diese Prärogative fast in allen vitalen Fragen in ihrer Thätigkeit gehemmt; die verschiedenartigen Provinzen waren nach keiner Richtung in Sitte und Recht durch ein einheitliches Band miteinander verknüpft; nur der gemeinschaftliche Herrscher hielt das lose Gefüge zusammen. Von jenem Entwickelungsprocesse anderer Staaten nach einer Zusammenballung der Regierungsgewalt waren in Oesterreich kaum Spuren vorhanden, und wenn der Pragmatischen Sanction auch der Gedanke eines einheitlichen Staats zu Grunde lag, so fehlten doch jene organischen Einrichtungen, die zur lebendigen Verwirklichung desselben erforderlich waren.

Dies große Werk angebahnt zu haben, ist das unstreitige Verdienst der letzten Habsburgerin, und hätten ihre Nachfolger dieselbe Klarheit in der Verfolgung dieses Zieles, dieselbe Besonnenheit in dem Ergreifen und Durchführen der Maßnahmen, dieselbe Consequenz in dem unerschütterlichen Festhalten eines einmal als richtig erkannten Princips besessen, so wären Oesterreich traurige Evolutionen erspart geblieben und manche Krise, welche das ganze Staatswesen erschütterte und fast der Auflösung nahe brachte, vermieden worden. Und es ist gewiß ein Beweis für die Gesundheit der Gesichtspunkte, von denen die Regierung Maria Theresia's durchdrungen war, daß man später immer zu denselben zurückkehren mußte, nachdem man eine Zeit lang versucht hatte, einen Bau auf andern Grundlagen aufzu-

Digitized by Google

führen. Selbſt das heutige Oeſterreich trägt nach ſo mannichfachen Phaſen innerer und äußerer Entwickelung faſt auf allen Gebieten ſtaatlichen Lebens Spuren von Maria Thereſia's Schaffen und Wirken.

Maria Thereſia beſaß die koſtbare Eigenſchaft eines tüchtigen Regenten, mit richtigem Spürſinn die geeigneten Männer auszuwählen und auf den ihnen entſprechenden Poſten zu ſtellen. So wie ſie in Kaunitz jene Perſönlichkeit herausfand, die unſtreitig unter allen Kräften damaliger Tage die meiſte Befähigung zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beſaß, ſo erkannte ſie auch für die Ordnung der innern Verhältniſſe den richtigen Mann in dem Grafen Friedrich Wilhelm von Haugwitz. Ein Schleſier von Geburt, verließ er das Land, nachdem Friedrich es in Beſitz genommen. Im Jahre 1747 oberſter Kanzler der öſterreichiſchen Hofkanzlei, wurde ihm zwei Jahre ſpäter nach der Vereinigung der öſterreichiſchen und der böhmiſchen Hofkanzlei — eine Maßregel von einſchneidender Tragweite, durch welche die politiſche Verwaltung in der höchſten Inſtanz centraliſirt wurde — die Leitung der Geſchäfte übertragen, und er hatte auf dieſe Weiſe etwa den Wirkungskreis eines Miniſters des Innern. Die vollſtändige Neuordnung der innern Verwaltung war das große Werk ſeines Lebens. „Er allein hat den Staat aus der Confuſion in die Ordnung gebracht", ſchrieb Maria Thereſia nach ſeinem Tode an ſeine Witwe. Durch allmähliche Beſchränkung der ſtändiſchen Rechte und Befugniſſe verſchaffte er der landesfürſtlichen Gewalt eine Bedeutung, welche ſie früher nie beſeſſen. Den ſtändiſchen Ausſchüſſen wurde die Verwaltung, welche ſie bisher in Händen gehabt, genommen und in jedem Kronlande eine eigene landesfürſtliche Behörde, Gubernium oder Statthalterei, errichtet.

Die Erfahrungen der letzten Jahre hatten es erwieſen, daß es Oeſterreich an der erforderlich ausgebildeten Wehrkraft gebrach und deshalb ſelbſt die Vertheidigung der Erblande gegen etwaige Angriffe nicht vollkommen ſichergeſtellt war. Solange die meiſten Kriege in Italien, am Rhein oder in den Niederlanden zu führen waren, konnte immerhin auf die Unterſtützung anderer Mächte

Digitized by Google

gerechnet werden. Nunmehr war in nächster Nähe ein straffer militärischer Staat erwachsen, an Ausdehnung und Bevölkerungszahl weit hinter Oesterreich zurückstehend, an Concentration der kriegerischen Hülfsmittel ihm überlegen. Die Ursache lag allerdings in der argen Vernachlässigung des Heeres in den letzten Jahren Karl's VI., seit dem Hingange Eugen's, zum Theil aber auch in den bestehenden militärischen Einrichtungen. Die Stände hatten nicht blos alljährlich an Truppen und Geld das Erforderliche zu verwilligen, sondern die Militärverwaltung lag fast ausschließlich in ihren Händen. Die Stände verabreichten den Truppen Servisgelder und Soldzulagen, sorgten für die Naturalverpflegung, ordneten die Vorspanndienste, veranstalteten die Truppenaushebung, lieferten Remonten, trafen die Anstalten zur Fortschaffung des Gepäcks u. dgl. An Stelle dieser ständischen Verwaltung mußte die einheitliche des Landesfürsten treten, die heterogene Mannichfaltigkeit beseitigt werden. Haugwitz schlug der Kaiserin vor, statt dieser verschiedenen Leistungen mit den Ständen ein bestimmtes Pauschquantum zu vereinbaren und dafür die Bestreitung der gesammten militärischen Bedürfnisse zu übernehmen. Um der neuen Einrichtung eine gewisse Dauer zu geben, sollten die Stände ihre Zustimmung auf zehn Jahre ertheilen. Die numerische Truppenanzahl wurde auf 108000 Mann festgestellt, zu deren Erhaltung 14 Millionen erforderlich waren, welche die österreichischen Länder, Italien und die Niederlande ausgenommen, aufbringen sollten.

Die Durchführung dieser Vorschläge, welche Maria Theresia Haugwitz übertrug, war gewiß keine leichte Aufgabe; aber seine Gewandtheit siegte überall. Es gelang ihm zuerst in Mähren, sodann in Böhmen die Zustimmung der Stände zu erlangen; der Widerstand in Nieder- und Oberösterreich wurde beseitigt und endlich auch in den innerösterreichischen Ländern das Abkommen geschlossen. Fortan hatten die Stände nur die zur Erhaltung des Heeres nöthigen Steuern aufzubringen, sonst lagen die Militärangelegenheiten in den Händen der landesfürstlichen Behörden, welche ihre Weisungen von der unmittelbar unter der Kaiserin stehenden Hofstelle, dem Hofkriegsrath, erhielten. Die

Digitized by Google

Einheit der wichtigſten politiſchen Inſtitution, des Heeres, wurde auf dieſe Weiſe glücklich bewerkſtelligt, und die öſterreichiſche Armee verwirklichte in ihren Einrichtungen den großen Gedanken eines Geſammtöſterreichs.

Die Kaiſerin wendete allen auf das Militärweſen Bezug nehmenden Gegenſtänden eine beſondere Aufmerkſamkeit zu. Hören wir ſie ſelbſt über dieſen Punkt; ihre Aeußerungen ſind ſo köſtlich, daß wir ſie einmal in ihrer eigenen Sprache anführen wollen. „Meine Sorgfalt", ſagt ſie in ihren Aufzeichnungen, „iſt allerdings auch dahin gerichtet, damit ein gleichförmiges Exercitium und eine wohlanſtändige Militärdisciplin bei meinen Truppen introducirt werde. Zu dem Ende ſollen dieſelben alljährlich durch zwei Monath in Campements zuſammengezogen werden: Wer würde glauben, daß nicht das mindeſte eingeführt ware in Regul bei meinen Truppen; ein jeder machte ein anderes Manöver, im Marche, im Exercitio und in allem; einer ſchüßete geſchwind, der andere langſam; die nemliche Wort und Befehle wurden bey einem alſo, bey dem andern wiederumb anderſt ausgedeutet, und iſt wahrhaftig kein Wunder, wenn 10 Jahr vor meiner Regierung der Kaiſer allzeit geſchlagen worden, und wie nachgehends das Militare gefunden, nicht zu beſchreiben iſt."

Selbſt ſpäter, als Joſeph Coregent geworden war und die Leitung der Militärangelegenheiten faſt ausſchließlich an ſich genommen hatte, war es die Kaiſerin, die bei Verleihung der einzelnen Regimenter an verdienſtvolle Perſonen das entſcheidende Wort ſprach. Die Gründung der Militärakademien zu Wien und Wiener-Neuſtadt iſt ihr Werk; zur Belohnung der militäriſchen Verdienſte ſchuf ſie zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs den Maria-Thereſia-Orden, heute noch der Stolz des Heeres. Die Verbeſſerungen in faſt allen Zweigen der Kriegsverwaltung waren ſchon im Siebenjährigen Kriege ſichtbar. „Durch dieſe Bemühungen", ſagt ein gewiß competenter Beurtheiler, Friedrich II., „erreichte das Kriegsweſen in dieſem Lande eine Stufe von Vollkommenheit, wie noch nie unter den Kaiſern des Hauſes Oeſter-

Digitized by Google

reich, und eine Frau führte Entwürfe aus, die eines Mannes würdig wären."

Die Vielgestaltigkeit des damaligen Oesterreich tritt uns besonders in den gerichtlichen Institutionen entgegen. In den westlichen Provinzen galten nebeneinander das Römische Recht, das Kanonische Recht, das Lombardische Lehnrecht, das Gewohnheitsrecht und einzelne kaiserliche Verordnungen. In Ansehung des Gerichtsstandes galt als Regel: jeder müsse durch seinesgleichen gerichtet werden; Geistlichkeit, Universität, Adel, Bürger, Bauern und Juden hatten daher eigene Gerichte. Oesterreich barg damals eine fast unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Gerichtsformen, und das Gerichtsverfahren war so schwerfällig als möglich und ließ die Beendigung eines Processes fast nicht absehen. Pfiffige Advocaten und geriebene Winkelschreiber hatten ein fruchtbares Feld für ihre Thätigkeit. Durch Preußens Vorbild in dieser Richtung angeregt, wurde Maria Theresia bewogen, die Anordnung zu erlassen, daß durch Abfassung eines gleichförmigen Codex in allen Provinzen ein sicheres und gleiches Recht und ein gleichartiges rechtliches Verfahren eingeführt werde. Schon im Jahre 1753 erging diese Resolution der Kaiserin; eine Commission, aus den tüchtigsten Rechtsgelehrten bestehend, mit der Lösung der schwierigen Aufgabe betraut, sollte die Codification eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs vornehmen. Das große Werk kam erst unter ihrem Nachfolger zu Stande, aber der Regierung Maria Theresia's gebührt das Verdienst, die Anregung dazu gegeben zu haben.

Nicht minder wichtig sind die im Finanzwesen, bekanntlich die schwache Seite österreichischer Verwaltung, angebahnten Reformen. Maria Theresia wurde in diesem Zweige von ihrem Gatten unterstützt. Franz war ein trefflicher Verwalter seines Privatvermögens und wendete die Grundsätze der Sparsamkeit auch auf die staatliche Wirthschaft an. Freilich war seine Richtung mehr auf die Details gerichtet; aber es mangelte ihm auch nicht das Verständniß für die richtige Erfassung großer Aufgaben. Als Maria Theresia die Herrschaft antrat, fand sie im Staatsschatze nicht mehr als 87000 Thaler und das gesammte

Digitized by Google

Finanzweſen in arger Verwirrung. Der Krieg erforderte die höchſten Anſtrengungen. Neue Steuern, als Vermögensſteuer und Kopfſteuer, mußten eingeführt und durch verzinsliche Anlehen der anderweitige Bedarf gedeckt werden. Nach Herſtellung des Friedens galt es eine durchgreifende Ordnung einzuführen; und Maria Thereſia fand auch für den Poſten eines Hofkammerpräſidenten, eine dem heutigen Finanzminiſter entſprechende Stellung, in dem Grafen Rudolf Chotek die geeignete Perſönlichkeit. Zu jenen einſichtigen Männern gehörig, die durch Hebung des materiellen Wohlſtandes eine Steigerung der ſtaatlichen Einnahmen erzielen wollten, erſtrebte er Reformen in faſt allen Zweigen der Volkswirthſchaft durch Ermunterung des Gewerbfleißes, Hebung des Verkehrs, Beſeitigung ſo mancher Feſſel, welche ſchwer auf demſelben laſtete. Die Einnahmen des Staats, unter Karl etwa 30 Millionen Gulden betragend, ſteigerten ſich allgemach im Jahre 1773 auf 56 Millionen. Der öſterreichiſche Credit wurde durch Chotek gehoben, und durch Anſpannung aller Kräfte gelang es ihm, die enormen Koſten des Siebenjährigen Kriegs aufzubringen; freilich mußte auch zur Einführung des Papiergeldes — das erſte in Oeſterreich — geſchritten werden, und die Staatsſchuld belief ſich am Ende des großen Kampfes auf 271 Millionen Gulden. Die Buntſcheckigkeit des damaligen Staats tritt uns ebenfalls auf dieſem Gebiete entgegen; es gab faſt ſoviel Steuerſyſteme als Provinzen. Eine Gleichmäßigkeit wurde erſt unter Joſeph angeſtrebt und zum Theil erzielt, wie auch unter ihm die allgemeine Steuerpflichtigkeit zum Princip erhoben wurde.

Die auswärtige Politik bewegte ſich in dieſen Friedensjahren in den alten Gleiſen. Auf eine Allianz zwiſchen England, Hannover, Oeſterreich, Rußland und Sachſen richteten die Staatsmänner an der Donau in den nächſten Jahren ihr Augenmerk. Gelang dieſe, ſo war der Friede geſichert; niemand konnte ihn zu ſtören wagen. In Petersburg und London war man in dieſem Sinne thätig; die Bundesgenoſſenſchaft beider ſchien gleich nothwendig. England lieferte Geld, Rußland Truppen, wenn

Digitized by Google

es dem unruhigen Nachbar beifallen sollte, die Ruhe zu stören. Und wenn eine antienglische Strömung in den Kreisen der wiener Hofburg vorhanden war: bezüglich des nordischen Staates herrschte volle Einmüthigkeit. Bestand doch auch zwischen den Regentinnen beider Reiche eine seltene Harmonie der Gesinnung in ihrem Hasse gegen Friedrich; und wenn bei Maria Theresia die Politik die Ursache jenes Gefühls war, so steigerte sich dasselbe zur Leidenschaftlichkeit bei der Beherrscherin aller Reußen, Elisabeth, da Friedrich's bissig giftige Bemerkungen über ihren Lebenswandel bis zu ihrem Ohre gedrungen waren. Politische Motive kamen dann hinzu, die erklärliche Abneigung gegen die Person des Königs von Preußen zu verschärfen. Die Worte Elisabeth's: nie werde sie zu einer Vereinbarung mit Preußen die Hand bieten, nie einer Garantie Schlesiens zustimmen, waren Balsam für das wunde Herz Maria Theresia's. Eifrigste Beflissenheit, die günstigen Stimmungen des russischen Hofes wach zu erhalten, bekundete auch die österreichische Staatskunst; in der That eine nicht leichte Aufgabe bei einer Herrscherin wie Elisabeth, und Rathgebern wie Bestushew und Woronzow. Der im Jahre 1746 abgeschlossene Vertrag mit Rußland berechtigte Oesterreich, bei einem etwaigen Angriff von preußischer Seite Rußlands militärische Kräfte in Anspruch zu nehmen. Kein Wunder, daß man diesem Vertrage eine besondere Bedeutung beilegte und den Beitritt zu demselben in London und Dresden eifrigst befürwortete. Die Hauptverhandlungen der nächsten Jahre drehen sich um diesen Gegenstand, dessen Verwirklichung mit mannichfachen Schwierigkeiten verknüpft war. Geld lautete die Parole in Petersburg, Geld heischte man in Dresden, und die englischen Staatsmänner kargten mit diesem goldenen Safte. Brühl war freigebig mit Worten, daß Sachsens eigenstes Interesse auf ein Zusammengehen mit den beiden Kaiserhöfen hinweise, aber man habe einen Ersatz für die Subsidien nöthig, welche Frankreich bereitwillig gewähre; und Bestushew wies unaufhörlich auf die öde Leere der russischen Kassen hin und forderte Subsidien nicht blos für den Krieg, sondern auch zu Vorbereitungen für denselben.

Digitized by Google

Die ſpröde Kargheit Englands war nicht das einzige Hinderniß für die Herſtellung der ehemals ſo intimen Beziehungen zwiſchen Wien und London. Der hohe Ton, in welchem die britiſchen Staatsmänner vielfach ſprachen, erbitterte und verſtimmte die Habsburgerin, die es als einen Eingriff in ihre Souveränetät betrachtete, wenn man ihr, wie dies ſo oft geſchah, in ſchulmeiſterlichem Tone die Richtung ihrer Politik vorzeichnen wollte und in knabenhafter Weiſe drohte, alle Verbindung abzubrechen, falls ſich Oeſterreich dem herriſchen Anſinnen an der Themſe nicht fügen ſollte.

Jahre waren ſeit dem Abſchluß des Aachener Friedens verſtrichen, und noch immer lebte man in Wien in banger Furcht vor Preußen. Der Gedanke, daß es Friedrich nur um die Erhaltung des Friedens zu thun ſein könne, fand bei den wiener Staatsmännern keinen Glauben. Und doch war man in einem Luſtrum auch nicht einen Schritt weiter gelangt, um eine volle Sicherung zu erhalten. Abgeſehen von Rußland waren die Beziehungen zu England kühl bis ans Herz hinan, und dem öſterreichiſchen Vertreter in Paris, dem Grafen Kaunitz, der ſeit 1750 in der franzöſiſchen Hauptſtadt weilte, war es nicht geglückt, eine wohlwollendere Geſinnung für Oeſterreich in den dortigen maßgebenden Kreiſen hervorzurufen.

Es war hohe Zeit, daß die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in andere Hände überging. Ulfeld war der Situation nicht gewachſen; diente er doch nur als Aushängeſchild, während die Geſchäfte in den Händen Bartenſtein's waren. So großen Anſpruch dieſer ſich auch auf die Dankbarkeit Maria Thereſia's erworben haben mochte, und obwol es ſie in allen Lagen große Ueberwindung koſtete, einen treuen Diener von ſeinem langjährig verwalteten Poſten zu entfernen, ſo mußten perſönliche Empfindungen doch zurückgedrängt werden, da das Wohl des Staats es forderte. Leicht mochte ihr der Entſchluß nicht geworden ſein. Monatelang trug ſie ſich mit dem Gedanken, ehe ſie an die Ausführung ging.

Es macht dem Scharfblick der Monarchin alle Ehre, daß ihre Wahl auf den Mann fiel, der unter allen die meiſte Be-

Digitized by Google

fähigung zur Leitung des auswärtigen Amtes besaß. Der jüngste Sohn einer zahlreichen Familie, wurde Wenzel Kaunitz für die geistliche Laufbahn bestimmt; 13 Jahre alt, erhielt er eine Domherrenstelle. Eine besondere Zuneigung zum geistlichen Stande scheint dem Knaben nicht eingewohnt zu haben; ältere Geschwister starben früh weg, und sein Vater änderte die ursprüngliche Absicht und bewerkstelligte den Uebertritt seines Sohnes in den Staatsdienst. In seinem 30. Lebensjahre an den turinischen Hof entsendet, hatte er daselbst Gelegenheit, die ersten Proben seines bedeutenden Talents abzulegen. Nach seiner Abberufung mit der politischen Verwaltung der Niederlande betraut, erhielt er später die schwierige Aufgabe, Oesterreich auf dem Aachener Congreß zu vertreten. Die hier gesammelten Erfahrungen wurden bestimmend für seine politischen Ansichten; hier gewann er einen genauen Einblick in die Strömungen der europäischen Politik. Bei seiner Rückkehr nach Wien vertrat er in einer Denkschrift die Nothwendigkeit einer Allianz mit Frankreich. Sein scharfer Blick ermaß die Folgen, welche das Aufkommen Preußens für den Donaustaat nach sich zog, und die Zurückdrängung dieses Staats bildete ein Axiom seines politischen Systems, an welchem er bis zu seinem letzten Athemzuge mit zäher Consequenz unverbrüchlich festhielt. Sein Gesichtskreis erweiterte sich während seines Aufenthalts in der französischen Hauptstadt, wo er einige Jahre als Vertreter Oesterreichs lebte. Im Mai 1753 zur Uebernahme des auswärtigen Amtes in die Heimat berufen, blieb er nun vier Jahrzehnte an der Spitze der Geschäfte. Seine Herrin brachte ihm das größte Vertrauen entgegen, und wol kein Staatsmann hat in Oesterreich einen solchen maßgebenden Einfluß ausgeübt, als Graf Kaunitz. Nicht blos in der auswärtigen Politik war sein Wort entscheidend: in fast allen Fragen der innern Verwaltung lauschte Maria Theresia seinem Rathe, ehe sie eine Entscheidung fällte. Ueber die Sonderbarkeiten seines Wesens sah sie hinweg, und so hoch stellte sie den Werth des Mannes, daß sie seinen Launen und Wunderlichkeiten schonend Rechnung trug. Ueber die Intriguen seiner Gegner trug Kaunitz stets den Sieg davon, so oft

Digitized by Google

er Miene machte, seinen Abschied zu fordern. Auch die Geschäftsbehandlung wurde eine andere und ermöglichte es dem Minister, in ganz selbständiger Weise die eigentliche Leitung in seiner Hand zu concentriren. Die Ministerconferenzen, in welchen alle bedeutsamen Fragen erörtert und entschieden wurden, hörten auf. Die an die Vertreter Oesterreichs abgesandten Weisungen wurden nicht mehr wie bisher von der Monarchin, sondern von Kaunitz unterzeichnet, und nur bei Ausfertigung der Instructionen wurde der herrschende Gebrauch beibehalten.

Das politische System Oesterreichs blieb vorläufig intact. Kaunitz wandelte in den ersten Jahren seiner Thätigkeit ganz die Bahnen seiner Vorgänger. Seit Jahren schwebten zwischen Holland und Oesterreich Verhandlungen über die Barrière, ohne daß ein Schritt vorwärts geschehen wäre. Mynherr steifte sich auf sein altes Recht, in Wien machte man den Wechsel der Verhältnisse geltend, England theilte die Ansichten Hollands. Hatte man wirklich die Absicht, endlich eine Verbindung zwischen England, Rußland, Sachsen und Hannover zu Stande zu bringen, so mußte die diplomatische Seeschlange jener Tage von der Tagesordnung abgestellt werden. Die Befestigung des österreichischen Bündnisses mit England hielt auch Kaunitz für das Ziel, dem die österreichische Politik zusteuern müsse, um so mehr, da auch nicht die geringsten Aussichten vorhanden waren, eine für Oesterreich günstige Umstimmung der versailler Kreise hervorzurufen. Der traditionelle Gedanke, daß die Seemächte die natürlichen Verbündeten des Hauses Habsburg seien, wurde von diesem Staatsmanne ebenfalls festgehalten.

Der Gegensatz zwischen Frankreich und England bildete während des 18. Jahrhunderts den Mittelpunkt des europäischen Staatslebens; alle übrigen Fragen wurden durch die Haltung dieser beiden Mächte bestimmt. Es handelte sich allerdings nicht, wie am Schlusse des 17. Jahrhunderts und beim Beginn des 18., um das politische Uebergewicht auf dem europäischen Continent; es war ein Gegensatz, der maritime und commerzielle Interessen viel eingreifender berührte, in der Seeherrschaft seinen Ausdruck fand und für fast alle Welttheile von gleichmäßiger

Digitized by Google

Bedeutung war. In Amerika und Asien rangen Frankreich und England miteinander; im Norden und Süden Europas standen beide sich als Nebenbuhler gegenüber. So ineinander verschlungen waren die Interessen, daß irgendeine Streitfrage dieser beiden Mächte sogleich alle maßgebenden Staaten in ihren Kreis zog; das Princip der Solidarität machte sich in Allem und Jedem bemerkbar. Das sogenannte Nichtinterventionsprincip, welches in unserer Zeit sich durchgerungen hat, und es den streitenden Parteien überläßt, ihre Differenzen allein auszutragen, war damals nur bei einzelnen Staatsmännern in schwachen Ansätzen vorhanden.

Die Eventualität eines Kriegs zwischen Frankreich und England trat seit dem Frühjahr 1755 immer mehr in den Vordergrund. Die Folgen mußten sich auch in Europa bemerkbar machen, denn es schien sicher, daß sich Frankreich nicht begnügen würde, den alten Rivalen am Ohio und Mississippi zu bekämpfen, sondern auch dessen Machtstellung auf dem europäischen Continent zu erschüttern bemüht sein werde. Die Niederlande waren in diesem Falle dem ersten Anprall französischer Waffen ausgesetzt, und da man Friedrich im Bunde mit dem versailler Hofe wähnte, so schien auch Hannover durch Preußen bedroht.

Oesterreich mußte Stellung zu nehmen suchen. Wie sich die Dinge anließen, hatte es allen Anschein, daß ein europäischer Krieg die alten Gegner einander gegenüber finden würde: Frankreich im Bunde mit Preußen, England im Gefolge von Oesterreich und Rußland. Von vornherein trat jedoch eine Differenz der Ansichten bei den maßgebenden Staatsmännern Englands und Oesterreichs hervor. Georg II. und seinen Ministern lagen zunächst Hannover und die Niederlande am Herzen, und sie forderten demgemäß die Bereithaltung von Streitkräften von seiten Oesterreichs, um diese Gebiete gegen Frankreich und Preußen zu vertheidigen. Hierauf konnte man in Wien nicht eingehen, wo man die Sicherung der Monarchie gegen Preußen, welches man im innigsten Bunde mit Frankreich wähnte, in erste Linie stellte. Man wollte an dem Grundsatze nicht gerüttelt wissen, daß das Staatsinteresse es erfordere, dem ärgsten Feinde des Erzhauses

Digitized by Google

die größte Macht entgegenzuſetzen. Die feſte Ueberzeugung von der Betheiligung Preußens am Kampfe brachte natürlich den von mancher Seite angeregten Gedanken einer ſtricten Neutralität zum Schweigen, und man war unter gewiſſen Bedingungen entſchloſſen, dem Anſinnen Englands Folge zu geben. Die in kategoriſcher Weiſe geſtellte Forderung des britiſchen Cabinets, die nöthigen Streitkräfte zur Vertheidigung der Niederlande bereit zu halten, lehnte man ab; höchſtens ein Truppenkorps von 10000 Mann beabſichtigte man dort zu verwenden. Wenn Holland bewogen wurde, ein Truppencontingent zur Verfügung zu ſtellen, und England ſich beeilte, die ſeit Jahren anhängigen Verhandlungen mit Rußland, deſſen Truppen nur gegen den König von Preußen zur Verwendung kommen ſollten, zum Abſchluß zu bringen, ſo konnte man hoffen, die den Erblanden drohenden Gefahren zu beſchwören. Denn, wie ſchon geſagt, die Sicherung vor Preußen fiel weit mehr ins Gewicht als die Abwehr eines franzöſiſchen Angriffs auf die Niederlande. England ſollte der Wahn benommen werden, als ſei die Erhaltung dieſes Ländergebiets für Oeſterreich von weſentlichem Intereſſe, vielmehr müßte es Gegenſtand der ſteten Sorgfalt britiſcher Staatskunſt bleiben, daß die belgiſchen Provinzen unter öſterreichiſcher Botmäßigkeit auch fernerhin blieben.

Wie erſichtlich, lag es damals noch nicht in der Tendenz des dirigirenden öſterreichiſchen Staatsmannes, eine Umwälzung des bisher befolgten politiſchen Syſtems herbeizuführen. Aber es trat doch ſchon eine Differenz hervor, die leicht dahin führen konnte, daß man ſich in Wien dazu entſchloß, dem bisherigen Alliirten den Rücken zu kehren. „Wenn dieſe Allianz", heißt es in einer in dieſen Tagen verfaßten Denkſchrift des Grafen Kaunitz, „nicht vollſtändig gegen alle Eventualitäten ſicherſtellt, wenn der Alliirte nicht unter allen Umſtänden Hülfe zu leiſten genöthigt iſt, dann muß man allerdings auf andere Mittel bedacht ſein."

Die Nachrichten aus London befriedigten nicht. Dem engliſchen Miniſterium lag allerdings die Vertheidigung der Niederlande gegen Frankreich ſehr am Herzen, jedoch Georg's II.

Digitized by Google

persönliche Politik erstrebte auch zugleich die Sicherung des theuern Stammlandes Hannover gegen Frankreichs oder Preußens Angriff. Beides ließ sich vereinigen, wenn Oesterreich und Preußen gleichmäßig für eine Allianz mit England gewonnen wurden, oder letzteres mindestens zur Neutralität bei einem bevorstehenden Kriege bestimmt werden konnte. Dies schien nicht unerreichbar, da in englischen und hannoverischen Kreisen allmählich die Ansicht durchzubrechen schien, daß Friedrich denn doch nicht um jeden Preis auf einen Krieg lossteuere, eine Behauptung, welche die österreichischen Vertreter in den mannichfachsten Variationen jahrelang ins Feld geführt hatten. Kaunitz hatte umgehend eine Antwort des englischen Cabinets erwartet, um sodann die erforderlichen Maßnahmen zu treffen; es vergingen Wochen, ohne daß irgendeine Aeußerung erfolgte. Die Nothwendigkeit, der veränderten Situation Rechnung zu tragen, war unausweichlich. England war auf die österreichischen Forderungen nicht eingegangen, und man hatte daher vollkommen freie Hand. In einer am 16. August abgehaltenen Conferenz der Minister entschloß man sich zur strictesten Neutralität, und vornehmlich war es der Kaiser, der diesen Standpunkt vertrat. Gelang es England, Preußen zu bewegen, an dem Kriege keinen Theil zu nehmen, so lag für die Erblande keine unmittelbare Gefahr vor, und den Schutz der belgischen Provinzen konnte man getrost Engländern und Holländern überlassen. Diese mochten sehen, daß Frankreich nicht in den Besitz derselben gelangte.

Man blieb nicht lange bei diesem Beschluß stehen. In diesen Tagen gelangte der Plan des Grafen Kaunitz zur Reife, der den Umsturz des bisherigen politischen Systems und die vollständige Lösung der Allianz mit England und die Verbindung mit Frankreich sich zum Ziel setzte. Um letzteres zu bewegen, seine Beziehungen zu Berlin zu lösen, war man in der Lage, einen hohen Preis zu zahlen: die Abtretung der Niederlande an den Infanten Philipp für Parma, Piacenza und Guastalla, welche an Oesterreich fallen sollten; die sofortige Einräumung von Nieuport und Ostende an Frankreich; endlich die

Digitized by Google

Unterstützung des Prinzen Conti zur Erlangung der polnischen Krone, was, den Berichten zufolge, dem König von Frankreich ungemein am Herzen lag. Die dadurch Oesterreich auferlegten Opfer wurden durch die Wiedererlangung Schlesiens und die Arrondirung des italienischen Besitzes mehr als aufgewogen. Und was das Wichtigste war: Preußen verschwand aus der Reihe der tonangebenden Staaten, Preußen, welches die kaiserliche Autorität im Reiche untergrub und den Einfluß Oesterreichs in den europäischen Angelegenheiten in den Hintergrund drängte. Auf Kosten Preußens sollten den Bundesgenossen Frankreichs Gebietserwerbungen erwachsen, Schweden, Sachsen und die Pfalz mit preußischem Lande ausgestattet, das Gebiet des Königs von Preußen auf den Stand vor dem Dreißigjährigen Kriege zurückgeführt werden. Die Hauptschwierigkeit lag darin, Rußland für diesen Plan zu gewinnen und zu einer Aussöhnung mit Frankreich zu bestimmen; allein auch dies lag nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Reichten politische Gründe nicht aus, die Russen herbeizuziehen, so gab es doch Mittel, die Sprödigkeit derselben zu besiegen: dem Golde hatten sich die Herren an der Newa immer zugänglich erwiesen, und Unbestechlichkeit war dort eine seltene Tugend.

Kaunitz hatte sich die Sache doch zu leicht gedacht, wenn er sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß man in Versailles seinen Anträgen rasch zustimmen werde. Man hatte dort nicht im entferntesten die Absicht, mit Berlin zu brechen, und konnte sich des Mistrauens gegen Oesterreich nicht erwehren. Es fehlte nicht an Stimmen in Versailles, die darauf hinwiesen, daß man in Wien durchaus nicht den ernstlichen Entschluß gefaßt habe, sich von England loszulösen, sondern durch Anknüpfung von Unterhandlungen mit Frankreich blos bessere Bedingungen, namentlich reichlichere Subsidien von den britischen Staatsmännern zu erlangen hoffe.

Das Jahr neigte sich seinem Ende zu, und Kaunitz stand dem Ziele seiner Wünsche fast entfernter denn je. England hatte man sich fast entfremdet, in Versailles an Boden nicht viel gewonnen. Die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens

Digitized by Google

schwand jedoch immer mehr. In Versailles erörterte man eine Landung in England. Die Besetzung Hannovers, die Neutralität Oesterreichs und Preußens war zum Gelingen solcher Plane unbedingt erforderlich. Hierauf steuerte die französische Politik los; ohne mit Preußen zu brechen, erstrebte sie den Abschluß eines Freundschafts- und Garantievertrags mit Oesterreich. Obschon derartige Anträge die Verwirklichung der Kaunitz'schen Plane in weite Ferne schoben, rieth er dennoch zur Annahme derselben; wenigstens die Anbahnung intimerer Beziehungen zu Frankreich wurde damit erreicht, und der Zukunft konnte es überlassen bleiben, die französischen Staatsmänner für die weitern österreichischen Ansichten und Absichten zu gewinnen. Indeß als dem österreichischen Gesandten in Paris die hierauf bezüglichen Weisungen zugingen, hatte sich die Sachlage durch den zwischen England und Preußen abgeschlossenen Vertrag zu Westminster gründlich verändert. Zwar machte das Anerbieten Friedrich's, mit Frankreich seinen bisherigen Tractat zu erneuern, und der Zusatz, daß er keine Einwendung machen würde, wenn zwischen Versailles und Wien ein Neutralitätsvertrag zum Abschluß käme, Eindruck bei den französischen Staatsmännern; aber Stahremberg's Bemühungen, das Mistrauen gegen Preußen zu schüren, waren schließlich doch von Erfolg gekrönt; persönliche Stimmungen maßgebender Persönlichkeiten kamen hinzu: die Allianz mit Oesterreich trat in den Vordergrund. Dennoch wollte es der diplomatischen Kunst des österreichischen Vertreters nicht gelingen, eine active Betheiligung Frankreichs am Kampfe gegen Friedrich zu erwirken; nur die Zusage konnte er erringen, daß keine Einwendung werde erhoben werden, wenn sich Oesterreich in den Besitz der verlorenen Gebiete mit Hülfe Rußlands setze; auch stellte man eine Geldunterstützung in Aussicht. In Wien willigte man ein; hatte man momentan nicht alles erreicht, so war doch viel gewonnen, wenn man nur der Unterstützung Frankreichs im Falle eines Angriffs von preußischer Seite sicher war. Und Preußens Monarchen zum Angreifer zu machen, traute sich die diplomatische Kunst des österreichischen Staatskanzlers schon zu.

Digitized by Google

Der Vertrag zu Verſailles ſtülpte die politiſchen Beziehungen der europäiſchen Staaten vollſtändig um, und der öſterreichiſche Staatsmann, deſſen Gewandtheit es gelungen war, nach mannichfachen Kreuz- und Querzügen dies Reſultat zu erzielen, hielt dieſe That für die größte ſeines Lebens. Die engliſche Partei am wiener Hofe, die daſelbſt bis zur letzten Stunde beachtenswerthe Fürſprache beſaß, mußte die Segel ſtreichen, und noch nach Decennien wies Kaunitz mit beſonderer Genugthuung darauf hin, daß ihm das große Werk gelungen, die öſterreichiſche Politik in neue Bahnen zu lenken und der Monarchie eine größere Sicherheit gegen die Umſturzplane Preußens verſchafft zu haben.

Den intimen Bundesgenoſſen Rußland hatte man bisher in voller Unkenntniß über den Umſchwung, der ſich vollzogen, gelaſſen; der öſterreichiſche Geſandte am petersburger Hofe arbeitete während der ganzen Zeit der zwiſchen Oeſterreich und Frankreich dauernden Verhandlungen an dem Abſchluſſe einer Convention zwiſchen Rußland und England. Die erſte Kunde erhielt er durch eine Weiſung vom 13. März 1756. Man ſei bemüht, hieß es, mit Frankreich einen Defenſiv- und Neutralitätsvertrag abzuſchließen, und dies zu bewegen, ſeiner Allianz mit Preußen zu entſagen und eine Wiedereroberung Schleſiens wenigſtens indirect zu unterſtützen, und fügte die Anfrage hinzu, ob Rußland bereit ſei, 60—70000 Mann gegen Preußen marſchiren zu laſſen. „Krieg mit Preußen" war ſeit Jahren das Loſungswort in den petersburger Kreiſen. Die Czarin und ihr Premierminiſter, der Trunkenbold Beſtuſhew, trotz dieſer Eigenſchaft die einzige Arbeitskraft an der Newa, ſchwelgten in dem Gedanken, Friedrich zu bekämpfen und ihn die Macht Rußlands fühlen zu laſſen. Zu wiederholten malen hatten die Petersburger in Wien zum Kampfe gedrängt und ſich den beſchwichtigenden Worten nur nothgedrungen und unwillig gefügt. Bei dieſer Stimmung konnte die Antwort nur bejahend lauten. Aus dem Munde der Czarin erhielt Eſterhazy die Verſicherung, daß ſie alle ihre Kräfte aufbieten wolle zur Unterſtützung der Bundesgenoſſin; ſie hege die herzlichſten Wünſche für einen

Digitized by Google

glücklichen Abschluß der Verhandlungen mit Frankreich; indeß selbst wenn dies nicht der Fall wäre, würden sich Mittel und Wege finden lassen, Schlesien mit vereinten Kräften zu erobern. In Rußland brannte man vor Ungeduld, losschlagen zu können, und bedauerte lebhaft, als die Nachrichten aus Wien erst das kommende Frühjahr als den geeigneten Zeitpunkt bezeichneten. Vergebens betheuerte England in Wien und in Petersburg, daß Preußen nur den Frieden wolle; man steuerte an beiden Orten auf den Krieg los. „Es wäre vor der Nachkommenschaft nicht zu rechtfertigen, wenn man nicht dahin streben würde, sich die Umstände soviel möglich zu Nutze zu machen", schrieb Kaunitz nach Petersburg.

Seit dem Abschlusse des Defensivtractats mit Frankreich unterhandelte man über die weitern Plane monatelang; Frankreich forderte die Abtretung der gesammten Niederlande, Oesterreich sollte Schlesien und Glatz dem König Friedrich abringen dürfen; weiter nichts. Zu der in Wien geplanten Schwächung Preußens wollte man in Paris lange die Zustimmung nicht geben.

Friedrich durchblickte das Ränkespiel seiner Gegner; es wurde ihm allmählich klar, daß eine Coalition gegen ihn im Anzuge sei. Seine Kundschafter berichteten ihm treulich über die Kriegsvorbereitungen Oesterreichs. Er traf Gegenanstalten. Kaunitz hatte gehofft, den Ausbruch des Kampfes bis zum Frühjahr 1757 verschieben zu können; es kam ihm ungelegen, als er die Ueberzeugung gewann, daß Friedrich nicht gewillt sei, seine weitumfassenden Plane zur Reife gedeihen zu lassen. Noch war die Coalition nicht zu Stande gebracht, welche Preußen zu vernichten bestimmt war: Friedrich war entschlossen, das Prävenire zu spielen. „Diese Dame will den Krieg", sagte er zu Mitchell, auf ein Bild Maria Theresia's deutend, „und sie soll ihn bald haben. Ich kann nichts thun, als meinen Feinden zuvorkommen, meine Truppen sind bereit, und ich muß versuchen, diese Verschwörung zu brechen, bevor sie zu stark wird." Auf Anrathen desselben entschloß er sich doch, in Wien anzufragen, ob die Rüstungen gegen ihn gerichtet seien.

Digitized by Google

Am 26. Juli hatte der preußische Gesandte Audienz bei Maria Theresia. Sie las die von Kaunitz abgefaßte Antwort ab: da die allgemeinen Angelegenheiten sich in einer Krise befänden, hätte sie es für angemessen erachtet, Maßregeln für ihre eigene Sicherheit und für die ihrer Verbündeten zu ergreifen, die übrigens auf niemandes Nachtheil abzielten. Hierauf entließ sie den Gesandten. Friedrich war mit dieser allgemeinen Antwort nicht zufrieden, er forderte bestimmtere Erklärungen. „Ich muß wissen, ob wir im Kriege oder Frieden sind", schrieb er an Klinggräf; „ich mache die Kaiserin zur Schiedsrichterin darüber. Sind ihre Absichten lauter, so ist jetzt der Augenblick, sie an den Tag zu legen, aber wenn man mir eine Antwort im Orakelstile gibt, unbestimmt und nicht bündig, so wird die Kaiserin sich alle Folgen vorzuwerfen haben, welche die stillschweigende Bestätigung der gefährlichen Plane, die sie mit Rußland gegen mich entworfen hat, nach sich ziehen muß, und ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich an dem Unglück, das daraus entspringen wird, unschuldig bin."

Die bestimmte Anfrage Friedrich's lautete dahin: ob ihn die Kaiserin im laufenden und im nächsten Jahre nicht angreifen werde. Kaunitz verlangte ein schriftliches Mémoire, und Klinggräf übergab eine ausführliche Note. Der Ton derselben misfiel in Wien. Die Kaiserin sagte, nur um in den Grenzen anständiger Mäßigung zu bleiben, habe sie die Note nicht ohne weiteres zurückgewiesen; doch die Beantwortung derselben übernahm ihr Staatskanzler. Die Hauptfrage ließ dieser unberührt und begnügte sich damit, die Behauptung, daß Oesterreich mit Rußland zur Bekämpfung Preußens einen Vertrag abgeschlossen habe, zurückzuweisen. Letzteres war auch richtig, denn die Verhandlungen mit Paris und Petersburg waren damals noch nicht zum Abschluß gediehen. Die Antwort entschied; die Würfel des Kriegs fielen; zum dritten male traten Preußen und Oesterreich auf den Kampfplatz.

Der Einmarsch Friedrich's nach Sachsen war das Signal zum Beginn des Kriegs. Trotz aller Vorbereitungen waren die

Digitized by Google

Oesterreicher unvorbereitet. Den in Böhmen aufgehäuften Truppen mangelten Geschütze, Munition, Pferde, Bedürfnisse aller Art, da zur Eröffnung der Operation erst das nächste Frühjahr in Aussicht genommen war. Brown erhielt den Auftrag, zum Entsatz von Sachsen das Möglichste zu thun. Die blutige Schlacht bei Lobositz entschied für Preußen. Erst am Jahresschlusse kamen die Verträge zwischen Frankreich, Rußland und Oesterreich zum Abschluß. In der Convention zwischen den letztgenannten Staaten verbanden sich die beiden Kaiserinnen, ihre Streitkräfte gegen den gemeinsamen Feind, den Störer der öffentlichen Ruhe, zu verwenden und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis sie mit göttlicher Hülfe dahin gelangt sein würden, ganz Schlesien und Glatz unter die Herrschaft der Kaiserin-Königin zurückzuführen und der Macht Friedrich's ausreichende Schranken zu setzen. Von beiden Seiten verpflichtete man sich, 80000 Mann ins Feld zu schicken. In Schweden und Dänemark wollten beide thätig sein, deren Betheiligung zur Erniedrigung Preußens zu erwirken, wofür ihnen eine angemessene Entschädigung zutheil werden solle. Schwieriger war die Verständigung mit Frankreich, an welches Oesterreich nach Eröffnung der Feindseligkeiten die Forderung stellte, das tractatenmäßig stipulirte Corps von 24000 Mann zur Verfügung zu stellen. Man war in Versailles wol entschlossen, an dem Kriege theilzunehmen, aber nicht als Hülfsmacht in Böhmen, wie es in Wien verlangt wurde, sondern man wollte selbständig am Rhein und in Hannover operiren. Maria Theresia und Kaunitz mußten sich widerwillig fügen und auf die Stellung des Hülfscorps Verzicht leisten. Die französische Hauptarmee sollte über 100000 Mann stark vom Niederrhein gegen die Elbe vordringen. Am Jahrestage des Defensivtractats, am 1. Mai 1757, erfolgte die Unterzeichnung des Unions- und Freundschaftsvertrags, der die Häuser Lothringen und Bourbon für die Dauer miteinander zu verbinden bestimmt war. Oesterreich trug den Löwenantheil davon. Wohl wurden die österreichischen Niederlande dem Schwiegersohne des Königs von Frankreich versprochen, und es sollten eine Anzahl Plätze Frankreich einverleibt, Luxemburg

Digitized by Google

geſchleift werden, die Beſtimmungen des Utrechter Friedens über Dünkirchen wegfallen; dagegen erlangte Oeſterreich die Unterſtützung Frankreichs zur Vernichtung Preußens, deſſen König als Markgraf von Brandenburg und Herzog von Hinterpommern aus dem Kampfe hervorgehen ſollte, und in Italien ſollten die Beſitzungen Oeſterreichs durch Parma und Piacenza, Elba und künftighin durch Modena erweitert werden.

Maria Thereſia ſchien am Ziele langerſehnter Wünſche. Die Hoffnung auf ein Gelingen des großen Werkes, die Nebenbuhlerſchaft Preußens zu beſeitigen und Oeſterreichs alte Stellung im Reiche und in Europa für die Dauer zu befeſtigen, mochte allem Anſchein nach keine eitle ſein. Faſt ganz Europa ſtand in Waffen gegen den tiefgehaßten Feind; was wollte auch die Unterſtützung Englands und einiger kleinen Staaten gegen jene Frankreichs und Rußlands beſagen. Dazu kam, daß auch das öſterreichiſche Heer in einem ganz andern Zuſtande auf den Kampfplatz trat, als beim Beginn der Regierung Maria Thereſia's. Die tüchtige Ausbildung deſſelben hatte die eifrigſte Thätigkeit der betheiligten Kreiſe in den Friedensjahren in Anſpruch genommen. Preußens Einrichtungen dienten als leuchtendes Vorbild. Fürſt Wenzel Liechtenſtein und Graf Daun hatten ſich in dieſer Beziehung die größten Verdienſte erworben.

Wenn der unmittelbare Erfolg den gehegten Erwartungen nicht entſprach, ſo lag dies zum nicht geringſten Theil in dem Mangel einer einheitlichen Führung. Die Oeſterreicher erwarteten einen Einmarſch der Preußen in Böhmen nicht und mußten, nachdem derſelbe erfolgt war, ihre Stellungen im weſtlichen Böhmen räumen und ſich nicht ohne Verluſte und unter aufreibenden Märſchen unter die Mauern Prags zurückziehen. Friedrich wollte dem Feinde nicht Zeit laſſen, ſich zu ſammeln und zu verſtärken. Am 6. Mai früh morgens befahl er den Angriff. Er bezahlte den ſchwer errungenen Sieg mit dem Heldentode Schwerin's. Die Einſchließung eines großen Theils der kaiſerlichen Armee mit dem Oberbefehlshaber, dem Prinzen Karl von Lothringen, war die Folge der Schlacht. In Wien gab man ſich den ärgſten Befürchtungen hin; fiel Prag, ſo

Digitized by Google

standen die österreichischen Lande fast widerstandslos den Preußen offen. „Gewann ich noch eine Schlacht", äußerte Friedrich in seinen spätern Lebensjahren, „so konnte ich auf den Wällen von Wien den Frieden unterzeichnen." Der einzige Rückhalt Maria Theresia's war eine unter Feldmarschall Daun stehende Armee, die jedoch in einem solchen mangelhaften Zustande war, daß der Feldherr am Tage nach der Schlacht bei Prag rückgängige Bewegungen machen mußte, um sich zu verstärken. Indem er die versprengten Truppen Karl's von Lothringen und einige in Ungarn und Mähren lagernde Regimenter an sich zog, brachte er ein 50000 Mann starkes Heer zusammen, welchem von Maria Theresia die Aufgabe ertheilt wurde, die böhmische Hauptstadt zu entsetzen. Friedrich entschloß sich, dem Feinde mit einem Theile seiner Truppen, im ganzen 18000 Mann Infanterie und 13000 Reitern, entgegenzugehen, den Rest vor Prag zurücklassend. Am 18. Juni trafen die Heere bei Kollin aufeinander. Daun siegte; der größte Theil der preußischen Infanterie war todt oder gefangen, die Oesterreicher hatten 8000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Die völlige Räumung Böhmens war die unmittelbare Folge.

Es waren schöne Tage für die Kaiserin und ihren Staatsmann. Auch von den andern Kriegsschauplätzen liefen die erfreulichsten Berichte ein. Russen und Franzosen machten gegen Preußen und dessen Verbündeten, den König von England, Fortschritte, die Niederwerfung des Königs von Preußen schien unausweichlich. In einer Audienz, welche Maria Theresia dem neuen Botschafter an ihrem Hofe, dem Marquis von Choiseul-Stainville, ertheilte, sprach sie ihre Freude aus, das langjährige Ziel ihrer Wünsche in ihrer Verbindung mit Frankreich erreicht zu sehen, und überströmte in Versicherungen der Freundschaft und Hochachtung für Madame de Pompadour.

Verschiedenheit der Ansichten über die weitern militärischen Operationen zwischen Frankreich und Oesterreich, Uneinigkeit zwischen den österreichischen Feldherren Karl von Lothringen und Daun retteten Friedrich. Maria Theresia wünschte noch in diesem Jahre die Eroberung Schlesiens vollendet zu sehen.

Digitized by Google

Die Siege Friedrich's bei Roßbach über die Franzoſen und die Reichstruppen und bei Leuthen über die Oeſterreicher vernichteten alle Hoffnungen. Friedrich gelangte wieder in den Beſitz ſeiner öſtlichen Staaten; Sachſen und Schwediſch-Pommern entſchädigten ihn für die franzöſiſche Occupation ſeiner weſtfäliſchen und rheiniſchen Lande.

Ohne energiſche Unterſtützung von ſeiten ihrer Verbündeten konnte Maria Thereſia ihre Erblande gegen eine nochmalige Ueberflutung nicht ſchützen. An Frankreich erging das Anſuchen, die vertragsmäßig zugeſicherten 24000 Mann nach Böhmen zu ſenden; von Rußland wurde ein Hülfscorps von 30000 Mann erbeten, welches durch Polen nach Mähren eilen ſollte. In Oeſterreich wurde während des Winters über Hals und Kopf gerüſtet; opferwillig kamen die böhmiſchen Stände und die Ungarn den Wünſchen der Souveränin entgegen. Der Muth Maria Thereſia's war ungebrochen; nach wie vor blieb ihr Sinnen auf die Vernichtung ihres großen Gegners gerichtet. Ihr Staatskanzler beſtärkte ſie in ihren Ideen. Um ſo peinlicher wurden die wiener Kreiſe durch die in Paris zu Tage tretende Neigung, Frieden zu ſchließen und den großen Plan gegen Friedrich zu den Acten zu legen, berührt. Kaunitz gerieth außer ſich, als ihm Stainville das Anſinnen des franzöſiſchen Miniſters Bernis, der ſeit Juni den auswärtigen Angelegenheiten vorſtand, darlegte; er ſagte in höchſter Erregung: der kaiſerliche Hof ſei nicht gewohnt, Verträge zu ſchließen und dann aufzugeben. Die aufgeſtellte Behauptung, daß Frankreich nicht in der Lage ſei, den übernommenen Verpflichtungen im vollen Umfange gerecht zu werden, wies er als unſtichhaltig zurück: man hätte in Paris all dies bedenken und vorausſehen ſollen, ehe man den Vertrag abſchloß. Ruhiger nahm Kaiſer Franz die ganze Sache auf; doch auch er war der Anſicht, daß man noch einen Feldzug wagen ſolle; alsdann werde der Friede leichter zu Stande kommen. Am lebhafteſten bekundete Maria Thereſia ihren Schmerz. Sie brachte die Nacht ſchlaflos zu; ſchließe man jetzt Frieden, ſagte ſie zu dem franzöſiſchen Botſchafter, ſo werde man nach ein paar Jahren abermals zum Schwerte greifen müſſen. Nicht

Digitized by Google

die Eroberung Schlesiens bestimme sie zur Weiterführung des Kampfes, sondern einzig und allein um die Ruhe Europas und ihrer eigenen Staaten zu sichern, habe sie dahin gestrebt, die Macht des Ungeheuers zu brechen. Sie verlasse sich auf Gott, sie an dem König von Preußen zu rächen, da Menschen nichts gegen ihn auszurichten vermöchten.

Die Entschlossenheit der Kaiserin und ihrer Umgebung verfehlte ihre Wirkung nicht. Die französischen Kreise ließen sich überzeugen; die Fortsetzung des Kampfes wurde beschlossen, mit Dänemark und Schweden neue Verträge, welche dem französischen Staatsschatze neue große Opfer auferlegten, zum Abschluß gebracht.

Mit Spannung sah man in Wien der Eröffnung des Feldzugs entgegen. Die Anfänge waren unglücklich genug. Ferdinand von Braunschweig trieb die Franzosen über den Rhein zurück; in dem fluchtähnlichen Abmarsche sahen Maria Theresia und Kaunitz ein abgekartetes Spiel, welches nur zu deutlich die Absicht, mit Preußen einen Separatfrieden zu schließen, bekunde. Die Sendung französischer Truppen nach Böhmen wurde dadurch ebenfalls hinausgeschoben. Die Aufregung Maria Theresia's konnte nur mühsam beschwichtigt werden. Die Russen standen weit entfernt von dem Centrum der preußischen Monarchie; ihre Anwesenheit in Mähren war dringendes Bedürfniß. Schweidnitz, der letzte Stützpunkt der Oesterreicher in Schlesien, wurde von den Preußen entsetzt. Während Daun bei Königgrätz einen Einfall Friedrich's in Böhmen erwarten und abwehren wollte, rückte der König in Mähren ein und stand in den ersten Tagen des Mai vor Olmütz. Die Bestürzung in Wien war eine allgemeine; fiel die mährische Festung, so konnte der verhaßte Feind vor Wien erscheinen. Die Berechnungen des Königs trafen nicht zu; die Befestigungen von Olmütz waren weit stärker als er erwartete. Die Belagerung zieht sich in die Länge; Heinrich, dem die Aufgabe zutheil geworden, nach Zerstreuung der Reichsarmee den „Keulenschlag" auf Prag auszuführen, wird länger aufgehalten; Friedrich sieht sich durch das Heranrücken Daun's zur Aufhebung der Belagerung genöthigt.

Digitized by Google

In Wien athmete man tief auf. Böhmen und Mähren wurden von den Preußen geräumt, da die ruſſiſche Armee, deren Beſiegung die Befreiung der Mark Brandenburg bewerkſtelligen ſollte, mittlerweile bis zur Oder vorgedrungen war. Bei Zorndorf kettete Friedrich am 25. Auguſt 1758 den Sieg an ſeine Fahnen, mit dem ſchwerwiegenden Verluſte von 10000 Mann. Fremor's weiteres Vordringen und ſeine Vereinigung mit den Scharen Loudon's wird dadurch gehindert. Friedrich eilt nach Sachſen, um Daun daraus zu vertreiben; aber der große Zauderer läßt ſich erſt nach Wochen beſtimmen, ſeine unangreifbare Stellung zu verlaſſen. Obgleich es nun dem öſterreichiſchen Feldherrn gelang, dem Könige eine empfindliche Niederlage bei Hochkirch (14. October) beizubringen: das eigentliche Ziel des Feldzugs, die Beugung der preußiſchen Macht, wird durch die wechſelvollen Kämpfe dieſes Feldzugs nicht erreicht. Friedrich charakteriſirt das Reſultat dieſes Jahres treffend; „unſer Feldzug", ſchreibt er, „iſt beendigt, und es war von der einen und der andern Seite nichts dabei herausgekommen, als der Verluſt vieler braven Leute, das Unglück vieler Soldaten, der Ruin einiger Provinzen, Verwüſtung, Plünderung und Brand einiger blühender Städte". Selbſt ſeine Gegner bekannten, daß ſie im Laufe zweier Jahre faſt keine Fortſchritte gemacht. Schleſien war nicht in den Händen der Oeſterreicher, wie Maria Thereſia gehofft. Sachſen und die weſtfäliſchen Bisthümer, von preußiſchen Truppen beſetzt, boten einen genügenden Erſatz für das von Ruſſen beſetzte Preußen und für Cleve, wo ſich die Franzoſen eingeniſtet hatten.

Maria Thereſia und Kaunitz änderten deshalb ihre Anſichten nicht. Nur an dem Mangel einheitlicher Kriegführung lag es ihrer Anſicht nach, wenn die Verbündeten keine Erfolge davongetragen; hätte ein Zuſammenwirken der Ruſſen und Franzoſen mit dem öſterreichiſchen Heere ſtattgefunden, ſo wäre der Untergang Friedrich's beſiegelt geweſen. Um ſie in ihrem Eifer für die große Sache zu beſtärken, bedurfte es für Maria Thereſia wol nicht der Anerkennung des Papſtes Clemens XIII., der ihr einige Tage vor der zorndorfer Schlacht den Titel der apoſtoliſchen

Digitized by Google

Majestät ertheilte, zum Zeugniß ihres brennenden Eifers für die Fortpflanzung der katholischen Religion; allein es war kein zu unterschätzender Vortheil, daß der heilige Vater eine außerordentliche Besteuerung der Stifter und Klöster für diesen Krieg zugestand. Die Ueberzeugung brach sich Bahn, welch eine mißliche Sache es sei, einen Gegner nur mit Hülfe von Bundesgenossen besiegen zu wollen, bei denen doch die Erkenntniß durchschimmern mußte, daß dies nicht ganz in ihrem Interesse gelegen sei. In der That bedurfte es der ganzen Entschiedenheit Maria Thresia's und der diplomatischen Gewandtheit ihres Ministers, um die in französischen Kreisen fortwährend auftauchenden Friedensstimmungen zum Schweigen zu bringen. Wie leicht hatten sich die Franzosen das Werk gedacht, welches nunmehr schon zwei Jahre lang ihre Kräfte in Athem hielt; und keinerlei Lorbern waren ihnen zutheil geworden. Was Wunder, daß auch jener Mann, der zum Zustandekommen der französisch-österreichischen Allianz am meisten beigetragen, unter die Friedensapostel ging und für eine Ausgleichung der Differenzen Frankreichs mit England, für eine Verständigung Oesterreichs und Preußens thätig war. Allen Zumuthungen setzten Maria Theresia und Kaunitz die stereotype Antwort entgegen: die Kaiserin werde sich nicht zum Frieden zwingen lassen. Oesterreichs Heere hatten doch Erfolge aufzuweisen, während Frankreich seinen früher erworbenen Kriegsruhm eingebüßt hatte. „Meine Zusicherung", sagte Maria Theresia zu dem französischen Vertreter an ihrem Hofe, „daß ich dem Könige treu verbunden bleiben will, muß euch Freude machen, denn der Stand eurer Angelegenheiten in Europa und in Deutschland ist so verrufen, daß, wenn ihr mich nicht hättet, so hättet ihr, glaube ich, niemand." In Versailles dachte man anders. Bernis' sehnlicher Wunsch war Friede; „der schleunigste Friede ist für uns unerläßlich", äußerte er sich nach der Niederlage der Franzosen bei Krefeld, und selbst Ludwig XV. schrieb in diesem Sinne an die Kaiserin.

Die Klagen Frankreichs fanden in Wien taube Ohren. „Seit meiner Jugend", sagte Maria Theresia, „habe ich es

Digitized by Google

erfahren, daß es für eine Krone kein größeres Unglück gibt, als unter ungünstigen Umständen Frieden zu schließen." Und wie schwer fiel es ihr ans Herz, daß auch Kaunitz, durch die Erfahrungen der letzten Jahre belehrt und scharfsichtiger als seine Herrin, Friedensneigungen fröhnte; aber sie tröstete sich damit, daß er ihre Angelegenheiten nicht so aus dem Grunde kenne wie sie; für sie sei es nothwendig, Preußen so weit geschwächt zu sehen, daß sie auf eine zwanzigjährige Friedenszeit in Deutschland rechnen könne. „Das bloße Wort Friede mit Preußen", schreibt Choiseul Anfang September 1758, „versetzt Ihre kaiserliche Majestät in heftige Leidenschaft." Und einige Wochen später erklärte sie dem Gesandten rundweg: wenn der König von Frankreich den Frieden mit Preußen wolle, könne er ihn schließen, aber sie werde vor dem nächsten Feldzuge keinen Frieden machen; und wenn es dahin käme, daß der König sie allein lasse, so werde sie ihre Anstalten treffen. Bei der Czarin fand sie eine gleichgestimmte Genossin; sie werde, erklärte Elisabeth, ihren letzten Mann und ihren letzten Rubel an die Vernichtung des Königs von Preußen setzen.

Fast ausschließlich die Standhaftigkeit Maria Theresia's bewirkte es, daß Frankreich noch ein Jahr lang den Krieg fortzuführen beschloß. Freilich verzichtete es gleichzeitig, zum lebhaften Bedauern der Kaiserin, auf die Durchführung des geheimen Vertrags, und bestand auf dem Abschlusse einer neuen Convention. Allein auch hier wurde die Erniedrigung des Königs von Preußen als Hauptobject der ganzen Allianz nicht aus den Augen gelassen. Frankreich sollte auch künftighin möglichst gebunden bleiben, die Eroberung von Schlesien und Glatz zu befördern. Indeß mußte man sich begnügen, in dem neu abgeschlossenen Vertrage die Bestimmung aufgenommen zu sehen, daß Frankreich bei den Friedensverhandlungen alles aufbieten werde, diese Gebiete für Oesterreich zu erhalten. Die frühern Abmachungen bezüglich einer Entschädigung Schwedens und Sachsens mit preußischen Landen, der Abtretung der Niederlande an den Infanten von Parma und einzelner Gebiete an Frankreich, fanden in dem Tractat vom 30. December 1758 keinen Raum, und in

Digitized by Google

einem besondern und geheimen Vertrage vom 31. Dec. war der am 1. Mai 1757 geschlossene geheime Vertrag feierlichst für nichtig und wirkungslos erklärt, als ob er nie existirt hätte.

Die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge, der mit aller Energie geführt werden sollte, wurden mit dem größten Eifer getroffen. Die kaiserliche Armee wurde auf 125000 Mann ergänzt, die nöthigen Geldmittel, wenn auch mit Anstrengung, beschafft; die Entscheidung sollte um jeden Preis herbeigeführt werden. Unter Mitwirkung der Russen sollte Schlesien erobert werden. Dies stand in erster Linie; in zweiter die Vertreibung der Preußen aus Sachsen, wobei die Betheiligung französischer Truppen in Aussicht genommen war. Diese Plane wurden von vornherein zerstört, da die Franzosen anderer Ansicht waren und die Russen erst im Juni die Operationen zu beginnen in der Lage waren.

Solchen kolossalen Anstrengungen lächelte indeß doch der Erfolg. Die Niederlage der preußischen Waffen bei Kunersdorf war eine entscheidende; der größte Theil der militärischen Streitkräfte Friedrich's war vernichtet. „Alles flieht, und ich bin nicht mehr Herr meiner Mannschaften", schrieb der König unmittelbar nach der mörderischen Schlacht; der Weg nach Berlin stand Oesterreichern und Russen offen. Nur die Unthätigkeit und Uneinigkeit der Feldherren retteten Friedrich. Die Russen betrieben die Verfolgung lau und ermöglichten es dem Könige, seine zersprengten Truppen zu sammeln und auf einem andern Kriegsschauplatze zu verwenden. Sachsen war nämlich um diese Zeit von einem durch Oesterreicher verstärkten Reichsheere besetzt worden; in Dresden capitulirte Schmettau gegen freien Abzug der Besatzung. Fast überall hatten die Oesterreicher in diesem Kriegsjahre Erfolge aufzuweisen, und allem Anschein nach stand Maria Theresia am Ziel ihrer Wünsche. Die letzten Kämpfe hatten furchtbare Lücken im preußischen Heere gerissen; die alten Krieger waren meist todt oder Krüppel, der junge Nachwuchs bot für sie keinen Ersatz. Die Bemühungen Friedrich's, in Versailles und Petersburg friedlichen Gesinnungen

Digitized by Google

zum Durchbruch zu verhelfen, wurden von der öſterreichiſchen Diplomatie aus dem Felde geſchlagen.

Unter den vielverſprechendſten Auſpicien wurde der Kampf fortgeſetzt; dem großen Coalitionsheere, welches beinahe 400000 Mann erreichen ſollte, in Wirklichkeit aber nur die Hälfte betrug, konnte Friedrich nur etwa 90000 Mann entgegenſtellen. Die Befreiung Sachſens und die Eroberung Schleſiens ſchien nur eine Frage der Zeit. Glatz fiel nach dem Siege Loudon's bei Landshut über die mit unvergleichlicher Tapferkeit kämpfenden Preußen unter Fouqué; aber die Einnahme Breslaus ſcheiterte an der Entſchloſſenheit Tauenzien's. Friedrich wurde durch Daun in Sachſen feſtgehalten und ſpäter genöthigt, die beabſichtigte Belagerung Dresdens aufzugeben und ſich nach Schleſien zurückzuziehen. Allein trotz der Ueberlegenheit der Verbündeten gelang die völlige Vernichtung Preußens nicht. Die öſterreichiſchen Krieger bedeckten ſich auf allen Schlachtfeldern mit Ruhm; Loudon und Daun waren ebenbürtige Gegner Friedrich's, welche deſſen Plane vereitelten; aber der kämpfende Löwe hielt ihnen ſtand, trotz aller Unfälle, die ihn trafen. Am Schluſſe des Jahres 1761 waren die Oeſterreicher nach Eroberung von Schweidnitz Herren eines großen Theils von Schleſien geworden; in Sachſen ſtand Daun; Preußen, Hinterpommern und die Neumark hatten die Ruſſen beſetzt; Friedrich war auf einen Theil von Sachſen und etwa die Hälfte ſeiner Erbſtaaten beſchränkt, ſein Heer war zuſammengeſchmolzen und es gebrach ihm an Mitteln, es zu ergänzen. Auch die politiſchen Verhältniſſe ſtärkten die öſterreichiſchen Hoffnungen. Pitt, die Seele des Bündniſſes mit Preußen, mußte dem friedliebenden Bute weichen, der den Subſidienvertrag mit Preußen nicht erneuerte und Friedrich ſeine Geldquelle entzog. Preußen ſchien unrettbar verloren.

Der Tod Eliſabeth's von Rußland und das Bündniß ihres Nachfolgers, Peter's III., mit Preußen veränderten mit einem Schlage die Situation; und auch nach der Ermordung des Czaren gelang es Oeſterreich nicht, die Herrſcherin Rußlands zur Erneuerung der Allianz zu bewegen. Katharina gab allerdings den

Digitized by Google

Befehl zur Rückberufung ihrer Truppen, welche ihr Gemahl Friedrich II. zur Verfügung gestellt hatte; an eine Bekämpfung Preußens dachte sie nicht. Sie bedurfte des Friedens, um sich in ihrer errungenen Stellung zu befestigen, und zur Durchführung ihrer weitern Plane konnte ihr die Bundesgenossenschaft Preußens werthvollere Dienste leisten. Auch in Frankreich sehnte man sich nach Frieden. Hatten die Franzosen im Landkampfe sich wenig Lorbern erworben, so fiel die Erschöpfung der Finanzen, das Daniederliegen des Handels und der Gewerbe, die Vernichtung der Flotte durch die Briten, der Verlust an Colonien noch mehr in die Wagschale, um die Beendigung des langjährigen Kampfes sehr erwünscht zu machen. Durch den am 10. Februar 1763 abgeschlossenen Pariser Frieden zogen sich England, Frankreich und Spanien vom Kriegsschauplatze zurück; Oesterreich und Preußen standen einander nunmehr ohne Bundesgenossen gegenüber. Bald nach dem Abschlusse der Präliminarien zwischen Frankreich und England traten daher auch die Vertreter Oesterreichs, Preußens und Sachsens zu Hubertusburg zusammen. Am 15. Februar 1763 wurde der Frieden auf Grundlage des Besitzstandes, wie er vor dem Ausbruche des Kriegs gewesen, geschlossen.

Mit welchen Hoffnungen hatte Maria Theresia den Kampf begonnen! Die Zermalmung Preußens war das Ziel, welches ihr Minister als den Lohn ihrer Bemühungen geschildert; und nun steckte man das Schwert in die Scheide, ohne nur eine Schwächung des Gegners erreicht zu haben. Im Gegentheil, Preußen war eine europäische Großmacht geworden, welche das Gewicht ihrer Stellung geltend machte. Kaunitz änderte zwar seine Ansichten nicht, daß die Einengung Preußens nach wie vor das Ziel der österreichischen Staatskunst bleiben müsse, und in keinem Momente seines Lebens konnte er die zunehmende Bedeutung dieses Staatswesens recht verwinden. Anders die Kaiserin. Verkannte sie auch nicht die Richtigkeit der Gesichtspunkte, welche ihren Staatskanzler leiteten, sah sie auch mit Schmerz den Stern ihres Hauses erbleichen: sie war fest entschlossen, mit dem Nachbar künftig in Ruhe und Frieden zu leben. Sie war

Digitized by Google

kriegssatt; nur ihren Pflichten als Regentin ihrer Länder wollte sie leben.

Der plötzliche Tod Franz Stephan's war ein harter Schlag für die Gattin. Nie konnte sie den Verlust des geliebten Mannes verwinden. „So unglücklich, so erschüttert bin ich", schrieb sie dem alten Freunde Sylva Tarouca, „daß ich auch das bischen Verstand, welches mir bisher geblieben war, noch verlieren werde, und mich schon deshalb verbergen müßte, wenn nicht auch ohne dieses die Neigung zum Rückzuge vorhanden wäre." Und ein anderes mal äußerte sie: „Ich vergesse alles und lebe ohne Begeisterung, wie ein Thier ohne Vernunft; um 5 Uhr stehe ich auf, lege mich spät zu Bett und thue doch den ganzen Tag nichts, denke nicht einmal mehr; meine Lage ist fürchterlich." Die Ehe war eine sehr glückliche gewesen; mit großer Zärtlichkeit hingen die Gatten aneinander. Kleine Verstimmungen, zumeist durch die leidenschaftliche Natur Maria Theresia's hervorgerufen, wurden durch das Entgegenkommen des Kaisers beigelegt. Franz Stephan war ein Verehrer schöner, liebenswürdiger Frauen, und Maria Theresia eifersüchtig. Aber es waren nur kleine Wolken, die den reinen Himmel ihres ehelichen Lebens trübten. Noch am Abend ihrer Tage schwelgte Maria Theresia in der Erinnerung an den unvergleichlichen Mann, wie sie ihn immer nannte, und nie fehlte sie an seinem Todestage in der Kapuzinergruft, an seinem Sarge zu beten und ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Als bei ihrem letzten Besuche, ein paar Tage vor ihrer Krankheit, welche tödlich endete, beim Hinaufziehen ein Seil riß, erblickte sie darin ein Zeichen baldiger Wiedervereinigung, und rief: „Er will mich nicht mehr von sich lassen!"

Die Sorgen des Tags machten ihre Rechte geltend; den Gedanken, die Regierung niederzulegen, ließ sie auf den Rath ihrer Umgebung fallen. Den alten freudigen Lebensmuth fand sie nie wieder. Der Sohn, Joseph II., nunmehr zum Mitregenten ernannt, ersetzte den Vater nicht. Die kaiserliche Würde, deren Träger Joseph nach dem Tode seines Vaters wurde, befriedigte seinen nagenden Ehrgeiz nicht, die Mitregentschaft, welche

Digitized by Google

ihm Maria Thereſia übertrug, eröffnete ſeinem Thätigkeitsdrange ein größeres Feld. Er wollte ſchaffen und wirken, aber ſein ſtürmiſches Vorwärtsdrängen ſtand mit der Beſonnenheit ſeiner Mutter nicht im Einklange. Auch hatte ſie ſich das Verhältniß zu dem Sohne als Mitregenten in ähnlicher Weiſe gedacht, wie es zu ihrem Gatten beſtanden, der ſelbſtändige Anſichten nur in behutſamer Weiſe vorgebracht, wol ſelten oder nie auf die Durchführung derſelben gedrungen hatte, während Joſeph über jedes Zögern, über jeden Widerſpruch mit jugendlichem Feuer aufflammte. Verſtimmungen, Conflicte waren die nothwendige Folge. Joſeph wollte ſich nicht einmal den Schein gefallen laſſen, als ſei er mit der Richtung der Kaiſerin einverſtanden, und verlangte am Schluſſe des Jahres 1768, daß ihm die Mitunterzeichnung der Entſchließungen ſeiner Mutter erlaſſen oder durch einen Zuſatz bemerklich gemacht werde: ſeine Unterſchrift habe nur die Bedeutung einer Form. Bitter beklagte ſich die Kaiſerin über dieſe Zumuthung; erſt nach mehrfachen Verhandlungen wurde die Differenz beigelegt, aber Maria Thereſia fühlte ſich innerlich verletzt. „Zum Glück iſt alles zu ertragen", ſchrieb ſie in einer Stunde des Unmuths, „mein Loos, mein Leben iſt ſo ſonderbar, ſo niederſchlagend. Ich erwarte mein Ende mit mehr Ungeduld als Furcht." Und Joſeph ſchrieb an ſeinen Bruder: „O Geduld, wie viele mal am Tage muß ich dich anrufen!" Die ganze Staatsmaſchine arbeitete ihm zu langſam. Man komme keinen Schritt von der Stelle, klagte er, ohne ſich herumzuzanken und ſtundenlang zu ſchreiben; neun Wochen ſchon predige er dieſelbe Sache, aber alles ſei umſonſt; „alle Welt intriguirt und niemand arbeitet". Oft greift er zu dem letzten Mittel: er entflieht der Reſidenz und bleibt monatelang fern. Alle Bemühungen von ſeiten Maria Thereſia's, eine volle Verſtändigung mit dem Sohne herbeizuführen, haben nur ein vorübergehendes Reſultat. „Wir beide haben", klagt ſie in einem Briefe vom Jahre 1771, „kein anderes Ziel, als das öffentliche Wohl; wie kommt es, daß wir uns ſo oft widerſprechen und oft auch längere Zeit unzufrieden miteinander ſind? Worin liegt es, daß der Erfolg unſern Beſtrebungen ſo wenig entſpricht und der Gang der öffentlichen

Digitized by Google

Angelegenheiten ein ganz anderer iſt, als wir erwarteten? Sollte der Grund nicht in uns liegen? Sollte nicht jedes von uns zu eingenommen von der eigenen Meinung ſein? Laß uns untereinander einig ſein; unſere Miniſter werden dann mit Freuden und Sicherheit arbeiten, was ſie jetzt nicht können." Derartige Herzensergießungen bewirkten wol, daß Joſeph in kindlicher Liebe zu den Füßen ſeiner Mutter Verzeihung erflehte; aber bei der erſten Gelegenheit erwachte der Gegenſatz zwiſchen Mutter und Sohn, der in der Perſönlichkeit beider wurzelte, mit ungebrochener Heftigkeit.

Nicht blos in den Fragen der innern Verwaltung gingen die Anſichten zwiſchen Maria Thereſia und Joſeph ſcharf auseinander, auch in der auswärtigen Politik wichen ſie voneinander ab. Bis zum Tode Franz Stephan's hatte ſich Kaunitz den maßgebenden Einfluß, den er ſich errungen, gewahrt und dadurch der geſammten Politik ein einheitliches Gepräge gegeben. Durch die Antheilnahme Joſeph's machten ſich auch hier mannichfache Störungen bemerkbar, welche natürlich auf den Gang der Politik beirrend und hemmend einwirkten.

Wol die gewichtigſten Folgen des Siebenjährigen Kriegs äußerten ſich darin, daß die Stellung der europäiſchen Mächte eine gründliche Veränderung erfuhr. Oeſterreichs alte Beziehungen zu England waren gelöſt, und erſt nach Jahrzehnten ſollten wieder Verſuche gemacht werden, die abgeriſſenen Fäden anzuknüpfen. Die Allianz mit Frankreich hatte zwar die Lieblingswünſche des wiener Hofs nicht verwirklicht: unverkürzt ging der Nachbarſtaat aus dem harten Kampfe gegen eine europäiſche Coalition hervor; aber der Staatsmann Oeſterreichs, dem eine Verſöhnung der Häuſer Bourbon und Habsburg-Lothringen gelungen war, dachte an eine Löſung der jüngſt geſchürzten Bande nach Herſtellung des Friedens nicht. Theilweiſe zwang ihn die taube Noth zum Feſthalten an dieſer Bundesgenoſſenſchaft; denn es gelang der öſterreichiſchen Diplomatie nach der Thronbeſteigung Katharina's nicht, in Petersburg das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Die umfaſſenden Plane Katharina's gegen Polen und die Pforte konnten durch ein Bündniß mit Preußen leichter

Digitized by Google

ihrer Realisirung zugeführt werden, und Oesterreichs Gegenwirkungen wurden durch Friedrich lahmgelegt.

Das Schwergewicht dieser russisch-preußischen Allianz machte sich bald nach einer Richtung geltend, durch welche dem Interesse Oesterreichs manche Gefahr drohte. In Polen waren der Donaustaat und Rußland seit Jahrzehnten miteinander Hand in Hand gegangen. Die Erhebung August's III. auf den polnischen Thron war ihr Werk. Lag es auch in den Intentionen beider Mächte, die königliche Republik nicht erstarken zu lassen, so heimste doch Rußland den Löwenantheil ein, denn es erlangte festen Fuß in Warschau, einer Etappe, um in den westeuropäischen Verhältnissen das Gewicht seines Einflusses geltend zu machen. In Wien war man theils kurzsichtig genug, die große Gefahr nicht zu ahnen, welche das Vordringen Rußlands im Gefolge haben mußte, theils traute man sich Kraft und Gewandtheit genug zu, um die barbarische Macht des Ostens am Gängelbande zu führen und ein selbständiges Auftreten zu paralysiren. Wie sehr man sich verrechnet, trat nunmehr klar zu Tage.

Das bevorstehende Ableben August's beschäftigte die europäischen Cabinete jahrelang, ehe jenes Ereigniß eintrat. Seine Absicht, dem Kurprinzen die Nachfolge zu sichern, welche er bald nach dem Aachener Frieden in Wien kundgab, fand hier nur geringe Unterstützung, da man wähnte, daß Ludwig XV. für den Prinzen Conti thätig sei, und durchaus nicht die geringste Geneigtheit besaß, irgendwelche Verwickelungen hervorzurufen. Auch war man in Dresden nicht gewillt, jenen Preis zu zahlen, den man in Wien für die Zusage einer Unterstützung bei eintretender Thronerledigung forderte, nämlich: dem russisch-österreichischen Bündnisse gegen Preußen beizutreten. Als man später die Allianz mit England über Bord warf und sich entschlossen hatte, Frankreichs Unterstützung gegen Friedrich um jeden Preis zu erlangen, vergaß man alle Versprechungen, die man dem dresdener Hofe bezüglich der Nachfolge gemacht, und trug in Versailles selbst darauf an, daß Conti zum König von Polen bestimmt werde. Dies Angebot kam nun allerdings bei den französischen Staatsmännern nicht in Betracht, indem die Erhebung des

Digitized by Google

Prinzen blos ein geheimer Lieblingsgedanke des franzöſiſchen Herrſchers war, deſſen Verwirklichung er hinter dem Rücken ſeiner Miniſter nachjagte, und in dem Vertrag vom 1. Mai 1757 verpflichtete ſich Frankreich, der Wahl eines Mitgliedes des ſächſiſchen Hauſes kein Hinderniß in den Weg zu legen. Solange Rußland der Dritte im Bunde war, ſchien auch Polen den Herren in Dresden geſichert. Als Peter III. die Beziehungen zu Oeſterreich und Frankreich löſte, wurde in dem Vertrage zwiſchen ihm und Friedrich auch über Polen eine Vereinbarung getroffen, denn nun lag es weder in Rußlands noch in Preußens Intereſſe, dem Wettiner Polen zu überlaſſen, ſolange die kurfürſtliche Familie in inniger Verbindung zu dem wiener Hofe ſtand. Katharina war von vornherein feſt entſchloſſen, in Warſchau nur einen König von Rußlands Gnaden auf den Thron gelangen zu laſſen. Eine ruſſiſch geſinnte Partei, an ihrer Spitze die mächtige Familie der Czartoryſki, arbeitete auf den Sturz Auguſt's III. hin, und ſie würde vielleicht dies Ziel erreicht haben, wenn der Tod des Monarchen ihre Plane nicht vereitelt hätte.

Wie wenig die Allianz Oeſterreichs mit Frankreich für alle Eventualitäten der europäiſchen Politik ausreichend war, ſollte damals offenbar werden. Vergebens war Kaunitz befliſſen, die franzöſiſchen Staatsmänner zu einem gemeinſamen Vorgehen in der polniſchen Frage zu bewegen; nach der Anſicht des dirigirenden Miniſters Choiſeul hatte Frankreich eigentlich kein directes Intereſſe, ſich mit Polen zu beſchäftigen. Eine Verſtändigung mit Rußland, die eine Zeit lang im Bereiche der Möglichkeit lag, da die Czarin ſelbſt dazu die Initiative ergriff, wurde von den wiener Kreiſen verſcherzt. War auch Katharina mit ſich über jene Perſönlichkeit im Reinen, welche ſie mit dem polniſchen Purpur umkleiden wollte, ſo hätte ſie doch gewünſcht, um jede politiſche Conflagration zu vermeiden, ihren Lieblingsgedanken im Einvernehmen mit Oeſterreich und mit Preußen zu verwirklichen. Die Sprödigkeit des wiener Hofs beförderte den Abſchluß eines Vertrags zwiſchen Friedrich und Katharina, in welchem auch die Erhebung des ehemaligen Geliebten Katharina's feſtgeſtellt wurde.

Digitized by Google

Unumschränkt konnte nun die Herrscherin Rußlands ihren Einfluß zur Geltung bringen. Friedrich's Unterstützung sicherte ihr die Zurückweisung fremder Mächte, besonders Oesterreichs.

Maria Theresia hätte es persönlich gewünscht, wenn ein Mitglied des sächsischen Hauses zum Herrscher der königlichen Republik gewählt worden wäre. Allein ihr Staatskanzler zeigte in dieser Frage eine unglückliche Hand. Alle noch so klug eingeleiteten Schritte, um die Action Rußlands zu unterbinden, hatten keinen Erfolg. Bald hoffte er durch Frankreichs Hülfe, bald durch ein Dazwischentreten der Türken die Plane Katharina's zum Scheitern zu bringen, und als sich die Unmöglichkeit herausstellte, einem sächsischen Prinzen die Krone zu verschaffen, richtete er auf einen Piasten, den Kronfeldherrn Bronicki, sein Augenmerk. Die Erlangung der Krone durch Stanislaus Poniatowski schien große Gefahren für Oesterreich in sich zu bergen. Einmal überschätzte Kaunitz die Bedeutung des Mannes ungemein, indem er ihn an Ehrgeiz und Unternehmungslust Friedrich und Katharina fast gleichstellte, und er sah eine Tripleallianz im Anzuge, welche nur Unheil für die österreichische Monarchie im Gefolge haben konnte. Sodann aber, und dies war das Entscheidende, hielt er es für ausgemacht, daß Vereinbarungen zwischen Rußland und Preußen getroffen seien, um sich auf Kosten Polens zu vergrößern. Diese Ansichten schienen ihm so fest begründet, daß, wenn die Wunden des letzten Kriegs nicht noch so frisch gewesen wären, er, seinem eigenen Ausspruch zufolge, einen Kampf mit Friedrich und Polen nicht gescheut haben würde.

Stanislaus August wurde König. Die Russen hatten vortrefflich gearbeitet und jeden Widerstand unmöglich gemacht; dazu kargten sie auch nicht mit Geld, ein in Polen ungemein gern gesehener Gast. Kaunitz fröhnte nun eine Zeit dem leeren Wahn, daß es Oesterreich und Frankreich gemeinschaftlich nicht unmöglich sein dürfte, den Einfluß Rußlands in Warschau aus dem Felde zu schlagen oder mindestens zu paralysiren. Man mußte diesen Gedanken aufgeben, und brach sogar alle diplomatischen Beziehungen mit dem Könige von Polen ab. Rußland herrschte in der polnischen Hauptstadt; sein Machtwort gebot. Stanislaus August blieb eine

Digitized by Google

Puppe, mit welcher der ruſſiſche Vertreter ein frivoles Spiel trieb. Manchmal nahm der polniſche Herrſcher einen Anlauf, ſich den umſtrickenden Banden zu entziehen; aber ſolche muthigen Stimmungen dauerten nicht lange und endeten immer damit, daß ſich Stanislaus, in größerer Abhängigkeit von Rußland als früher, in ſein trauriges Geſchick ergeben mußte. Auf dem polniſchen Reichstage des Jahres 1768 erreichte Katharina ihr Ziel: Gleichſtellung der Diſſidenten und Beſeitigung aller Reformen, die, in den letzten Jahren eingeführt, mit der Zeit als Handhabe zur Verſtärkung der königlichen Macht hätten dienen können. In Petersburg jubelte man über die errungenen Erfolge; Rußlands Machteinfluß war für die Dauer befeſtigt, die Selbſtändigkeit der Republik ein inhaltsloſer Name.

Da bildete ſich eine Conföderation zur Vertheidigung des katholiſchen Glaubens; die Parole lautete: Jeſus und Maria. Ein Bürgerkrieg entbrannte; in faſt allen Theilen des Landes kämpften die Parteien mit Erbitterung gegeneinander. Rußlands Heere verübten die größten Greuel; die zahlreichen Conföderationen, welche in vielen Theilen des Landes ſich gebildet, konnten ſich gegen die ruſſiſchen Waffen nicht halten, der Widerſtand erlahmte, der ruſſiſche Aar pflanzte allerorten ſein Banner auf. Da brach der Türkenkrieg aus, der die Kräfte der Czarin nach einer andern Richtung in Anſpruch nahm.

Die öſterreichiſche Politik war in dieſen Jahren eine paſſive, obgleich die dominirende Stellung, welche Rußland, von Preußen theilweiſe unterſtützt, in Warſchau erlangte, auf dem öſterreichiſchen Staatskanzler ſchwer laſtete. Mochte auch für Oeſterreich das Vordringen der moskowitiſchen Macht mancherlei Intereſſen verletzen: es lag nicht in ſeiner Macht, ſich dem entgegenzuſtemmen. Auch die Kaiſerin hegte für die Polen perſönlich viele Sympathien; aber die Hände waren ihr gebunden, und ſie war klug genug, nicht Gefühlspolitik treiben zu wollen. Selbſt der Ausbruch des Türkenkriegs lockte Kaunitz aus ſeiner Unthätigkeit nicht heraus; er ſpähte vergebens nach Mitteln, um das Gewicht ſeines Wortes in die Wagſchale werfen zu können. Die Allianz mit Frankreich gewährte nicht die mindeſte Ausſicht, daß man

Digitized by Google

in Versailles mit Oesterreich in der polnischen oder orientalischen Frage Hand in Hand gehen werde. Zum ersten mal tauchte damals der Gedanke auf, wie ersprießlich, ja nothwendig eine Verständigung mit Preußen wäre. Oesterreich konnte sich dem Czarenreiche in keiner Weise entgegensetzen und nicht wagen, die Plane Katharina's an irgendeinem Punkte zu kreuzen, solange die bisherigen Beziehungen zu dem Nachbarstaate keine Aenderung erfuhren. In der That tritt uns in den österreichischen Staatsschriften damaliger Tage eine nüchternere und ruhigere Auffassung über die Ziele und Tendenzen der preußischen Politik entgegen. Während bisher die Ansicht eine feste, unerschütterliche war, daß Friedrich nur auf den Untergang Oesterreichs sinne und bei geeigneter Gelegenheit der Monarchie abermals zu Leibe gehen werde, neigte sich wenigstens Kaunitz zeitweilig der Annahme zu, daß der König von Preußen im Grunde genommen den Frieden wünsche, Rußlands überdrüßig sei, auch in eine Verbindung mit Oesterreich willigen würde, wenn er nur die Sicherheit hätte, daß man in Wien den Verlust Schlesiens verschmerzt habe, worüber eine rückhaltslose Verständigung mit ihm nothwendig sei.

Kaunitz brachte eine Zusammenkunft des Kaisers mit Friedrich in Vorschlag. Schon vor zwei Jahren (1766) war davon, auf die Initiative des Königs, die Rede gewesen. Der Staatskanzler hatte sich damals anfangs dagegen, sodann nach einigen Wochen dafür ausgesprochen; aber Maria Theresia wünschte eine Begegnung ihres Sohnes mit dem Gegner nicht. Nun war es der österreichische Minister, der dieselbe in Anregung brachte. Die Nachricht von der bevorstehenden Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland zeigte große Gefahren im Anzuge, und nur in einer Annäherung der beiden Nachbarreiche sah Kaunitz das einzige Mittel, sich gegen manche im Schose der Zukunft schlummernde Eventualität sicherzustellen. Maria Theresia war diesmal nicht dagegen; waren auch ihre persönlichen Gefühle im Laufe der Jahre gegen Friedrich dieselben geblieben, stand ihr Urtheil über den Charakter des Mannes, der ihr bittere Stunden bereitet, unerschütterlich fest: sie brachte ihre Empfindungen

Digitized by Google

zum Schweigen, wo es ſich um das Wohl des Staates handelte. Der öſterreichiſche Geſandte in Berlin, General Nugent, erhielt die Weiſung, dem Könige die Meinung zu benehmen, als denke man in Wien auf die Wiedereroberung Schleſiens. Auch bezüglich Polens ſollte er ihn zu beruhigen ſuchen, da man entſchloſſen ſei, aus der bisherigen Paſſivität nicht herauszutreten. Man heuchelte, daß man über die Fortſchritte Rußlands in Polen keinerlei Beſorgniß oder Eiferſucht empfinde; die von dieſer Macht drohende Gefahr treffe ohnehin zunächſt Preußen und die Pforte. Und was den türkiſch-ruſſiſchen Conflict anbelange, ſo werde man ſich an demſelben nicht betheiligen. Auch ſollte Nugent dem Wunſche des Kaiſers, den König perſönlich kennen zu lernen, Ausdruck geben.

Die Zuſammenkunft zwiſchen Friedrich und Joſeph fand im Auguſt 1769 zu Neiſſe ſtatt. Die wichtigſten Tagesfragen wurden in den Geſprächen geſtreift; es blieb jedoch bei einem Austauſche der Ideen. Nur über einen Punkt wurde eine Einigung erzielt. Friedrich regte die Neutralität der beiden Staaten für den Fall eines Kriegs an, wobei er einen Kampf zwiſchen England und Frankreich, deſſen Wiederausbruch man eine Zeit lang erwartete, im Auge hatte. Kaunitz hatte ſeinen kaiſerlichen Zögling für dieſen Fall vorbereitet, indem er ihm zu dieſem Behufe einen Entwurf mitgegeben hatte, in welchem von einer Neutralität Oeſterreichs und Preußens bei allen bevorſtehenden Kriegen die Rede war. Der König konnte hierauf nicht eingehen, da er durch ſeine Verträge mit Rußland, bezüglich Schwedens und Polens, gebunden war; nur einem auf Deutſchland ſich beziehenden Neutralitätsverſprechen ſtimmte er bei, und Joſeph willigte ein.

Wie geringfügig auch das Reſultat der Zuſammenkunft ſein mochte: eine Annäherung war zu Stande gekommen, welche wenigſtens die Schroffheit der bisherigen Beziehungen milderte. Das ſchöne Wort Friedrich's: Oeſterreich und Preußen im Bunde könnten Europa Geſetze dictiren, blieb damals ein Wort, und „das patriotiſche deutſche Syſtem", deſſen er in ſeinen Unterhaltungen mit Joſeph erwähnte, blieb von ſeiner Verwirklichung noch weit entfernt. Die Ereigniſſe waren indeß ſtärker als die

Digitized by Google

Menschen, und namentlich in Wien empfand man tief die Nothwendigkeit, die angesponnenen Fäden zu festigen. Die Voraussetzung, daß Russen und Türken einander die Wage halten dürften und es keinem Theile gelingen würde, ein entscheidendes Uebergewicht bei dem Waffengange zu erlangen, hatte sich als falsch erwiesen. Rußland errang Erfolge über Erfolge; das türkische Reich erdröhnte in seinen Grundfesten. Oesterreich war dadurch hart in Mitleidenschaft gezogen, wenn es seinen muselmanischen Grenznachbar mit dem Moskowiter zu vertauschen die Aussicht hatte. Kaunitz mußte auf Mittel sinnen, wie der Superiorität Rußlands vorzubeugen sei; aber ohne Unterstützung Preußens sah er sich in seinen Maßnahmen gehemmt. Die beabsichtigte Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten konnte nicht in Scene gesetzt werden, wenn Friedrich seine Mitwirkung versagte. Es war ein schlau ersonnener Gedanke des Staatskanzlers, die Pforte bestimmen zu wollen, daß sie den König von Preußen bewegen möge, die Meditation im Verein mit Oesterreich zu übernehmen. Diese Insinuation fand in Konstantinopel anfangs keinen Anklang. Die Kriegspartei am Bosporus wollte von einem Frieden nichts hören. Erst die unerwarteten kolossalen Fortschritte Rußlands zur See brachten eine Umstimmung hervor, und die Pfortenminister befreundeten sich mit dem Gedanken des österreichischen Staatskanzlers.

Die Türkei suchte die Vermittelung Oesterreichs und Preußens nach; es mußte nun auch die zweite kriegführende Macht zur Annahme derselben bewogen werden. Kaunitz dachte dem König die Rolle zu, in dieser Richtung in Petersburg thätig zu sein, und da er bei der zweiten Zusammenkunft Friedrich's mit Joseph, welche auf österreichischem Boden, in Neustadt, stattfand, auf den Wunsch des Königs sich eingefunden hatte, so bot er bei seinen Unterredungen mit ihm alle Hülfsmittel seines Geistes auf, um die Nothwendigkeit, dem Kampfe Einhalt zu thun, zu erweisen und Friedrich zu bestimmen, seiner Busenfreundin ins Gewissen zu reden. Willigte Katharina in die Vermittelung, so wurden nicht blos die Wirren im Orient beigelegt, sondern Oesterreich erhielt auch eine Handhabe, bei der Pacification Polens mitzuwirken

Digitized by Google

und die in Warſchau abgeriſſenen Fäden wieder anzuknüpfen. Der Einblick, welchen Friedrich in die politiſchen Tendenzen des wiener Hofs gewonnen hatte, kam ihm ſehr erwünſcht; ſeine Friedensmahnungen in Petersburg konnte er nun in verſtärkter Weiſe geltend machen, und er war umſichtig genug, es erklärlich und gerechtfertigt zu finden, daß Oeſterreich kein gleichgültiger Zuſchauer bleiben könne, wenn die Ruſſen ſich im Süden der Donau feſtſetzen ſollten.

Katharina lehnte die Vermittelung Oeſterreichs, welche Friedrich befürwortet hatte, in den höflichſten Formen ab. Die öſterreichiſche Politik ſtand damit an einem Wendepunkte; denn für Kaunitz galt es als ein unverrückbares Axiom, daß Rußland nur einige unbedeutende Vortheile erhalten dürfe, und wenn man in Petersburg ſich widerhaarig zeigte, ſelbſt eine active Betheiligung am Kampfe zu Gunſten der Pforte nicht zu ſcheuen. Joſeph bekämpfte die Anſicht des Staatskanzlers; ihm erſchien eine Verſtändigung mit Preußen abſolut nothwendig; nur wenn Rußland noch weitere Erfolge erringen und über die Donau vordringen ſollte, dann könnte auch Oeſterreich einzugreifen ſich nicht entſchlagen. Maria Thereſia hatte zwiſchen den auseinandergehenden Anſichten des Sohnes und des Miniſters die Entſcheidung zu fällen; ſie ſtimmte ihrem Sohne bei; ſein Vorſchlag vertagte jedenfalls eine definitive Beſchlußfaſſung, ein Einvernehmen mit Preußen verringerte die Gefahren, endlich widerſtrebte es ihrem religiöſen Geſichtspunkte, die Muſelmänner gegen einen chriſtlichen Staat zu unterſtützen.

Friedrich war weit davon entfernt, ſeine Beziehungen zur Czarin zu lockern und ſich mit Oeſterreich zu verbünden, und ſeine Antwort auf die Anfrage Oeſterreichs war daher eine ablehnende.

Kaunitz plänte nun eine Verbindung Oeſterreichs mit der Pforte. Oeſterreich ſollte alſo den Ruſſen auch ohne Mitwirkung Preußens den Krieg erklären, wenn es ſich die Ueberzeugung verſchafft, daß Friedrich ein unbetheiligter Zuſchauer des Kampfes bleiben werde. Joſeph trat den Anſichten des Staatskanzlers in einer ausführlichen Denkſchrift entgegen. Ohne es in Abrede

Digitized by Google

zu stellen, wie vortheilhaft, ja wünschenswerth es wäre, wenn Rußland ohne Erwerb an Land und Leuten zum Frieden gezwungen würde, bezweifelte er es, daß Friedrich seine Hand dazu bieten werde. Die Unterstützung der Polen, auf welche der Staatskanzler einen Werth legte, schlug er nicht hoch an, und wie leicht konnte Rußland Preußens Hülfsleistung durch eine Ueberweisung Danzigs und Polnisch-Preußens erkaufen. Abermals hatte die Kaiserin die Entscheidung zu fällen. Maria Theresia befand sich in einer peinlichen Lage; nie wäre ihr, schrieb sie, ein Entschluß so hart geworden, wie dieser. Es widerstrebte, wie schon gesagt, ihrem innersten Gefühl, sich mit den ungläubigen Türken gegen die christlichen Russen zu verbünden; andererseits war sie auch einer Allianz mit Rußland gegen die Pforte abgeneigt. Nur dagegen wollte sie keine Einwendung erheben, wenn einige Maßnahmen zur Sicherung der Monarchie getroffen würden. Man werde diese Entscheidung schwach, furchtsam nennen, schrieb sie, „aber ich habe nicht Kraft genug, mich zu einem Kriege zu entschließen, den ich für ungerecht halte. In meinem Alter denkt man ruhiger nach den schrecklichen Kriegen, die ich zu führen hatte." Gleichzeitig bat sie ihren Minister in einem wahrhaft rührenden Schreiben, sie zu unterstützen; sie fühle es nur zu sehr, daß ihr grauer Kopf zum Regieren nicht geeignet sei.

Die Opposition ihres Sohnes gegen ihre Entscheidung machte sie in ihrem Entschlusse wieder wankend. Kaunitz suchte seinen Standpunkt nochmals zu erhärten: entweder die Verbindung mit Preußen zur Bekämpfung Rußlands, oder wenigstens die Neutralität Friedrich's zu erstreben, keineswegs aber ein Anschwellen der russischen Macht ruhig zuzulassen. Erst nach hartem Kampfe brachte Maria Theresia ihre Ueberzeugung zum Opfer. Der König lehnte jedoch das an ihn gestellte Ansinnen ab; alle Bemühungen des österreichischen Gesandten, ihm die bindende Zusage der Neutralität zu entlocken, prallten an ihm ab. Kaunitz ließ sich durch die Nachrichten aus Berlin nicht beirren, sich in Verhandlungen mit der Pforte einzulassen. Oesterreich erklärte sich in Konstantinopel zum Abschluß eines Defensiv-

Digitized by Google

bündnisses bereit; und gleichzeitig zur Uebernahme der Verpflichtung, einer etwaigen Ueberschreitung der Donau von seiten der Russen entgegenzutreten, wogegen die Pforte die Bestreitung der Kriegskosten tragen und die siebenbürgische Walachei mit Inbegriff der beiden Ufer des Altflusses abtreten sollte.

Die Anträge des österreichischen Ministers hatten für Friedrich nichts Verlockendes. Er war durchaus nicht gewillt, seine Allianz mit Rußland zu lösen und mit dem alten Gegner in Verbindung zu treten. Kaunitz hatte ihm auch hierfür nicht das Geringste zu bieten; der Vortheil lag ganz auf österreichischer Seite, wenn Rußland genöthigt wurde, die türkische Beute ganz fahren zu lassen. Von dem Gedanken durchdrungen, daß Oesterreich durch die Fortschritte Rußlands sich doch genöthigt sehen würde, zu den Waffen zu greifen, ermahnte er in Petersburg, der Pforte nicht allzu harte Bedingungen zu stellen und Frieden zu schließen. Seit jener Unterredung mit Kaunitz zu Neustadt wurden seine Friedensmahnungen immer dringender. Der petersburger Kreise bemächtigte sich die Furcht, daß der König sich vielleicht doch von Oesterreich gewinnen lassen könnte, und man suchte sich seine Unterstützung zu sichern, wenn Oesterreich sich an die Seite der Türken stellen sollte. Heinrich, der Bruder Friedrich's, war gerade in Petersburg anwesend, als dort die Kunde eintraf, daß österreichische Truppen zwei polnische Starosteien besetzt und sich der Salzwerke von Bochnia und Wieliczka bemächtigt hatten. Und als der Großkanzler Polens Klage erhob, erwiderte man in Wien, man sehe sich dazu genöthigt, um das österreichische Gebiet vor Verletzungen sicherzustellen. Die Kaiserin sei weit davon entfernt, sich das Gut eines andern anzueignen, und sei bereit, mit der Republik in freundschaftlicher Weise die Angelegenheit auszutragen. So befriedigend diese Erklärungen klangen, schien es doch gewiß, daß Oesterreich die Wiedererwerbung der zipser Städte, die unter Kaiser Sigismund an Polen waren verpfändet worden, ins Auge faßte. In Petersburg ergriff man diesen Anlaß, um Friedrich durch den Hinweis auf polnisches Gebiet bei dem Bündniß mit Rußland zu erhalten. Es waren anfangs allerdings nur leicht hingeworfene Worte Katharina's

Digitized by Google

in einem Gespräche mit Heinrich, denen aber eine ernste Tendenz innewohnte. Friedrich hatte nun die Entscheidung zu fällen. Hier suchte ihn Oesterreich zu gewinnen, dort Rußland ihn festzuhalten. Fest entschlossen, seine Neutralität zu wahren, wenn ein Zusammenstoß zwischen diesen Staaten erfolgen sollte, blieb er taub für die österreichischen Anträge und die russischen Lockungen, aber banger Sorgen konnte er sich nicht erwehren, ob es ihm möglich sein werde, jede Betheiligung am Kampfe von sich fern zu halten. In dieser Stimmung fand ihn sein aus Petersburg zurückkehrender Bruder, dessen Auseinandersetzungen es gelang, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß eine Erwerbung polnischen Gebietes von seiten Preußens und Rußlands die entsprechendste Lösung aller Schwierigkeiten bieten würde. Anstatt im Orient, erhielt Rußland eine Entschädigung auf Kosten der Polen, der Krieg mit Oesterreich wurde glücklich vermieden und Preußen bekam einen trefflichen Zuwachs, ohne auch nur einen Mann marschiren lassen zu müssen. Oesterreich mußte freiwillig oder gezwungen der Dritte im Bunde sein, oder einen Kampf mit Preußen und Rußland führen, und daß es sich dazu entschließen würde, konnte mit vollem Rechte bezweifelt werden.

Nachdem der König sich mit diesem Gedanken befreundet hatte, arbeitete er mit großer Energie auf die Verwirklichung hin. Die maßgebenden Persönlichkeiten in Petersburg sahen darin ohnehin ein geeignetes Mittel zur Beendigung der polnischen Wirren, und der anfangs von dem russischen Minister Panin erhobene Widerspruch hielt nicht lange an, nur wünschte er, daß Oesterreich ebenfalls zu dem zu treffenden Abkommen herbeigezogen würde. Friedrich wurde die Rolle zugedacht, die wiener Kreise auszuholen. Dieser hatte in dieser Richtung schon einige Schritte gethan, ehe noch ein derartiges Ansinnen von Petersburg an ihn gestellt wurde. Denn auch ihm lag ernstlich daran, eine Vereinbarung mit Oesterreich zu treffen und einen Krieg zu vermeiden. Sein Bruder Heinrich und sein Minister Finkenstein hatten dem österreichischen Gesandten einige Andeutungen gegeben, er selbst hatte sodann am 27. April 1771 eine Unterredung mit demselben. Am besten wäre es, sagte er im Laufe des Gesprächs,

Digitized by Google

wenn Rußland ein Stück von Polen erwerbe, Oeſterreich könne den bereits in Beſitz genommenen Theil behalten, auch ſolle man in den öſterreichiſchen Archiven nachſuchen laſſen, ob man nicht noch weitere Anrechte auf das eine oder andere Palatinat ausfindig machen könne; man müſſe dieſe Gelegenheit benutzen, er, Friedrich, werde ebenfalls ſeine Convenienz ſuchen und finden, er habe für ſich Pommern oder Polniſch-Preußen ins Auge gefaßt. Aus den Antworten van Swieten's an Heinrich und Friedrich ging eine geringe Geneigtheit Oeſterreichs hervor, auf ein derartiges Project einzugehen; auch Panin machte in ſeinen Unterredungen mit Lobkowitz dieſelbe Erfahrung. Man hatte in Wien nicht die Abſicht, die occupirten polniſchen Gebiete einfach zurückzuſtellen, indem man auf dieſelben ein Anrecht zu haben vermeinte; allein man war nicht gewillt, Preußen und Rußland einen Machtzuwachs in dieſer Richtung zu geſtatten. Um ſo geneigter wurde der ruſſiſche Miniſter, Preußen durch Ueberweiſung polniſchen Gebietes an ſich zu ketten. Mitte Juni überſendete Friedrich, einer Aufforderung des ruſſiſchen Cabinets folgend, einen hierauf bezüglichen Entwurf nach Petersburg, und in ſeinen Depeſchen bemühte er ſich, Panin über jede von Oeſterreich drohende Gefahr zu beſchwichtigen. Kam eine Vereinbarung zwiſchen Rußland und Preußen zu Stande, verſtändigte ſich erſteres gleichzeitig mit der Pforte über die Friedensbedingungen: ſo war nach der Anſicht Friedrich's den Oeſterreichern jede Handhabe, ſich einzumiſchen, benommen, und daß man in Wien zur Hinderung einer Zerſtückelung Polens ſchwerlich zu den Waffen greifen werde, ſchien ihm ausgemacht. Die Sprödigkeit Oeſterreichs, ſich an einer Theilung Polens zu betheiligen, erklärte er dadurch, daß es die Erwerbungen Rußlands und Preußens höher veranſchlagte als ſeine eigenen. Je mehr man in Petersburg die Ueberzeugung gewann, daß Oeſterreich unter gewiſſen Eventualitäten für die Pforte einzutreten entſchloſſen ſei, um ſo geneigter wurde man, alle etwaigen Bedenken gegen eine Ueberweiſung polniſchen Gebietes an Preußen fahren zu laſſen und die entſchiedene Unterſtützung deſſelben für den Fall eines Kriegs mit dem Donauſtaat damit zu erkaufen.

Digitized by Google

Durch den Abschluß eines Tractats mit der Pforte (Juli 1771) wähnte Kaunitz, Rußland auf Schach und Matt zu setzen; er beglückwünschte seine Herrin, als die Kunde davon nach Wien gelangte. Die Freude der Kaiserin über die Verbindung mit den Ungläubigen war keine große. „Ich nehme nicht gern Geld von diesen Leuten", schrieb sie am Rande des Vortrags, in welchem ihr Minister das glückliche Ereigniß meldete; „Gott gebe diesen Winter nur den Frieden." Wie sehr es Maria Theresia um die Erhaltung desselben zu thun war, zeigte schon der Umstand, daß sie Bedenken erhob, als Kaunitz ihr vorschlug, dem Ansinnen der Pforte nachzukommen und ein Armeecorps nach Siebenbürgen zu senden. Seit dem Beginn des Jahres hatte sich die Situation auch bedeutend geändert; damals hatte man gehofft, mindestens die Neutralität Preußens zu erlangen; jetzt schien es ziemlich gewiß, daß ein Krieg den König an der Seite Rußlands finden dürfte. Und vor einem gleichzeitigen Kampfe mit Preußen und Rußland scheute auch der Staatskanzler zurück. Dennoch befürwortete Kaunitz, auf der einmal betretenen Bahn zu beharren; er erwartete dann doch, daß sich Rußland genöthigt sehen dürfte, seine Bedingungen herabzumindern.

Die Kaiserin hatte bisher ihrem Staatskanzler völlig freien Spielraum gelassen, in der bestimmten Hoffnung, daß es zum Kriege nicht kommen werde; nun konnte sie die Furcht nicht bemeistern, daß sie vielleicht doch gezwungen werden könnte, zu den Waffen zu greifen, und die Erhaltung des Friedens erstrebte sie um jeden Preis. Wenn Rußland von der Erwerbung der Moldau und Walachei absah, so blieb das Interesse ihres Staats ungefährdet; allen übrigen Bedingungen konnten und sollten sich die Türken fügen. Es handelte sich nur darum, in Petersburg in diesem Sinne thätig zu sein und in Konstantinopel zum Frieden zu mahnen. Niemand erschien ihr hierfür geeigneter als Friedrich; seinem Gesandten eröffnete die Monarchin ihre Ansichten, ohne Vorwissen des Staatskanzlers und des Sohnes. Freudig ging Friedrich auf den Wunsch der Kaiserin ein. Auch er wünschte den Kampf vermieden zu sehen; in den Darlegungen der Kaiserin sah er die Möglichkeit zur Erhaltung des Friedens

Digitized by Google

und erklärte dem österreichischen Gesandten, die Wünsche derselben erfüllen zu wollen.

Die gewundenen Kreise des Staatskanzlers wurden durch die Herzensergießungen seiner Herrin gewaltig gestört. In vorwurfsvollem Tone wandte er sich an sie: man muthe ihr Unglaubliches zu, ihre Sprache stehe im Widerspruch mit allem, was man bisher in Konstantinopel, Petersburg und Berlin dargelegt. In ihrer Antwort legte Maria ihren Standpunkt dar: man sei nicht in der Lage, Krieg zu führen, nicht einmal Demonstrationen zu machen; die Türken und die Convention setzten sie in Verlegenheit, man müsse dahin streben, aus der Sache herauszukommen; und in rührender Weise appellirte sie an den Staatskanzler, die Monarchie vor dem gänzlichen Ruin zu retten. Die Kaiserin erhielt an Joseph einen Bundesgenossen, der ebenfalls einen Kampf mit Rußland und Preußen für schwierig hielt. Nur mußte Oesterreich seiner Ansicht nach gleichfalls einige Vortheile erlangen; es fragte sich nur, welcher Weg einzuschlagen sei. Verschiedene Modalitäten wurden in Erwägung gezogen, unter welchen die Kaiserin eine Auswahl zu treffen hatte. Eine Vereinbarung mit Rußland und Preußen, um auf Kosten der Pforte oder Polens Erwerbungen zu machen, widerstrebte ihrem rechtlichen Sinne; sie entschied schließlich dafür, daß Rußland einen Zuwachs erhalten sollte, und da Oesterreich den übernommenen Verpflichtungen durch Vermittelung eines Friedens zwischen Rußland und der Pforte nachkam, so konnte es von dieser die Erfüllung der in der Convention festgesetzten Bestimmungen beanspruchen. Die einverleibten polnischen Districte, die dreizehn zipser Städte ausgenommen, wollte sie herausgegeben wissen; Preußen ging in diesem Falle ganz leer aus. Ihre Entscheidung erfüllte sie mit um so größerer Freude, da auch Kaunitz sich damit vollkommen einverstanden erklärte.

Die Aufgabe für den Staatskanzler war eine schwierige. Es galt in Konstantinopel, ohne die maßgebende Stellung einzubüßen, zu beschwichtigen und abzuwiegeln und in Petersburg friedlichen Gesinnungen zum Durchbruch zu verhelfen, denn das bisherige Gleichgewicht im Süden der Donau sollte in keiner Weise ver-

Digitized by Google

rückt werden. Die Bedingungen, denen Oesterreich in Konstantinopel das Wort reden wollte, waren für die Ansprüche Rußlands kürzlich genug: Abtretung der Stadt Azow mit ihrem Gebiete und der beiden Cabarden, Gewährung der Freiheit der Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere für alle Kauffahrteischiffe von bestimmter Größe, Gestattung der Anlage von Festungen an der Grenze oder eine Geldentschädigung für eine eventuelle Verzichtleistung auf den einen oder andern Punkt. Wenn aber Rußland und dessen Verbündeter auf eine Erwerbung von Land und Leuten bestehen sollten, mußten auch Oesterreich Vortheile erwachsen. Natürlich war man in Petersburg nicht gesonnen, die Beute leichten Kaufs fahren zu lassen; der Unterstützung Preußens war man für den Fall eines Kriegs sicher, und da aus der österreichischen Darstellung hervorleuchtete, daß man in Wien nicht die Absicht habe, die besetzten polnischen Gebiete herauszugeben, so benutzte man dies, um zu betonen, daß Rußland und Preußen ebenfalls einige Rechte auf polnisches Land hätten und hierüber mit Oesterreich in Verhandlung treten wollten.

Der in Wien gehegte Plan, mit Rußland allein eine Vereinbarung zu suchen, ohne auf Preußen Rücksicht zu nehmen, mußte nunmehr eine Aenderung erleiden, eine Verständigung mit den beiden Staaten gesucht werden. Da es zweifellos war, daß man in Berlin und Petersburg nicht darauf verzichten werde, in Polen und in der Türkei Erwerbungen zu machen, so blieb nichts übrig, als sich ebenfalls über jene Gebiete klar zu werden, die man beanspruchen wollte. Kaunitz legte zu diesem Behuf nicht weniger als sieben Projecte vor. Dem geraden, rechtlichen Sinn der Kaiserin würde es am meisten entsprochen haben, wenn man sich entschlossen hätte, auf jede Erwerbung Verzicht zu leisten, aber die unermüdliche Darlegung des Staatskanzlers, daß eine etwaige Vergrößerung Rußlands und Preußens mit großen Gefahren für die Monarchie verbunden sei, hatte doch einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Ihren Antheil wünschte sie indeß weder in Polen noch in der Türkei: Preußen mußte das Entschädigungsobject hergeben, sei es Glatz oder die fränk-

Digitized by Google

kiſchen oder cleveſchen Gebiete. Den Türken wollte ſie die Bezahlung der ſchuldenden Summe erlaſſen, wenn ſie ſich zur Abtretung Belgrads verſtehen wollten. Die ganze Richtung der ſeit 1770 verfolgten Politik war ihr im Grunde des Herzens zuwider, ſie verurtheilte ſie auf das entſchiedenſte. Man wollte, ſagte ſie, auf preußiſche Art verfahren und ſich zugleich den Schein der Ehrbarkeit geben, und habe dadurch das Vertrauen, welches man früher Oeſterreich entgegengebracht, verſcherzt, den guten Namen eingebüßt. Aber Kaunitz und Joſeph waren darin einig, daß Oeſterreich nicht leer ausgehen dürfe, und die Kaiſerin fügte ſich, wenn auch widerwillig, dem Rathe der Männer.

Van Swieten erhielt die erforderlichen Weiſungen. Als Ausgangspunkt einer eventuellen Vereinbarung ſollte das Princip vollkommener Gleichheit der Erwerbungen Oeſterreichs und Preußens angenommen werden. Friedrich erhob keine Einwendung und war bereit, ein hierauf bezügliches Actenſtück zu unterzeichnen. Als ſodann das Geſpräch auf das zu occupirende Gebiet kam, machte der König kein Hehl daraus, welche Diſtricte er ſich auserſehen habe, und wies auf das an Ungarn grenzende Land für Oeſterreich hin; Krakau ausgenommen, ſollte es ſich ſoweit nöthig ausbreiten, um die Gleichheit herzuſtellen. Der öſterreichiſche Geſandte entledigte ſich nun ſeines Auftrags, den König zu beſtimmen, auch den für Oeſterreich auszumittelnden Antheil in Polen an ſich zu nehmen, dafür aber Glatz und Schleſien abzutreten. Dies Anſinnen lehnte Friedrich mit Entſchiedenheit ab. „Nein, mein Herr", ſagte er zu van Swieten, „dies geht nicht an; ich verlange und fordere nichts als das polniſche Preußen; nehmt hier oder dort den Theil, der euch behagt, aber nicht auf meine Koſten." Nun rückte van Swieten mit dem zweiten Vorſchlage heraus, den er angewieſen war als ſeinen eigenen Gedanken vorzubringen, nämlich die Erwerbung von Serbien mit Belgrad und einem Theil Bosniens. Der König hielt dies nicht für unmöglich und ſagte ſeine Unterſtützung in Petersburg zu. Mit gewohntem Scharfſinn durchblickte er die Beweggründe; man wollte ſich in Wien an einer Theilung Polens nicht betheiligen, damit der Haß der Nation auf Preußen und

Digitized by Google

Rußland falle. Gleichzeitig stand es bei ihm fest, daß Oesterreich nur auf republikanischem Gebiete seinen Antheil suchen müsse. Besondere Rücksichten hatte man dem wiener Hofe nicht mehr zu zollen, und war erst eine Vereinbarung zwischen Preußen und Rußland erzielt, so mußte sich Oesterreich fügen. In diesen Ansichten wurde Friedrich bestärkt, nachdem sein Gesandter in Petersburg und Panin den Theilungstractat am 17. Februar 1772 unterzeichnet hatten.

Mittlerweile war man in Wien zur Einsicht gelangt, daß eine Erwerbung Serbiens mit großen Schwierigkeiten verbunden sein dürfte. Diese Gebiete mußten erst erobert werden, und Oesterreich konnte sich doch an einem Kriege mit der Pforte nicht betheiligen; durch seinen Vertrag waren ihm die Hände gebunden. Viel leichter war die Acquisition der Moldau und Walachei, die sich im factischen Besitze Katharina's befanden, deren Abtretung daher nach abgeschlossenem Frieden Rußlands mit der Pforte erfolgen konnte. Auch kam in Betracht, daß diese Gebiete schon einmal theilweise Oesterreich gehört hatten; endlich wurde auf diese Weise auch das Gewissen der Monarchin beschwichtigt, indem sie zur Verkürzung eines christlichen Staates nicht die Hand zu bieten hatte. Im Gegentheil beabsichtigte man, einen Theil der Moldau und Bessarabien an Polen als Entschädigung für das an Rußland und Preußen abzutretende Gebiet zu geben.

Aus diesen Tagen findet sich eine interessante Aufzeichnung Maria Theresia's, welche uns mit ihrem Standpunkte viel klarer bekannt macht, als es die wortreichste Auseinandersetzung zu thun vermöchte. „Ich gestehe", sagt sie, „daß es mich Ueberwindung gekostet, eine Entscheidung zu fällen, über eine Sache zu fällen, von deren Gerechtigkeit ich mich nicht überzeugen kann, selbst wenn sie nützlich wäre; aber ich kann nicht einmal die Nützlichkeit einsehen. Am leichtesten wäre allerdings die Lösung, wenn wir auf eine Theilung Polens eingehen; aber welches Recht haben wir, einen Unschuldigen zu berauben, den zu unterstützen und zu vertheidigen wir immer gepredigt haben? Wozu solch große und kostspielige Vorbereitungen und wüthende Drohungen für das Gleichgewicht im Norden? Der einzige Grund der

Digitized by Google

Convenienz, daß wir nicht ohne Vortheil bleiben dürfen, wenn zwei Staaten ſich vergrößern, ſcheint mir nicht zwingender Natur, nicht einmal ein anſtändiger Vorwand, um uns mit zwei ungerechten Uſurpatoren in der Abſicht zu verbünden, einen dritten ohne irgendeinen Rechtstitel noch mehr dem Abgrund zuzuführen. Ich begreife eine Politik nicht, welche es billigt, daß, im Falle ſich zwei ihres Uebergewichts zur Unterdrückung eines Unſchuldigen bedienen, der dritte aus bloßer Vorſicht für die Zukunft und aus Convenienz für die Gegenwart ihr Beiſpiel nachahmen und dieſelbe Ungerechtigkeit begehen ſoll. Was uns zufallen wird, kann niemals die Hälfte deſſen erreichen, was den beiden andern zutheil wird. Von Serbien und Bosnien kann nie die Rede ſein, die Moldau und die Walachei ſind ungeſunde, verwüſtete Länder, den Einfällen der Türken, Tataren und Ruſſen offen, Länder, die zu ihrer Sicherung Geld und Menſchen in Hülle beanſpruchen würden. Eine Vergrößerung nach dieſer Richtung kann der Monarchie nicht zum Heil, wohl aber zum Ruin gereichen. Man müßte demnach auf Polen zurückkommen und demſelben als Entſchädigung die Moldau und Walachei überweiſen; dies wäre noch das am mindeſten ſchlechte Mittel. Was werden aber Frankreich, Spanien, England ſagen, wenn wir uns mit jenen Mächten verbinden, deren Vorgehen wir für ungerecht erklärt haben. Dies wäre eine formelle Verleugnung all deſſen, was während meiner dreißigjährigen Regierung geſchehen iſt. Suchen wir vielmehr die Forderungen der andern herabzumindern, als mit ihnen unter ſo ungleichen Bedingungen zu theilen. Laſſen wir es lieber geſchehen, wenn wir für ſchwach, als für unhonnet gehalten werden."

Dennoch ertheilte ſie, dem Andringen der Männer weichend, der von ihrem Sohne vorgeſchlagenen Modalität ihre Zuſtimmung. Aber kaum gegeben, widerrief ſie dieſelbe. Von ſchwerer Gewiſſensangſt geplagt, rang ſie nach Erlöſung. „Retten Sie mich und den Staat", ſchrieb ſie auf einem Zettel an Kaunitz; „man muß der grauſamen Situation ein Ende machen; wenn Sie nicht gegenwärtig ſind, kann ich keine Entſcheidung fällen." Kaunitz hatte die ſchwere Aufgabe, ſie zu beſchwichtigen, auf ihre Pflichten

Digitized by Google

als Souveränin hinweisend, und darauf, daß durch die Annahme des nunmehrigen Planes auch der scrupulösesten Delicateſſe entſprochen ſei, da Polen durch Oeſterreich keinen Abbruch erleide, vielmehr eine Entſchädigung erhalte. Und als infolge einiger eingelaufenen Nachrichten die Abſendung von neuen Weiſungen an van Swieten vorläufig vertagt wurde, war Maria Thereſia herzlich froh. „Einverſtanden", ſchrieb ſie am Rande eines Vortrags vom 18. Februar 1772, „daß man ſich nicht weiter herauslaſſe, und erwarte, was die Ruſſen ſagen werden. Viel weniger übel finde ich, wenn ſie einen überſchnellten Frieden machten, als wenn ſie uns kunnten vorwerfen, daß wir ſie angeleitet zu ſolcher Partage."

Erſt nachdem man in Wien einen Einblick in den zwiſchen Preußen und Rußland geſchloſſenen Vertrag erhalten hatte, entſchloß man ſich auch, in Polen zuzugreifen. In einem Vortrag vom 8. März 1772 legte Kaunitz der Monarchin die Sachlage dar. Man habe nun die Wahl, entweder Rußland und Preußen mit Waffengewalt an der Ausführung des Unternehmens zu hindern, oder gelaſſen zuzuſehen, wie ſich dieſe beiden Mächte vergrößern, was natürlich mit großen Gefahren verbunden ſein würde, oder aber in gleicher Weiſe Anſprüche zu erheben. Maria Thereſia fügte ſich in das Unvermeidliche. „Ich finde", ſchrieb ſie am Rande des Vertrags, „daß von jetzt nichts anderes mehr zu thun, kann mich aber noch nicht beruhigen über die Vergrößerung dieſer beiden Puiſſancen, und noch weniger, daß wir mit denſelben theilen ſollen."

An der weitern Entwickelung der Angelegenheit betheiligte ſich Maria Thereſia nicht; ſie überließ dieſelbe nunmehr ganz dem Staatskanzler und ihrem Sohne. Am 5. Auguſt 1772 einigten ſich die drei Mächte nach mehrmonatlichen Verhandlungen über die erſte Theilung Polens.

In dem großen diplomatiſchen Kampfe, welcher ſich zwiſchen Wien, Petersburg und Berlin abgeſpielt, hatte Oeſterreich nur Niederlagen aufzuweiſen. Ein ganz anderes Reſultat hatte Kaunitz bei dem Beginn der Action zu erreichen gehofft. Anſtatt das weitere Umſichgreifen Rußlands zu hintertreiben, mußte man

Digitized by Google

die Demüthigung der Pforte ruhig geschehen lassen und zur Machtvergrößerung des Nachbarstaats mitwirken. Man wähnte das Gleichgewicht zu erhalten, wenn man ebenfalls einen territorialen Zuwachs erhielt, ohne die Homogenität des neu zu erwerbenden Gebietes mit dem Kern der Monarchie in Betracht zu ziehen. So sehr auch die erste Theilung Polens allen sittlichen Begriffen Hohn spricht, muß dennoch die Betheiligung Oesterreichs und Preußens mit einem mildern Maßstabe gemessen werden, wenn man erwägt, daß die königliche Republik Rußland als Beute anheimzufallen schien und die Configuration Preußens es demselben zur Pflicht machte, an der Ostsee die slawische Macht zu beschränken.

Die Pforte war von Oesterreich ihrem Schicksal überlassen worden; in ihrem Frieden mit Rußland mußte sie sich den harten Bedingungen fügen. Um für die neuerworbenen polnischen Gebiete eine Verbindung mit Siebenbürgen herzustellen, benutzte man in Wien die Hülflosigkeit des türkischen Staats und besetzte einige moldauische Districte mit den Hauptorten Czernowitz und Suczava. Die Pforte war vollständig wehrlos. Die Kriegsrufe einer Partei in Konstantinopel verstummten bald, da man zur Ueberzeugung der eigenen Hülfslosigkeit kam. Von Rußland, wo in der letzten Zeit eine Partei einer Verständigung mit Oesterreich hinsichtlich der orientalischen Frage das Wort redete, hatte die Pforte eine Unterstützung nicht zu erwarten. Die Minister ließen sich in Unterhandlungen ein, deren Abschluß sich einige Zeit hinzog, weil Oesterreich anfangs auch den chotzimer District verlangte.

Das politische System Oesterreichs erfuhr durch seine Betheiligung an der ersten Theilung Polens eine Aenderung nicht; die Verhandlungen über die Grenzregulirung entfremdeten Oesterreich und Preußen mehr denn je. Die Verbindung zwischen den drei Mächten war eine zeitweilig auf einen bestimmten Zweck gerichtete, und wenn Kaunitz auch einsichtig genug war, die großen Vortheile einer dauernden Allianz ermessen zu können, schien es ihm andererseits doch ausgemacht, „daß ein derartiges Concert

Digitized by Google

auf einen politischen Traum und ein solches Hirngespinst hinauslaufen würde, welches nur den Feinden zu großem Misbrauch Gelegenheit geben könnte". Die Gesichtspunkte, denen Kaunitz im Jahre 1755 Ausdruck gegeben, hatten seiner Meinung nach im Laufe der nächsten zwei Decennien an Kraft nicht eingebüßt; die Aufrechterhaltung des „neuen Systems", wie er die Allianz mit Frankreich nannte, war nach wie vor im Interesse der Wohlfahrt und der Selbsterhaltung der Monarchie erforderlich. Die große Sorge über die belgischen Provinzen wurde dadurch gebannt, und die Gefahr, fortwährend in die Zwistigkeiten und Kämpfe zwischen Frankreich und England verwickelt zu werden, beseitigt. Von dem wachsenden Einflusse Maria Antoinette's auf ihren Gemahl konnte Oesterreich manche Vortheile ziehen, jedenfalls erlangte man eine größere Sicherheit, daß die antiösterreichische Partei nicht das Heft in die Hände bekomme. Denn die Annahme wäre eine falsche, daß die französisch-österreichischen Beziehungen die innigsten und ungetrübtesten gewesen. Die Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich konnte ein Menschenalter überdauern, weil sich Ludwig XV. zu einer Frontveränderung nicht entschließen konnte.

Auch darin blieb sich die österreichische Politik treu, wenn sie eifrigst beflissen war, die Beziehungen zu Rußland fester zu kitten und die Czarin von ihrem bisherigen Bundesgenossen zu entfernen. Gerade mit Rücksicht auf Rußland warf Kaunitz sein bisher festgehaltenes System über Bord und befreundete sich mit dem Gedanken einer Zertrümmerung der Pforte. In Konstantinopel konnte Rußland auf eine Unterstützung Oesterreichs rechnen, und als am Schlusse des Jahres 1777 die ersten Anzeichen eines neuen Zwiespaltes zwischen Petersburg und Konstantinopel in Sicht waren, redete der österreichische Vertreter am Bosporus den russischen Forderungen das Wort. Die alten Gesichtspunkte, welche vor Jahren in der nordischen Hauptstadt so oft den Ministern von dem österreichischen Gesandten wiederholt worden waren, kamen wieder aufs Tapet: Rußland und Oesterreich haben zwei gemeinschaftliche Feinde, die Pforte und Preußen. Die Geschichte der letzten Jahre bot dem österreichischen

Digitized by Google

Staatskanzler Anhaltspunkte genug, um ſeine Deductionen zu erhärten, daß Rußland aus einer Verbindung mit Oeſterreich jedenfalls ein größerer Nutzen erwachſe, als aus einer Allianz mit Preußen.

Die Intimität der Beziehungen Preußens zu Rußland hatte in der That in den letzten Jahren einen Stoß erlitten. Solange Panin an der Spitze der Geſchäfte blieb, war allerdings von einer Löſung der alten Allianz nicht die Rede; aber es gelang den Gegnern dieſes Miniſters, die Czarin allmählich von dem bisherigen politiſchen Syſtem abzubringen und einer Annäherung zu Oeſterreich geneigter zu machen. Die vaſten orientaliſchen Plane Katharina's konnten doch nur durch eine Verſtändigung mit dem wiener Hofe durchgeführt werden, und der Verlauf des letzten Kriegs hatte gezeigt, daß die Gegnerſchaft Oeſterreichs nicht zu unterſchätzen ſei. Auf die theilweiſen Erfolge in der ruſſiſchen Hauptſtadt glaubte man in Wien ſich Rechnung machen zu können, als man durch die bairiſche Erbſchaft abermals vor einem Conflict mit Preußen ſtand.

Der Gedanke einer Erwerbung Baierns beſchäftigte die öſterreichiſchen Staatsmänner während des ganzen 18. Jahrhunderts. Zu wiederholten malen wurden Verſuche gemacht, die entfernten Niederlande gegen das Nachbarland umzutauſchen, wodurch die Monarchie eine treffliche Abrundung erlangt hätte. Das Intereſſe der europäiſchen Staaten, und beſonders Englands, ſtand mit dieſen Beſtrebungen nicht im Einklange. Da eröffnete ſich am Abend Maria Thereſia's abermals eine Gelegenheit, das nie aus dem Auge verlorene Ziel zu erreichen. Maximilian Joſeph war der letzte Fürſt ſeines Stammes, nach ſeinem Tode war Karl Theodor, Kurfürſt der Pfalz, der berechtigte Erbe. Die Eventualität des kinderloſen Ablebens des bairiſchen Herrſchers beſchäftigte den öſterreichiſchen Staatskanzler faſt anderthalb Jahrzehnte früher, ehe jenes Ereigniß eintrat. Die Schwierigkeiten erſchienen ihm nicht unüberwindlich, wenn nur Preußen aus dem Spiele gehalten werden konnte: eine keineswegs leichte Sache, da Friedrich's Scharfblick dem wiener Hofe in dieſer

Digitized by Google

Beziehung Plane zu einer Zeit unterschob, ehe noch ein bestimmter Entschluß gefaßt worden war.

Erst seit März 1777 begannen die eigentlichen Verhandlungen, wozu der manheimer Hof die Initiative ergriff, indem eine pfälzische Denkschrift über die Ansprüche des Kurfürsten auf Baiern den wiener Kreisen mitgetheilt wurde. Maria Theresia und Joseph gaben ihre Zustimmung, eine längst vorbereitete Schrift über die österreichischen Ansprüche zu übermitteln. Die Folge dieses Meinungsaustausches war ein Uebereinkommen zwischen beiden Theilen, welches am 3. Januar 1778 abgeschlossen wurde. Maria Theresia, die schon beim Beginn der Verhandlungen ihren Minister wegen „seiner Beeiferung für den Dienst" belobt hatte, war über das erzielte Resultat entzückt. Die Monarchie, schrieb sie ihm auf einem Zettel am Tage der Ratification, danke ihm diesen einzig dastehenden Erfolg, „und Europa muß willig zugestehen, daß ich den größten Staatsmann besitze, und ich bin um so zufriedener, da mein Herz beruhigt ist".

Denn damals hatte es den Anschein, daß Oesterreich in den Besitz des vertragsmäßig sichergestellten Gebietes widerstandslos gelangen werde. In dieser Beziehung unterschied sich Maria Theresia von Joseph, der das Einrücken von Truppen nach Baiern befürwortete, selbst wenn die Abmachungen mit Kurpfalz nicht zum Ziel führen sollten. Dem widerstrebte die Kaiserin; sie scheute einen Krieg, und wie leicht konnte dieser entstehen, da Frankreichs Zustimmung fehlte und Preußens Widerspruch zu besiegen war.

Auch bei dem letzten großen Plan, der die greise Monarchin beschäftigte, sollte sie ihren alten Gegner, Friedrich II., sich gegenüber finden. Die Verbindung Oesterreichs, Rußlands und Preußens zur Theilung Polens hatte zwischen Berlin und Wien innige Beziehungen nicht hervorgerufen. Zeitweilig schien es, als könnte der alte Gegensatz sich ausgleichen, aber bei jedem Anlaß loderte das tief eingewurzelte Mistrauen wieder auf. Preußen galt den Staatsmännern an der Donau nach wie vor als der gefährlichste Feind Oesterreichs, mit welchem eine Verständigung platterdings unmöglich sei. Preußen in gehörigen

Digitized by Google

Schranken zu halten, war das ſehnſüchtigſte Streben des öſterreichiſchen Staatskanzlers, und in dieſer Beziehung begegneten ſich ſeine Anſichten mit jenen des Kaiſers, der trotz aller Bewunderung, die er Friedrich zollte, in keinem Momente das in ſeinen Adern rollende Blut verleugnete und in dem Hohenzoller den wuchtigſten Gegner ſeines Hauſes ſah. Auf einen Krieg mit Friedrich war man in Wien nicht gefaßt; man wähnte, daß er ſich darauf beſchränken werde, auf diplomatiſchem Wege die Anſprüche Oeſterreichs entweder ganz zu vereiteln, oder, wenn dies nicht gelingen ſollte, für ſich einige Vortheile einzuheimſen. Frankreichs glaubte man ſicher zu ſein; ohnehin nahmen die engliſch-amerikaniſchen Provinzen die rege Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Miniſter in Anſpruch. Ein Eingreifen Rußlands war nicht wahrſcheinlich, da die Verwickelungen mit der Pforte einen Bruch erwarten ließen. Die etwaigen Einwürfe Friedrich's gegen die bairiſche Occupation konnten einfach damit abgewieſen werden, daß dieſe infolge einer Vereinbarung mit Kurpfalz eingetreten ſei.

Die Berechnungen des Fürſten Kaunitz erwieſen ſich denn doch als falſch. In den erſten Tagen des Monats Februar übergab Riedeſel, der preußiſche Geſandte, in Wien eine Note, welche das öſterreichiſche Vorgehen in Baiern einer eingehenden Zergliederung unterzog. Der Inhalt ſchien ſo bedenklich und theilweiſe beleidigend, daß Kaunitz, wie er ſelbſt ſagt, einige Tage verſtreichen ließ, um ſein Blut abkühlen zu laſſen, ehe er zur Feder griff. Kaunitz war nicht wenig ſtolz auf ſein Elaborat. Höflichkeit ſei mit Höflichkeit erwidert worden, aber auch an Grobheit fehle es nicht, ſchrieb er an Cobenzl in Berlin. Die preußiſche Note hatte ihn in ſeiner Anſicht, es ſei Friedrich nur um eigene Vortheile zu thun, noch beſtärkt, während dieſer feſt entſchloſſen war, eine Vergrößerung nicht zu dulden und einen jeden Entſchädigungsvorſchlag, der ihm etwa gemacht würde, zurückzuweiſen, den Degen nicht eher in die Scheide zu ſtecken, bis Oeſterreich alles, was es widerrechtlich in Beſitz genommen, herausgegeben haben würde. Dem Unterhändler Friedrich's war es mittlerweile gelungen, den Herzog von Zweibrücken zu be-

Digitized by Google

stimmen, Verwahrung gegen die Abmachungen zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten von der Pfalz einzulegen, und auch Sachsen wendete sich behufs Geltendmachung einiger Allodialansprüche an den Reichstag. Preußen unterstützte die beiden Fürsten und stellte sich nicht nur in Regensburg an die Spitze der Opposition gegen den Kaiserhof, sondern in einer zweiten in Wien übergebenen Note suchte es auch die Nichtigkeit der österreichischen Forderungen darzulegen.

Die Aussichten auf eine leichte Erwerbung bairischen Gebietes mußten demnach schwinden. Beharrte man in Wien darauf, sich um den Widerspruch Preußens nicht zu kümmern, so war ein Krieg unausweichlich. Joseph war empört über den Gedanken, vor dem berliner Richterstuhle die bairische Sache zu verhandeln; Maria Theresia wollte dagegen von einem angriffsweisen Vorgehen gegen Preußen nichts hören. Sie wendet sich an den Sohn und entrollt ihm ein Bild von der politischen und militärischen Lage der Monarchie, um ihn zu ihren Ansichten zu bekehren. Ihr bangt vor einem neuen Kampfe mit Preußen, dessen Niederwerfung, wie die Erfahrung gelehrt, nicht so leicht sei; alles habe man zu fürchten, und nichts zu gewinnen. Sie wünscht eine Vermittelung, nicht aus Zaghaftigkeit, sondern um ihr Haus und ihre Länder nicht zu Grunde richten zu lassen. „Wenn der Krieg ausbricht", schließt sie ihren Brief, „so rechnet auf mich nicht mehr. Ich will mich nach Tirol flüchten und dort in der größten Zurückgezogenheit meine Tage beschließen, nur damit beschäftigt, das unglückliche Los meines Hauses und meiner Völker zu beweinen." Der Widerspruch der Monarchin führte zu dem Entschluß, die Vermittelung Frankreichs nachzusuchen. Joseph hatte auch die Absicht, an Friedrich zu schreiben, um vielleicht einen Vergleich herbeizuführen. Kaunitz rieth hiervon auf das entschiedenste ab. Ohne das Resultat der diplomatischen Verhandlungen mit dem preußischen Ministerium abzubrechen, wurde ein Heer in Böhmen zusammengezogen, in Mainz, Würzburg und Würtemberg Anfragen wegen Ueberlassung von Truppen gestellt.

Für den Augenblick war die Kaiserin beschwichtigt; aber ihre

Digitized by Google

alte Unruhe erwachte nur zu bald. Karl Theodor lehnte es ab, ſeine Streitkräfte Oeſterreich zur Verfügung zu ſtellen, wenn es wegen des geſchloſſenen Ausgleichs angegriffen werden ſollte; in Sachſen gelang es der öſterreichiſchen Diplomatie nicht, eine Neutralitätserklärung zu erwirken; in Petersburg wich man jeder Erklärung aus, und das Cabinet von Verſailles lehnte die angebotene Vermittelung höflichſt ab und erklärte, daß es die im Vertrage von 1756 feſtgeſtellten Hülfstruppen nicht würde ſtellen können. Auf ſich ſelbſt angewieſen, entſchloß man ſich in Wien, Vergleichsvorſchläge nach Berlin gelangen zu laſſen, und zur Unterſtützung derſelben wollte Joſeph von ſeinem Hauptquartier aus an den König ſchreiben.

Im April verließ Friedrich ſeine Reſidenz und begab ſich zum Heere in Schleſien; faſt um dieſelbe Zeit fand ſich Joſeph in Olmütz zur Uebernahme des Oberbefehls über die militäriſchen Streitkräfte Oeſterreichs ein. Von hier ſandte der Kaiſer ſeinen Brief an Friedrich, der in ſeiner Antwort alle Vergleichsvorſchläge ablehnte. „Der Brief des Königs“, ſchrieb Kaunitz, „iſt ein Gewebe von Impertinenzen, das Reſultat einer craſſen Unwiſſenheit. Der König iſt ein großer Soldat, aber auch ein großer Ignorant und der ſchlechteſte Logiker der Welt.“ Aehnlichen Anſichten lieh auch Maria Thereſia in einem Briefe an ihren Sohn Ausdruck. Der eigenhändig geſchriebene, von orthographiſchen Fehlern ſtrotzende Brief Friedrich's machte ihr großes Vergnügen; ſie freute ſich, daß dieſes Ungeheuer jemand nöthig gehabt hätte, welcher ihm die ſchmuzige Wäſche wüſche; dagegen bewunderte ſie die prompte, den Umſtänden angemeſſene Antwort des Sohnes, der gezeigt habe, daß er nicht verlegen ſei und keines Rathgebers bedürfe. Mit größerer Würde, fuhr ſie fort, könne man einem Schüler keine Vorleſung über Politik halten, mit mehr Spott und Ironie ſeine Gefühle gegen dieſen Despoten nicht ausdrücken. Nur die Phraſe Joſeph's, daß er den König liebe, misfiel ihr; in ſolcher Geſellſchaft will ſie in dem Herzen ihres Sohnes nicht wohnen.

Die Freude über die Antwort des Sohnes überdauerte nicht

Digitized by Google

den Tag. Die rosige Stimmung der Kaiserin wich einer düstern Anschauung. „Alles ist wieder aus", schreibt sie am Abend; mit Schmerz blickt sie den kommenden Dingen entgegen. Die Schilderungen ihres Sohnes von dem Zustande des Heeres, der Mangel an Geld, das Schweigen Rußlands, die unbefriedigenden Berichte aus Versailles und die Nachrichten über die erbitterte Stimmung gegen Oesterreich aus dem Reich bestärkten sie in dem Entschlusse, womöglich auf friedlichem Wege den Streit zu schlichten. „Alles ist gegen uns", ruft sie aus; sie sieht schwarz in die Zukunft und liegt auf den Knien, Gott zu bitten, den Sohn vor Unglück zu behüten; es ist ihr, als sei sie zum zweiten mal Witwe geworden, und neuerdings öffne sich eine Wunde, die nie geheilt ist und nie heilen wird. Auch bei Kaunitz brachten die nächsten Wochen eine Umstimmung hervor. Der Staatskanzler war von seiner frühern Ansicht, Friedrich werde einen Kampf nicht beginnen, abgekommen, da die Verhandlungen zwischen dem preußischen Ministerium und dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Cobenzl, sich hinzogen, ohne ein greifbares Resultat zu liefern oder nur in Aussicht zu stellen. Nur Joseph heischte eine energische Kriegführung; die Parole: „Marsch zum Angriff", schrieb er, werde dem König theuer zu stehen kommen. Das Wesentliche ist, daß man fest bleibe. Es sei hundert mal besser, zu weichen, nachdem man unglücklich gewesen und wiederholt geschlagen worden.

Joseph erreichte seine Absichten. Durch sein Hinzuthun blieben die Verhandlungen in Berlin fruchtlos. Mit großen Hoffnungen sah er dem Beginn des Kampfes entgegen; fast mit Sicherheit erwartete er entschiedene Erfolge. Nicht so die Kaiserin. Sie machte aus der Unruhe, welche sie beschlich, kein Hehl; sie wollte alles Ungemach recht gern ertragen, wenn nur die Zukunft kein größeres in ihrem Schose berge, schrieb sie Ende Juni an ihren Staatskanzler. Sie klammerte sich an die leise Hoffnung, daß vielleicht noch im letzten Moment der „böse Mann" sich eines Bessern besinnen würde. Der Krieg begann. Joseph kam zur Einsicht, daß der Feind ihm überlegen sei, und forderte Anspannung aller Kräfte, Aushebung von 40000 Mann,

Digitized by Google

das Aufgebot der Inſurrection in Ungarn und Siebenbürgen. Die Mutter verſprach dem Sohne die Erfüllung aller Wünſche und Forderungen, aber im Grunde ihres Herzens erſehnte ſie den Frieden. Die Nachricht, daß in einigen Tagen die Entſcheidung fallen könne, ängſtete ſie; ſie fürchtete für das Leben des theuern vielgeliebten Sohnes. Und dabei bekümmerte ſie das Schickſal der Monarchie. Sie hatte genug der Kämpfe erlebt; bei Tag und Nacht, im Wachen und Träumen verfolgten ſie die grauſen Bilder der Schlachten. Gab es kein Mittel, dem Morden Einhalt zu thun und dennoch die eigene Ehre und das Anſehen des Staats unverſehrt zu erhalten?

Kaunitz machte ihr den Vorſchlag, an Friedrich zu ſchreiben, nicht als Monarchin, ſondern als zärtliche Mutter, die um das Leben ihres Kindes bangt; Joſeph dürfe jedoch von dieſem Schritte keine Kunde erhalten. Mit Lebhaftigkeit willigte Maria Thereſia ein; ſie ſelbſt entwarf das Schreiben an Friedrich und ſendete es zur Correctur an Kaunitz. Dieſer fand an demſelben nichts auszuſetzen, „als was hier und da in der Eile zur Erfüllung des Senſus ausgelaſſen". Gleichzeitig arbeitete Kaunitz an den Inſtructionen, welche Thugut, der Ueberbringer des kaiſerlichen Briefes, erhalten ſollte. Der Kaiſerin war alles zu umſtändlich; die Expedition muß nur nicht zu weitläufig ſein, ſchrieb ſie ihrem Miniſter. Mit Ungeduld erwartete ſie das Elaborat; ſie fürchtete eine verlorene Schlacht. Und als endlich der erſehnte Vertrag ſich in ihren Händen befand, ſchrieb ſie am Rande: Gott gebe nun Segen dazu.

In dem Briefe an Friedrich wies Maria Thereſia auf ihr Alter hin: ihr mütterliches Herz ſei beſorgt über die Anweſenheit zweier Söhne und ihres Eidams bei dem Heere; all dies habe ſie beſtimmt, ohne dem Kaiſer Kenntniß zu geben, die von dieſem bisher geleiteten und zu ihrem Bedauern abgebrochenen Verhandlungen wieder anzuknüpfen. Von einer Erwerbung Baierns in dem Umfange, wie ſie in Ausſicht genommen, wäre keine Rede; nur ein Gebiet ſolle an Oeſterreich fallen, welches etwa eine Million Gulden Einkommen abwerfe. Die Sendung Thugut's eröffnete die Möglichkeit zu einer Begleichung der

Digitized by Google

Differenzen. Der Staatskanzler war im allgemeinen mit der Antwort Friedrich's zufrieden, aber ehe eine weitere Entscheidung gefällt würde, wünschte er nun eine Verständigung Joseph's. Maria Theresia hoffte um so mehr auf Billigung ihres Schrittes, als auch der Kaiser dem Wunsche nach baldiger Herstellung des Friedens in seinen Briefen Ausdruck gegeben. Aber sie war auch entschlossen, sich durch eine Einsprache ihres Sohnes nicht beirren zu lassen. Sie wolle ihrem Kopfe folgen, schrieb sie ihm, denn es handle sich um das Heil der Monarchie, und ihr graues Haupt könne alles auf sich nehmen, folglich sich auch mit jedem Makel beladen. Joseph tadelte seine Mutter; er könne es nicht fassen, antwortete er, daß man ihr zu dieser Maßregel gerathen. Und als ihn Maria Theresia, nach Thugut's Rückkehr, mit dem Resultat der Sendung bekannt machte und sich die Darlegung seiner Ansichten erbat, lehnte er in störrischer Weise jede Betheiligung ab. Auch Kaunitz gegenüber ließ Joseph seinem Unmuthe die Zügel schießen; nicht nur daß er in seinen Briefen an die Mutter den Rathgeber bitter tadelte, er brach mit ihm jede Verbindung ab.

Maria Theresia litt unter diesen Verhältnissen ungemein. Joseph machte ihr Vorwürfe, der Minister überließ sie sich selbst. Anstatt ihr mit seinem Rathe unterstützend zur Seite zu stehen, verhielt sich Kaunitz schweigend, und erbat sich Weisungen des Kaisers und der Kaiserin über das weitere Vorgehen. Der Mann, dem Maria Theresia das größte Vertrauen, die herzlichste Zuneigung zollte, nahm die Miene eines Dieners an, der nur die Befehle der Herrin ausführen wollte. Die Kaiserin sann unermüdlich auf Mittel, dem Kriege ein Ende zu machen. Mit dem kleinsten Antheil wollte sie sich begnügen; tagelang studirte sie die Karte und zog mit einem Röthel die Demarcationslinie. Den Entwurf übersendet sie dem Sohne mit der Bitte, ihn zu rectificiren; aber er solle ja nur kleine Berichtigungen vornehmen und nicht etwa eine andere Punktation an Stelle der ihrigen setzen. Das Glück von Tausenden hänge von ihm ab, schloß sie ihr Schreiben vom 2. August, er möge gesammelten Geistes und ohne Vorurtheil die Sache überlegen.

Digitized by Google

Diese Zeilen kreuzten sich mit einem Briefe Joseph's, welcher die Meldung von dem Vorrücken der Preußen enthielt. Der Kaiser war zum Aeußersten entschlossen, er beabsichtigte, das preußische Heer anzugreifen, in welcher Stellung er es fände. Maria Theresia gerieth in die höchste Bestürzung. „Senden sie mir Binder, wenn sie nicht selbst kommen können", schrieb sie an Kaunitz; „Thugut muß ohne Säumen rückgesendet werden. Ihr Rath und ihre Standhaftigkeit sind mir nothwendig, denn ich bin am Ende meiner Kraft."

Selbst nachdem die zweite Mission Thugut's resultatlos geblieben war, gab Maria Theresia ihre Friedensgedanken nicht auf. Noch hatte Thugut seinen Bericht nicht erstattet, und schon forderte Maria Theresia ihren Staatskanzler zur Abgabe neuer Vorschläge auf; wäre es nach ihrem Sinne gegangen, sie hätte Frieden um jeden Preis gemacht. In banger Ungeduld und Pein verlebte sie die nächsten Tage. Innigst wünschte sie eine Verständigung, und entsendete den Grafen Rosenberg in das Lager des Kaisers. Joseph nahm von den ihm übermittelten Actenstücken keine Einsicht; mit militärischen Anordnungen beschäftigt, da er täglich, ja stündlich einen Angriff erwartete, mangelte es ihm an Zeit und auch an Willen. Nur mündlich trug er dem Boten auf, seiner Mutter zu sagen, daß er allem zustimme, was zur raschen, ungesäumten Herstellung des Friedens führen würde. Durch die Berichte Rosenberg's in ihrem Vorsatze bestärkt, nochmals an Friedrich zu schreiben, schickte sie das Concept an Joseph mit dem Ersuchen, einige Zeilen hinzuzufügen oder ohne Zusatz an die Adresse zu befördern, oder den Brief nach Gutdünken auch zurückzuhalten, ihr wäre alles recht, aber, fügte sie hinzu, eine rasche Beförderung des Schreibens wäre ihr am genehmsten. Die militärische Situation hatte sich mittlerweile verändert, und Joseph rieth von diesem Schritte ab; die Gefahr eines Zusammenstoßes war für den Augenblick beseitigt.

Maria Theresia's Friedenssehnsucht bestand nach wie vor. Wohl hatte man den Winter vor sich, um die Lücken des Heeres auszufüllen, aber wer bürgte für einen günstigen Erfolg? Sie

Digitized by Google

wurde von Kaunitz in ihren Ansichten bestärkt. Vor Gott und den Menschen könne man es nicht rechtfertigen, Blut zu vergießen, das Land zu ruiniren und Geld in Hülle und Fülle auszugeben, setzte er ihr in einem Gutachten auseinander. Man müßte sobald als möglich Frieden schließen; Oesterreich könne bei Wiedereröffnung des Feldzugs auf keinerlei Hülfe rechnen, während Rußlands Betheiligung zu Gunsten Preußens fast sicher scheine.

Kaunitz beurtheilte die Sachlage ganz zutreffend. Vergebens waren bisher alle Bemühungen gewesen, Frankreichs Mitwirkung zu erlangen. Vergebens demonstrirte man, daß Oesterreich nicht der angreifende Theil sei und alle kriegerischen Maßnahmen nur die Vertheidigung gegen einen ungerechten Angriff bezweckten. Marie Antoinette entfaltete eine große Rührigkeit, die französischen Kreise für Oesterreich zu gewinnen. Man zeigte sich zu allen Opfern bereit, wenn Frankreich sich entschieden auf Oesterreichs Seite stellen wollte; selbst in die Abtretung eines Theils der Niederlande würde man gewilligt haben. Auch in Petersburg ließ man es an Versuchen nicht fehlen, die dortigen Staatsmänner für Oesterreich günstig zu stimmen, und hoffte eine Zeit lang, daß Preußen wenigstens von dieser Seite auf eine Unterstützung nicht werde rechnen können. Man ließ die volle Geneigtheit zu einer Verständigung mit Rußland in den türkischen Angelegenheiten durchblicken. Panin verstand es vortrefflich, den österreichischen Gesandten in Sicherheit zu lullen; noch im Juli erklärte er, die Czarin werde auch nicht einen Mann dem König von Preußen zur Verfügung stellen. Als ihm Kaunitz' Sohn die Mittheilung von der Sendung Thugut's und von den ihm mitgegebenen Propositionen machte, rief Panin aus: „Das ist groß, sehr groß, außerordentlich groß", und der Gesandte berichtete, er habe Thränen in den Augen des Ministers gesehen.

Natürlich ließ auch Friedrich nichts unversucht, die Czarin für sich zu gewinnen und ihre Betheiligung am Kampfe anzurufen. Während des ganzen Sommers verstand man es in Petersburg meisterhaft, Oesterreich und Preußen hinzuhalten.

Digitized by Google

Erſt nachdem Katharina die ſichere Gewähr für die Beilegung ihrer Streitigkeiten mit der Pforte erlangte, griff ſie doch für den Bundesgenoſſen ein. Sie ertheilte dem wiener Hofe den Rath, ſich mit Friedrich und den andern Parteien über die bairiſche Erbfolge freundſchaftlich zu vergleichen, da ſie ſonſt den ſchon ſeit einigen Monaten andauernden Krieg in Deutſchland nicht gleichgültig mit anſehen könnte. Dieſe Erklärung machte in Wien großen Eindruck; ſelbſt Joſeph konnte die Bedeutung derſelben nicht verkennen, aber er wähnte, die Czarin werde es blos bei Worten bewenden laſſen. Kaunitz war anderer Meinung, er gab die Sache verloren; „Rußland", ſchrieb er dem Kaiſer, „werde an dem Kriege ſich betheiligen, wenn der Friede während des Winters nicht geſchloſſen würde." Der Staatskanzler erſuchte den Monarchen, nach Wien zu kommen, um gemeinſchaftlich mit ſeiner Mutter die Angelegenheit in reifliche Erwägung zu ziehen. In ähnlicher Weiſe bat Maria Thereſia. „Es iſt keine Zeit zu verlieren", ſchrieb ſie; „die Monarchie ſteht auf dem Punkte zuſammenzubrechen, man müſſe Opfer bringen und mit Berückſichtigung der politiſchen Lage Entſchlüſſe faſſen." Die Vorſtellungen der Miniſter, die Bitten der Mutter machten auf den Kaiſer keinen Eindruck. Noch vor kurzem hatte er an einer Betheiligung Rußlands überhaupt gezweifelt; nun konnte er wol nicht in Abrede ſtellen, daß alles verloren ſei, wenn man ſich in Petersburg zu einer Unterſtützung Preußens entſchloß. Mit Friedrich glaubte er einen Waffengang wagen zu dürfen; aber gegen Preußen und Rußland konnte Oeſterreich nicht ſtandhalten. Und doch empörte ſich ſein Stolz gegen eine Nachgiebigkeit. Er verfiel auf die mannichfachſten Plane; bald bat er die Mutter, nichts zu übereilen, mit Schmeicheleien in Rußland nicht zu geizen, aber die Unterhandlungen nur langſam zu führen, bald kam er mit den verſchiedenartigſten Vorſchlägen zur Ausgleichung mit Friedrich.

Maria Thereſia ſah nur in einer raſchen Beendigung der Angelegenheit das einzige Heil. Am 4. November langten Depeſchen in Wien aus der ruſſiſchen Reſidenz an, die eine beabſichtigte Vermittelung Rußlands meldeten. Fürſt Repnin ſei zu dieſem

Digitized by Google

Behufe nach Berlin, Baratinsky nach Paris gesandt worden. Der Kaiserin war aber das zu umständlich. „Das Ganze gehet in das Lange", schrieb sie am Rande eines Vortrags; „bei einem Congreß ist wenig zu hoffen; wenn was geschehen kann, muß es kürzer genommen werden."

Kaunitz war fruchtbar in mannichfachen Vorschlägen und Anträgen, in welcher Weise die Angelegenheit auf diplomatischem Wege ihrer Erledigung zugeführt werden könnte. Unter anderm schlug er eine neue Convention mit Kurpfalz vor, den in Besitz genommenen Antheil Baierns zu räumen und die Schlichtung der Sache dem deutschen Reichstage zu übergeben, dem auch die Aufgabe zufallen sollte, gleichzeitig über die Succession Brandenburgs in den fränkischen Markgrafthümern einen Ausspruch zu fällen. So sehr sich die Kaiserin sonst von Kaunitz leiten ließ und seinen Anträgen in der Regel zustimmte, diesmal folgte sie ihm auf seinen gewundenen Wegen nicht. Sie wollte Baiern sogar bedingungslos zurückstellen, und war geneigt, in einen Congreß zu willigen; sie erklärte sich bereit, an die Kaiserin zu schreiben, sie drängte um Beschleunigung; „kein Tag", sagte sie in einem Postscript, „ist zu versäumen".

Joseph erhob diesmal keinen Widerspruch. Am 25. November verließen Kuriere Wien, um sich nach Petersburg und Paris zu begeben. Maria Thersia schrieb persönlich an ihren Schwiegersohn und Katharina, und übertrug die Vermittelung Rußland und Frankreich. Die Czarin empfing den Brief Maria Theresia's „mit der lebhaftesten Rührung"; erhielt sie doch dadurch Gelegenheit, in einer centraleuropäischen Frage das Gewicht ihres Wortes und den Einfluß ihres Staates zur Geltung zu bringen. Die beiden vermittelnden Mächte einigten sich dahin, dem Kaiserhofe ein kleines Stück von Baiern zuzugestehen, um seine Würde zu retten. Auf dem Congreß zu Teschen kam die Sache zum Abschluß (13. Mai 1779). Oesterreich erhielt ein Stück Baiern zwischen Donau, Inn und Salza, im ganzen 40 Quadratmeilen mit beiläufig 80000 Einwohnern, und Preußen sicherte sich seine Antwartschaft auf die fränkischen Markgrafschaften. Joseph konnte sich mit den Bestimmungen

Digitized by Google

des Tractats nicht befreunden; deſto zufriedener war Maria Thereſia über die Beendigung des leidigen Streites; ſie war glücklich, weiteres Blutvergießen verhindert zu haben.

Oeſterreich und Preußen ſollten ſich während der ganzen Regierungszeit Maria Thereſia's oppoſitionell gegenüberſtehen. Kaum war die eine Streitfrage von der Tagesordnung abgeſetzt, ſo tauchte eine neue Differenz auf. Maria Thereſia hatte den ſehnlichſten Wunſch, ihren Sohn Maximilian zum Coadjutor des greiſen Kurfürſten von Köln wählen zu laſſen; Friedrich ſtellte einen Gegencandidaten in der Perſon des Prinzen von Hohenlohe auf. Das Kapitel entſchied mit Majorität für den Erzherzog. Die preußiſche Minorität proteſtirte. Auch in dieſer Frage ſuchte Friedrich die Czarin zur Intervention zu bewegen; aber Katharina erklärte, ſie wiſſe nicht, mit welchem Rechte ſie ſich in die Wahlangelegenheit miſchen ſolle, und Friedrich machte der preußiſch geſinnten Partei die Mittheilung, daß er ſich nicht tiefer in das Wahlgeſchäft einlaſſen wolle.

Bei dem Zwieſpalt der beiden Staaten Oeſterreich und Preußen befeſtigte ſich nur der Einfluß und die Stellung Rußlands. Noch am Anfang des Jahrhunderts eine Macht, die faſt außerhalb des europäiſchen Staatenſyſtems ſtand, bewarben ſich nunmehr die hervorragenden Mächte um deſſen Bündniß. Noch am Abend ihres Lebens war es Maria Thereſia beſchieden, die ſpätere Allianz ihres Sohnes mit Katharina einzuleiten. Die Kaiſerin hatte für die Beherrſcherin Rußlands nie Sympathien empfunden, aber ſie brachte ihre perſönlichen Gefühle dem Staatswohl zum Opfer, und gab ihre Zuſtimmung zur Reiſe Joſeph's nach Rußland. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein trafen der Kaiſer und die Czarin zu Mohilew zuſammen; das Reſultat war eine Zurückdrängung des preußiſchen Einfluſſes in der ruſſiſchen Hauptſtadt und die Anbahnung intimer Beziehungen Oeſterreichs, die allerdings für daſſelbe verhängnißvoll werden ſollten. Ein Dankſchreiben Maria Thereſia's an Katharina für den herzlichen Empfang ihres Sohnes iſt eines der letzten Schriftſtücke, welches die greiſe Monarchin unterzeichnete.

Digitized by Google

Werfen wir noch einen Blick auf die innern Verhältnisse Oesterreichs.

Geradezu bahnbrechend ist die Regierungszeit Maria Theresia's, besonders die letzten Jahre, für das Unterrichtswesen. „Das Schulwesen ist und bleibt allzeit ein Politicum", lautet eine kaiserliche Entschließung vom 28. September 1770; ein höchst charakteristisches Wort für die ergebene Tochter der Kirche, welche dadurch ihren hellen Geist bekundete und die Superiorität des Staats über die Schule begründete. Die Kirche verlor unter Maria Theresia ihren bisher maßgebenden Einfluß auf die Schule, deren Organisation und Beaufsichtigung der Staat in die Hände nahm. Die Reformen trafen zunächst die Hochschulen, und den maßgebendsten Einfluß auf die Umgestaltung übte der kaiserliche Leibarzt Gerhard van Swieten aus, der von Leyden im Jahre 1745 nach Wien als Professor an die medicinische Facultät berufen wurde. Das große Vertrauen der Kaiserin ermöglichte ihm, eine ganze Reihe einschneidender Reformen zu bewerkstelligen, wodurch der bisher an den Universitäten ausschlaggebende Einfluß der Jesuiten gebrochen wurde. Die Studienordnung vom Jahre 1752 vindicirte der Regierung das Recht auf die Anstellung und Entfernung der Professoren; einige Jahre später wurden die Jesuiten als Directoren der Facultäten ihrer Stellung enthoben, die Gymnasien der Jesuiten und Piaristen in eine größere Abhängigkeit von der Regierung gebracht. Bei der Reorganisation der juridischen Facultät faßte man das große Ziel ins Auge, „daß sich keine hohe Schule Europas ansehnlicherer Rechtsgelehrten als Wien zu rühmen hätte".

Der Gymnasialunterricht war bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Händen der geistlichen Orden. Verhältnißmäßig die größte Anzahl der Anstalten besaßen die Jesuiten, deren Studienordnung aus dem 16. Jahrhundert herrührte. Nebst der Aneignung der lateinischen Sprache legten sie auf Poetik, Rhetorik, Logik, Metaphysik das Hauptgewicht, während die Realien unberücksichtigt blieben. Die von den Piaristen geleiteten Lehranstalten trugen viel mehr den Anforderungen der Zeit Rechnung, durch Aufnahme der Geschichte und Geo-

Digitized by Google

graphie, der Mathematik und Phyſik in den Kreis der Unterrichtsgegenſtände; auch die Pflege der deutſchen Sprache vernachläſſigten ſie nicht. Die Vorſchrift wegen künftiger Einrichtung der humaniſtiſchen und philoſophiſchen Studien vom Jahre 1752 und eine Reihe darauf folgender Verordnungen bezweckten die Umgeſtaltung der jeſuitiſchen Lehrmethode. Durch die Aufhebung des Jeſuitenordens im Jahre 1773 wurden die Mittel für eine dauernde Begründung der ſtaatlichen Einflußnahme gewonnen, indem das Ordensvermögen zumeiſt Studienzwecken zugewendet wurde. Leider hatte die reformatoriſche Partei, welche eine durchgreifende Umgeſtaltung dieſer Schulen ins Auge faßte und die Gymnaſien als bloße Vorbereitungsſchulen für das höhere wiſſenſchaftliche Studium betrachtet wiſſen wollte, Aufnahme des Griechiſchen, Berückſichtigung der deutſchen Sprache, Pflege der Naturwiſſenſchaften verlangte, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Gymnaſiallehrplan des geiſtvollen Profeſſors J. M. von Heß, auf dieſen Grundſätzen fußend, fand in den maßgebenden Kreiſen nicht die ihm gebührende beifällige Aufnahme; doch bezeichnete der im Jahre 1775 eingeführte, von dem Piariſtenordenspriester Gratian Marx verfaßte Lehrplan immerhin einen bedeutſamen Fortſchritt im Vergleich mit den bisherigen Einrichtungen. Mit geringen Modificationen erhielt ſich die unter Maria Thereſia feſtgeſtellte Organiſation des Gymnaſialunterrichts bis zum Jahre 1849. Auch die Gründung einer andern Gattung von Anſtalten, der realiſtiſchen Mittelſchulen, welche erſt in unſern Tagen eine große Ausdehnung erlangt haben, iſt von Maria Thereſia in Angriff genommen worden.

Sind ſchon dieſe Reformen eingreifend genug, um Maria Thereſia in der Geſchichte des öſterreichiſchen Schulweſens eine hervorragende Stellung zu ſichern, ſo werden doch alle dieſe Beſtrebungen in den Schatten geſtellt durch ihre epochemachenden Thaten auf dem Gebiet der Volksſchule. Maria Thereſia hat ſich als Gründerin der öſterreichiſchen Volksſchule unſterblich gemacht. Vor dem Jahre 1770 beſtand eine eigentliche Volksſchule nicht. Was an Anſtalten dieſer Art ſich vorfand, ſtand ganz und gar in Abhängigkeit von der Kirche. Die kaiſerliche

Digitized by Google

Entschließung vom 19. Mai 1770 bildet den Anfang einer neuen Aera für das niedere Schulwesen durch die Schaffung zweier permanenten Schulcommissionen in Unter- und Oberösterreich. Der große Streit unserer Tage über die Stellung des Staats und der Kirche zur Schule hätte nie entstehen können, wenn eine größere Kenntniß von der Entwickelung des Schulwesens in Oesterreich verbreitet gewesen wäre. Der Gründer der österreichischen Volksschule ist nur der Staat. Die Berufung des Abtes Felbiger aus Sagan in Preußisch-Schlesien war ein höchst glücklicher Griff. Felbiger hatte sich um die Reform der katholischen Schulen in seinem Heimatslande die größten Verdienste erworben; die sogenannten saganischen Schulschriften und die saganische Lehrmethode hatten bereits in Oesterreich Eingang gefunden. Es scheint, daß die Kaiserin selbst auf den Gedanken verfiel, den Abt nach Wien kommen zu lassen. Van Swieten, der Gesandte in Berlin, erhielt den Auftrag, von der preußischen Regierung die Erlaubniß „zur Anherreise und einem kurzen Aufenthalt" zu erbitten. Friedrich ertheilte dieselbe bereitwilligst. Am 1. Mai 1774 traf Felbiger in Wien ein und erhielt bald darauf die ausschließliche Leitung des Volksschulwesens. Die allgemeine Schulordnung erlangte sodann am Schluß des Jahres die Sanction der Kaiserin. Maria Theresia ging mit gutem Beispiele voran, indem sie auf ihren Herrschaften eine Anzahl von Schulen ins Leben rief. Die Kirchenfürsten und Großgrundbesitzer folgten, und am Ende der Regierung der Kaiserin waren über 6000 Schulen vorhanden, von denen beiläufig 4000 sich der neuen „verbesserten" Einrichtung erfreuten. Am fortgeschrittensten war Böhmen, wo Ferdinand Kindermann, wegen seiner Verdienste später in den Ritterstand mit dem Prädicate von Schulstein erhoben, eine rastlose Thätigkeit entfaltete. Ein schöner Gedanke Kindermann's, die Verbindung der Industrieschule mit der Volksschule, hatte auf die Entwickelung der gewerblichen Verhältnisse dieses Landes großen Einfluß. Es sind, wie man sieht, die fruchtbarsten Keime, welche unter Maria Theresia ausgestreut wurden. Leider ging die junge Saat zum Theil unter ihren Nachfolgern zu Grunde, da es an der nöthigen Pflege

Digitized by Google

gebrach und kurzsichtige Staatsmänner die Verdummung des Volks als ein Erforderniß einer patriarchalischen Regierung ansahen.

Es sind dieselben Ideen, welche in fast allen europäischen Staaten zu Tage treten, die auch in Oesterreich sich durchrangen: die Souveränetät der Staatsbürger, die Unbeschränktheit der Staatsgewalt, die Beseitigung der ständischen und anderweitigen Corporationen. Bei der Lösung dieses schwerwiegenden Problems mußten auch die Grenzen zwischen Staat und Kirche abgesteckt werden, die in Oesterreich mehr als anderswo ineinander verschlungen waren. Die katholische Kirche besaß in Oesterreich eine Fülle von Vorrechten, Privilegien und Auszeichnungen, die jedenfalls eingedämmt werden mußten, wenn die staatliche Gewalt die erforderliche Machtfülle sich aneignen wollte, um ihre große Aufgabe lösen zu können. Die streng kirchlich gesinnte Regentin Oesterreichs konnte sich dem allmächtigen Einflusse der geistigen Richtung, welche das 18. Jahrhundert beherrschte, nicht entschlagen, und wenn auch die ganze Bewegung blos in höchst gemäßigter Weise zur Geltung kam: sie war doch vorhanden und Joseph II. baute eigentlich nur auf den Grundlagen fort, welche seine große Mutter gelegt, und ließ sich nur im weitern Verlaufe zu Maßnahmen hinreißen, für deren Verständniß das damalige Oesterreich nicht reif war.

Die antikirchliche Strömung, unter dem Namen Febronianismus bekannt, auf eine Einschränkung der päpstlichen Gewalt zu Gunsten des Episkopats gerichtet, fand in Oesterreich außerordentlichen Anklang. Der Absatz der Bücher des Weihbischofs von Trier war in Oesterreich ein ungeheuerer; wer Glück im geistlichen Stande machen wollte, mußte Febronianer sein. Als Hontheim 14 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches (1778) einen Widerruf drucken ließ, wurde derselbe in Brüssel und Mailand verboten; auch in Wien konnte der Nuntius die Bekanntmachung der Acten nicht durchsetzen. Die Aufklärungspartei in Oesterreich schöpfte aus dem Buche ihre Waffen zur Bekämpfung der Kirche; an der Universität wurden die Grundsätze von der Superiorität des Staats über die Kirche von den

Digitized by Google

tonangebenden Vertretern der Wissenschaft, von Rieger, Martini und Sommerfeld, mit aller Schärfe gelehrt. Die Lehrbücher dieser Männer mußten vorschriftsmäßig nicht blos an den Universitäten, sondern auch an bischöflichen Schulen dem Unterricht zu Grunde gelegt werden. Eybel ging weiter; er sprach dem Staate das Recht zu, eine Reform der Kirche vorzunehmen und die kirchlichen Lehrsätze und Anstalten einer Beurtheilung zu unterziehen. Das Kirchenrecht, bisher blos von Geistlichen gelehrt und im Lectionsplan der theologischen Facultät erscheinend, wurde unter Maria Theresia der juridischen Facultät zugewiesen und die Geistlichen zum Hören dieses Gegenstandes verpflichtet.

Gewiß lag es in den Intentionen der Kaiserin, in Uebereinstimmung mit der Kirche zu bleiben, und, wie sie dem Nuntius versicherte, nie einen Schritt zu thun, ohne das Gutachten des heiligen Vaters eingeholt zu haben. Aber ihre Minister waren von der ketzerischen Richtung durchtränkt, und die Kaiserin mußte sich, wenn auch oft widerwillig, dem Zeitgeist fügen. Die Verkündigung des Placetum regium, nach welchem päpstliche Bullen ohne landesfürstliche Bewilligung nicht publicirt werden durften, das Verbot des unmittelbaren Verkehrs der Bischöfe mit Rom waren hochbedeutsame Verordnungen. Hieran schloß sich die Verfügung, wonach es Klostergeistlichen nicht gestattet wurde, Geld an ihre Ordensgenerale außer Landes zu versenden. Alle Testamente von Ordensgeistlichen mußten der Landesstelle vorgelegt werden; die Veräußerung geistlicher Güter wurde an die landesfürstliche Erlaubniß geknüpft. Excommunicationen, welche bürgerliche Folgen hatten, durften ohne Erlaubniß des Monarchen nicht verhängt werden; das kirchliche Asylrecht erlitt eine Einschränkung. Die Furcht vor der Geistlichkeit beirrte die Staatsmänner Maria Theresia's nicht; auf eine Kritik der landesherrlichen Verordnungen in Kirchensachen wurde die Absetzung von der kirchlichen Würde angedroht. Man zeigte auch Energie genug, die letzten Consequenzen des Systems zu ziehen, dessen Einbürgerung in Oesterreich man erzielen wollte, indem man sich der richtigen Erkenntniß nicht verschloß, daß die Erziehung des Klerus von der Staatsgewalt nicht unabhängig bleiben dürfe.

Digitized by Google

Maria Thereſia war keine Gegnerin der Jeſuiten; ſie theilte in dieſer Beziehung nicht die Anſichten ihres Sohnes und des Fürſten Kaunitz. Dem Papſte, der ihre Geſinnungen ausforſchen ließ, erwiderte ſie, ſie könne die Jeſuiten bezüglich ihrer Aufführung, ihres Eifers und ihrer Arbeiten nur loben, ſie halte deren Exiſtenz für das Wohl der Religion und des Staates für höchſt wichtig; und ſpäter erklärte ſie, ſie würde ſich niemals beſtimmen laſſen, zur Unterdrückung der Jeſuiten zu ſchreiten, da jedoch Seine Heiligkeit die Aufhebung des Ordens für nothwendig halte, ſo wolle ſie, als eine getreue Tochter der Kirche, ſich nicht länger widerſetzen, und ſei bereit, die Aufhebungsbulle vollziehen zu laſſen, ſobald ſie erſcheine. Nach Aufhebung des Jeſuitenordens durch den Papſt ſorgte Maria Thereſia für die Exjeſuiten, indem ſie jedem Ordensmitglied 120 Gulden für Kleidung und Wohnung und 16—25 Gulden monatlich für ſeinen Unterhalt verabfolgen ließ. Allerdings belief ſich das eingezogene Vermögen des Ordens auf 8 Millionen.

In einer Frage vermochte die Kaiſerin nicht ihre religiöſen Ueberzeugungen der modernen Auffaſſung über die Stellung des Staates zu den religiöſen Parteien zum Opfer zu bringen: ſie war entſchiedene Katholikin und eine Gegnerin der religiöſen Toleranz. Zwiſchen Mutter und Sohn kam es über dieſen Punkt zu einer eingehenden Erörterung. Der Anſicht Joſeph's zufolge ſollen alle Einwohner gleichmäßig zum Staatswohl wirken. Man müſſe entweder Freiheit des Cultus geſtatten, oder alle verjagen, die den Dogmen, welche man ſelber glaubt, nicht beiſtimmen. Billig fragte er, ob man, damit die Seelen nicht nach dem Tode verdammt ſeien, auf den Vortheil verzichten ſolle, den gute Unterthanen bei ihrem Leben leiſten können. Die weltliche Gewalt habe nichts weiter zu fordern, als daß das Geſetz der Natur und der Geſellſchaft beobachtet und das höchſte Weſen verehrt und angebetet werde.

Die Kaiſerin ſchildert in ihrer Antwort die unglücklichen Folgen dieſer Grundſätze. Wozu nütze es, ruft ſie aus, die wahre Religion zu beſitzen, wenn man ſie ſo wenig liebe und ſo wenig Werth auf ihre Erhaltung lege. Toleranz und In-

Digitized by Google

differentismus dienten nur dazu, alles zu untergraben. Ohne feste Gottesverehrung oder ohne Unterwürfigkeit unter die Kirche, was soll aus uns werden? Nicht Ruhe oder Zufriedenheit würden daraus folgen, sondern das Faustrecht. Sie wolle keine Verfolgung, aber auch keine Toleranz; sie wolle in dieser Beziehung bei den Grundsätzen ihres Hauses bleiben. Als in Mähren im Jahre 1777 wegen religiöser Bedrückungen Unruhen ausgebrochen waren und der kurzsichtige Eifer der Behörden mit Strenge vorging, mühte sich Kaunitz ab, die Kaiserin zu andern Ansichten zu bekehren und die engen, beschränkten Anschauungen einiger Regierungsmänner zu bekämpfen. Die greise Monarchin studirt mit Aufmerksamkeit die von dem Staatskanzler ausgearbeiteten Schriftstücke; nicht ohne Behagen weidet sie sich an seiner Dialektik, wodurch er die Gegner seiner Auffassung zermalmt, aber das Princip der Toleranz auszusprechen, scheut sie sich dennoch, so großen Eindruck die Auseinandersetzung ihres Ministers auf sie gemacht hat.

Die Regierung Maria Theresia's ist für die Entwickelung des Staatswesens von epochemachender Bedeutung; unter ihrer bewußten Mitwirkung vollzog sich der Uebergang vom mittelalterlichen zum modernen Staate. Sie war sich darüber vollkommen klar, daß die Selbständigkeit der ständischen Elemente gebrochen und die Macht der Krone erhöht werden müsse; ihr richtiger Takt ließ sie nie die Schwierigkeiten verkennen, welche dieser Verwandlungsproceß im Gefolge hatte, und mit seltener Behutsamkeit und großer Schonung wurden die einschneidendsten Reformen in Angriff genommen und durchgeführt. Nicht gewaltsam, sondern langsam und allmählich sollte das große Ziel der staatlichen Einheit erreicht werden, und Oesterreich würde eine bedeutendere Strecke auf dieser Bahn zurückgelegt haben, wenn Staatsmänner wie Haugwitz der Monarchin Zeit ihres Lebens zur Seite gestanden hätten. Der frühzeitige Hintritt dieses Mannes beraubte Maria Theresia einer Kraft ersten Ranges, und nie wurde diese Lücke eigentlich ausgefüllt. So maßgebend auch der Einfluß des Fürsten Kaunitz auf die Fragen

Digitized by Google

innerer Verwaltung war: er hat doch auf dieſem Gebiete keine ſo eingreifende Thätigkeit entfaltet, wie bei der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Und die Differenz, welche ſeit dem Eintritt der Mitregentſchaft Joſeph's zwiſchen Mutter und Sohn in vielen Fragen eintrat, konnte nur verwirrend und lähmend auf den ganzen Gang der Entwickelung wirken.

Maria Thereſia iſt die Begründerin des öſterreichiſchen Geſammtſtaates. Wohl war der Gedanke ſchon ein Jahrhundert früher ausgeſprochen, daß die ſämmtlichen Königreiche und Länder „einen einzigen und natürlichen Leib" zu bilden hätten, aber zur wirklichen ſtaatlichen Einigung dieſer Vielzahl von Provinzen waren kaum die Bauſteine zuſammengebracht. Indem Maria Thereſia die alten Formen der Verwaltung gründlich umgeſtaltete, bereitete ſie den öſterreichiſchen Einheitsſtaat vor, und gerade durch die Bedächtigkeit ihres Vorgehens, durch die kluge Schonung des Ueberlieferten, wo es ihren Beſtrebungen nicht ſchroff entgegenſtand, ſicherte ſie ſich den Erfolg. Der geſchichtliche Beruf Oeſterreichs, der deutſchen Geſittung und Cultur im Südoſten als Pionier zu dienen, lebte wieder auf, oder beſſer geſagt, wurde mit klarem Bewußtſein planmäßig verfolgt. Die Reform unter Maria Thereſia verlor das Staatsganze nicht aus dem Auge, auch wo man blos den Bedürfniſſen der einzelnen Länder gerecht werden wollte. Selbſt in Ungarn, wo das Magyarenthum an den althergebrachten Formen mit großer Zähigkeit hing und jeder Neuerung gründlich abhold war, wurden die erſten glücklichen Schritte zu einer Verſchmelzung der heutigen beiden Reichshälften gemacht. Sorgfältig benutzte man die verſchiedenen Elemente der Bevölkerung Ungarns, um die Sprödigkeit des Magyarenthums zu brechen.

Der ſelbſtſüchtige, nur die eigenen Intereſſen berückſichtigende Adel hatte bei ſeinen Berathungen ſelten das Wohl des Landes ins Auge gefaßt. Der Bauernſtand wurde durch Steuern und Abgaben faſt erdrückt, während der Adel frei ausging, denn er hielt eiferſüchtig an dem Grundſatz feſt: die Steuer klebt nicht am Grund und Boden. Der Bauer war leibeigen, ſein Verhältniß zu dem Grundherrn durch kein Geſetz feſt geregelt. Durch

Digitized by Google

das von Maria Thereſia ſeit 1766 eingeführte Urbarialſyſtem kam der Bauer zum Genuſſe perſönlicher und dinglicher Rechte und erhielt die Freizügigkeit und die ſelbſtändige Beſtimmung über die Erziehung der Kinder, wozu bisher die Zuſtimmung des Grundherrn erforderlich war. Auch die andern Beſtimmungen über die Gerichtsbarkeit, über Dienſt- und Naturalleiſtungen, über die Beſtimmung des bäuerlichen Grundes und Bodens können als erhebliche Fortſchritte gegen die bisherigen Zuſtände bezeichnet werden, ſowenig ſie jenen Anſichten entſprachen, die ſich im 19. Jahrhundert über dieſe Fragen mühſelig durchrangen. Die Königin von Ungarn ließ ſich durch die unaufhörlichen Einſprachen und Recurſe des Adels, dem dieſe Reformen ein Dorn im Auge waren, nicht beirren. „Die Principien ſind fixirt", ſchrieb ſie ihrem Schwiegerſohn, den ſie zum Statthalter in Ungarn ernannt hatte, „und gegen dieſe iſt nichts mehr zu hören."

In einem polyglotten Lande wie Oeſterreich machte ſich die Nothwendigkeit einer Sprache als allgemeiner Geſchäftsſprache von jeher fühlbar. Es iſt nicht erſichtlich, daß die frühern Regenten Oeſterreichs mit vollſtem Bewußtſein einem ſolchen Ziele zugeſteuert hätten. Erſt als unter Maria der Gedanke eines einheitlichen, centraliſirten Staates Fleiſch und Blut gewonnen hatte, war man eifrigſt bemüht, das Verſäumte nachzuholen. In den deutſch-öſterreichiſchen Provinzen zeigten ſich keine Schwierigkeiten; von jenen Beſtrebungen unſerer Zeit, auf Pflege der nationalen Idiome gerichtet, war keine Spur vorhanden. In Ungarn hatte ſich das Lateiniſche als Geſchäftsſprache eingebürgert, in Formen allerdings, die ein Römer als die ſeinigen ſchwerlich anerkannt hätte. Im letzten Jahrzehnt der Thereſianiſchen Regierung ging man daran, die deutſche Sprache im amtlichen und geſchäftlichen Leben Ungarns einzubürgern; aber auch hier mit einer bewunderungswürdigen Beſonnenheit, welche jedenfalls in glänzender Weiſe von der wahrhaft ſtaatsmänniſchen Auffaſſung Maria Thereſia's und ihrer Rathgeber zeugt. Ohne einen Zwang auszuüben, gelang es, dem Deutſchen den Boden zu ebnen. Der hohe Adel, von der klugen, liebenswürdigen Frau an den Hof

Digitized by Google

gezogen, bequemte ſich zum Gebrauch des ihm fremden Idioms, und der kleine Edelmann wollte hinter dem Magnaten nicht zurückbleiben. Die Fortbildung des Beſtehenden, nicht die totale Umbildung des Althergebrachten, entſprach unſtreitig den conſervativen Neigungen der Kaiſerin. Der Einheitsſtaat war das Ziel, dem die öſterreichiſchen Staatsmänner damaliger Tage zuſteuerten, aber nur langſam und allmählich ſollte ſich der Proceß vollziehen, nicht jäh und plötzlich herbeigeführt werden. Der Staatsrath Maria Thereſia's, Gebler, faßte dieſe Beſtrebungen in dem Satze zuſammen: „Der Staat muß darauf hinarbeiten, nach und nach ein Volk zu werden. Ich weiß, daß ganze und halbe Säcula dazu gehören; allein der Staat lebt ewig, über alle Menſchenalter hinaus, und nach dieſer Anſicht, nicht für die eigene Lebenszeit muß der Fürſt und der Staatsdiener leben und handeln.“ Von dieſen Geſichtspunkten geleitet, wagte man an den überkommenen Einrichtungen in Ungarn nicht zu rütteln. Maria Thereſia berief nur dreimal während ihrer vierzigjährigen Regierung den Landtag. Die Selbſtſucht und Engherzigkeit der Stände, welche auf dem letzten Landtage im Jahre 1764 grell hervortrat, verleideten ihr die Verhandlungen, aber ſie regierte nunmehr mit den beſtehenden Behörden und ſuchte durch Verordnungen ſchreiende Misbräuche zu beſeitigen und auffällige Mängel abzuſtellen, ohne gegen die avitiſche Verfaſſung Ungarns zu verſtoßen. Die ergriffenen Maßnahmen ſind ein beredtes Zeugniß großer Klugheit, denn ſelbſt die auf ihre Vorrechte und Privilegien eiferſüchtigen Ungarn erkannten die wohlgemeinten, wohlthätigen Reformen im vollen Maße an, und es iſt nicht zu zweifeln, daß die Länder der ungariſchen Krone in eine weit innigere Verbindung mit den deutſch-ſlawiſchen Provinzen gebracht worden wären, wenn die Nachfolger in beſonnener und behutſamer Weiſe ſich Maria Thereſia zum Vorbild genommen hätten. Die Kaiſerin übertraf an politiſcher Klugheit ihre Nachfolger.

Nur einem wahrhaften Herrſchergeiſte konnte es gelingen, ſolche ſchwierigen Aufgaben auch nur einigermaßen entſprechend zu löſen. Und Maria Thereſia war eine geborene Fürſtin.

Digitized by Google

Fast kenntnißlos bei ihrem Regierungsantritt, fand sich ihr klarer Verstand wunderbar schnell zurecht, und ihre Entscheidungen in streitigen, verwickelten Fragen bekunden fast durchweg ein intuitives Erfassen des Gegenstandes und ein richtiges Urtheil. Ihr fast an Genialität streifender Instinct traf in der Regel den Nagel auf den Kopf. Mit dem großen Gegner ihres Hauses hatte sie eine große Eigenschaft gemein: volle, entschiedene Hingabe an den Staat. Bis zu ihrem letzten Athemzuge lebte und webte sie für die staatlichen Interessen. Von den großen Pflichten, welche ihr als Beherrscherin so vieler Länder oblagen, war sie auf das tiefste erfüllt; man könnte sagen, daß sie von dem Gedanken einer göttlichen Mission durchdrungen war. In ihren Aufzeichnungen sagt sie, sie habe sich bei ihrem Thun und Lassen zur Hauptmaxime gemacht, allein auf Gott zu trauen, dessen Allmacht ohne ihr Zuthun und Verlangen sie zu ihrer Stellung auserwählt, der sie daher auch würdig zu machen habe, ihrem Berufe vorzustehen. Durch diese Ueberzeugung habe sie sich in den höchsten Nöthen eine Seelenruhe gewahrt, als wenn sie die Dinge eigentlich gar nichts angingen. „Und so lieb ich auch", fährt sie wörtlich fort, „meine Familie und Kinder habe, dergestalt, daß keinen Fleiß, Kummer, Sorgen, noch Arbeit für selbe spare, so hätte jedoch derer Länder Bestes denenselben allzeit vorgezogen, indem sothaner Länder allgemein und erste Mutter bin."

Dankbaren Gemüths, vergaß sie nie die ihr und dem Staat geleisteten Dienste, und war fast unerschöpflich in Gunstbezeugungen an Personen, denen sie sich verschuldet fühlte. Das Denkmal, welches sie Männern wie Bartenstein, Haugwitz, Sylva Tarouca und andern in ihren Aufzeichnungen setzte, gereicht ihr zum höchsten Ruhm. Wol ~~wenig~~ gekrönte Häupter dürften das Andenken ~~derjenigen~~, welche der Regierung Lasten getragen, so ~~hoch~~ in Ehren gehalten haben. Von Nahestehenden forderte sie ungeschminkte Wahrheit, und nicht selten klagte sie über Zurückhaltung und Kälte, wenn sie ehrliche Auseinandersetzung und Rathschlag gefordert, während die Antworten nicht das Gepräge

Digitized by Google

der Offenheit zeigten, welche ſie, wie es unter Freunden üblich, erwartet hatte. Und wie ſehr verſtand ſie es, die Männer für ihren Dienſt zu verwerthen und an ſich zu ketten. Von den geringfügigſten Familienangelegenheiten nahm ſie Kenntniß, und verfehlte nicht, bei glücklichen und unglücklichen Vorfällen ihre Theilnahme in der herzlichſten Weiſe an den Tag zu legen, die leiſeſten Wünſche zu errathen und möglichſt zu erfüllen. Mußte nicht die Anhänglichkeit an ihre Perſon ſich ſteigern, wenn ſie z. B. einem krank daniederliegenden Staatsmann ſchrieb: ſie habe alle Tage von ihm Nachrichten gehabt und ſei ſeinetwegen in Sorge geweſen, „wenn er einmal aus dem Bette ſein wird, werde ihm ſelbſt Viſite geben", und ein anderes mal: „Ich habe wollen ihn heimſuchen, der Kaiſer hat aber ein kleines Halsweh, mithin muß ich krankenwartern."

Im November 1780 wurde die Kaiſerin von einem Bruſtkatarrh befallen; ſeit dem 20. ſteigerte ſich ihr Unwohlſein, ſie hatte Fieber und athmete ſchwer. Am 26. empfing ſie das heilige Sakrament, ſie hatte das volle Bewußtſein, daß ihr Ende herannahe. „Mir kommt das Sterben vor", ſagte ſie zu ihrem Sohne, der ſie in den letzten Tagen nie verließ, „als wenn ich von einer Stube in die andere ginge." Es war am Vorabend des Andreastags, zu welchem Schutzpatron ſie Zeit ihres Lebens ein beſonderes Vertrauen gehabt. „Er wird mich ſicher holen", ſagte ſie zu ihrer Umgebung. Sie dankte ihren Dienerinnen und bat ſie um Vergebung, wenn ſie zu hart geweſen. Zu einer Geſellſchaftsdame, welche 35 Jahre in ihrem Dienſt geweſen, fügte ſie hinzu: „Wenn du etwas haben willſt, ſo ſage es mir, aber beeile dich." Draußen fiel der Regen. „Welch ein ſchlechtes Wetter für eine große Reiſe", ſagte ſie lächelnd. Um 8 Uhr abends erhob ſie ſich von ihrem Lehnſtuhle und ging frei durch das Zimmer zur Chaiſelongue. Eine halbe Stunde ſpäter kam der Tod über ſie; gegen 9 Uhr, an einem Mittwoch, am 29. November 1780, hauchte ſie ihren Geiſt aus. Ihre letzten Worte waren: „Gott, nimm meine Seele auf!"

Digitized by Google

Eine Frau war dahingegangen, welche den größten ihres Geschlechts angereiht werden muß. „Eine Frau", sagte ihr großer Gegner von ihr, „führte sie Plane aus, würdig eines großen Mannes." Keiner ihrer Vorgänger hat sie übertroffen, von ihren Nachfolgern reicht keiner an sie heran. Mit vollem Rechte gebührt ihr dasselbe Prädicat, welches die Nachwelt Friedrich II. gespendet: Maria Theresia die Einzige.

Digitized by Google

Digitized by Google

Camillo Graf von Cavour.

Von

Otto Speyer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es geht über menschliches Vermögen hinaus, die Grenze zu bestimmen, bis zu welcher, neben dem Zusammentreffen mannichfacher Umstände und der mehr oder minder bewußten Mitwirkung zahlreicher Individuen, der Einfluß eines einzelnen Mannes bei der Entscheidung großer Völkergeschicke reicht. Wenn aber ein überlegener Geist ein scheinbar noch unendlich fernes Ziel klar und fest ins Auge faßt; wenn er den Weg, der mit Nothwendigkeit zu diesem Ziele führt, mit nie irrendem Scharfblick erkennt und übersieht; wenn er trotz scheinbar unüberwindlicher Hindernisse, die sich ihm entgegenstemmen, trotz zahlloser Enttäuschungen, trotz der bittersten persönlichen Erfahrungen nicht einen Augenblick an dem einen oder dem andern irre wird; wenn er die Hindernisse eins nach dem andern bald durch zähe Ausdauer, bald durch verwegene Kühnheit überwindet; wenn er die Schwachen stark, die Lauen heiß, die Gegner zu Freunden, die Neider zu Bewunderern macht, und so, bald in stürmischem Vorwärtseilen, bald in unmerkbar still fortschreitender Arbeit, aber stets unaufhaltsam seinem Ziele entgegenstrebt, bis es endlich allen, auch den Blödesten und Ungläubigsten, nahe und greifbar vor Augen steht: dann dürfen wir auch bei den großen Wandlungen der Völkergeschichte in dem Erreichten ein Werk dieses Mannes sehen, mit kaum geringerm Rechte, als wir in dem Kunstwerk das Werk des Künstlers erblicken.

Die Einheit und Unabhängigkeit Italiens ist das Werk Camillo Cavour's in so prägnantem, so eminentem Sinne, wie — vielleicht

Digitized by Google

ein einziges, nahe liegendes Beispiel ausgenommen — nicht zum zweiten mal in der Geschichte die nationale und politische Existenz eines Volkes das Werk eines einzelnen Mannes ist. „Wie Rafael unter seine Gemälde, konnte er unter das einige Italien sein faciebam schreiben." Schon in der Anschauung der Zeitgenossen, schon in dem letzten Lebensjahre des staatsmännischen Heros identificirten sich der Mann und sein Werk, und mit jedem Jahre, das uns seitdem ununterbrochen neue Quellen seiner Kenntniß erschließt, neue Seiten seines Wesens und seiner Wirksamkeit enthüllt, wächst das Bild des Dahingegangenen zu immer riesigern Verhältnissen und zeigt uns in immer hellerm und vollerm Lichte den Genius, den, als die Zeit erfüllt war, die göttliche Schöpferkraft hervorgerufen, um eine der größten geschichtlichen Thaten unsers Jahrhunderts zu vollbringen. Deshalb ist die Lebensgeschichte Cavour's, wie Massari mit Recht betont, eins mit der Entstehungsgeschichte des einigen Italiens. In seiner eigenen Entwickelung aus dem Privatmann, dem Journalisten, dem Minister eines unbedeutenden Mittelstaats zu dem gebietenden Vertreter einer Großmacht erblicken wir ein Spiegelbild der gleichzeitigen Geschicke seines Vaterlandes, das aus einem zusammenhangslosen Aggregate machtloser oder von fremdem Einfluß regierter, zerfahrener oder unter sich feindlich gesinnter Staaten, mit einer Bevölkerung, die, auf den verschiedensten Stufen der Bildung stehend, nichts Gemeinsames hatte als ihre Literatur und eine noch dazu in zahllose Dialekte zerspaltene Sprache, zu einem mächtigen, einheitlichen Staate zusammenwuchs. Auch Cavour wuchs mit seinen größern Zwecken — aber nur insofern, als das ihm von Jugend auf vorschwebende Ideal sich ihm, rascher als er zu hoffen gewagt, als ein in naher Zukunft praktisch erreichbares enthüllte. Weder das Was noch das Wie des Erstrebten war ihm zweifelhaft: wie lang der Weg zum Ziele, wie groß die Zahl der Haltepunkte sein werde, war auch seinem scharfen politischen Seherauge verborgen. Daß er sich seinem Ideale im Verlauf weniger Jahre bis fast zur Vollendung nähern konnte, war nur durch eine seltene Gunst der Umstände möglich. Aber diese Gunst mit

Digitized by Google

genialem Blicke stets sofort nach ihrem Eintreten erkannt, ja sie in fast wunderbarer Weise vorausgesehen, auf jede Weise gefördert, nach allen Seiten hin ausgebeutet zu haben, ist und bleibt Cavour's unbestrittenes und unsterbliches Verdienst.

Dem leitenden Staatsmann geht es nur zu oft wie dem Minnen. Solange er lebt und schafft, der allgemeine Augenpunkt, der allgemeine Gegenstand der Bewunderung und des Neides, der Liebe und des Hasses, entschwindet er zumal in unserer raschlebigen Zeit schnell dem stets auf neue Ereignisse und Menschen gerichteten Blicke der Zeitgenossen. Nicht so Cavour. Er hat so tief und mächtig eingegriffen in das Rad der Geschichte, die große, nach menschlichem Ausdruck und Ermessen unvergängliche staatliche Neuschöpfung Italiens ist so sehr sein eigenstes Werk, daß sein Name und seine Thaten in den Gemüthern nicht nur seines Volks, sondern der ganzen Culturwelt mit goldenen Lettern tief eingegraben stehen. „Er hat ein Gebäude von römischer Architektur aufgerichtet mit Materialien, die einem andern kaum genügt haben würden, eine Hütte zu erbauen." (Tabarrini.) Aber eben darin beruht die große Schwierigkeit, in knappen Umrissen ein treues Bild des Helden zu geben. Für das Publikum, welches den Staatsmann nur nach seinem äußern Thun kennt und beurtheilt, bei dem so oft die eigenste, innerste Natur mit ihren Neigungen und Wünschen gewaltsam zurückgedrängt werden muß, ja wo „das Herz zuweilen sich nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten", den Mann aus seinem Werke herauszuheben, ihn „dem Herzen menschlich näher zu bringen", hinter und über dem gewandten, scheinbar zuweilen gewissenlosen Diplomaten den ehrenwerthen, offenen und liebenswürdigen Menschen zu zeigen, ist eine Aufgabe, deren Lösung außer der Beherrschung des reichen Stoffes auch ein warmes Herz für den Mann und seine Sache erfordert.

Camillo Benso di Cavour wurde am 10. August 1810 in Turin geboren. Die Familientradition schrieb den Benso deutsche Abkunft zu. „Man behauptet", äußerte Cavour einst gegen

Digitized by Google

seinen Freund und treuen Privatsecretär Artom, „meine Familie stamme aus Sachsen; ein Pilger, Namens Benz, sei 1080 nach Piemont gekommen. Daher die Muschel, die Sie in meinem Wappen sehen, und der deutsche Wahlspruch: Gott will Recht, der dasselbe ziert. Glauben Sie daran?" — „Nein." — „Ich auch nicht", und dabei brach er in das ihm eigenthümliche herzliche Lachen aus, daß die Wände widerhallten. Und doch deutet die zähe Ausdauer des Mannes und die harmonische Durchdringung von Verstand und Gemüth in seinem Wesen vielleicht auf einen Tropfen germanischen Blutes in seinen Adern.

Ihren zweiten Namen erhielt die Familie von dem kleinen, an der Mündung des waldensischen Lusernathals gelegenen Städtchen Cavour (Cavore), das nach des Vaters Tode mit dem Grafentitel Camillo's Erbe wurde, während das Marquisat dem ältern Bruder Gustav (gest. 1864) zufiel. Die beiden Brüder, in ihren Neigungen und Anlagen sehr verschieden, waren bis zu Camillo's Tode mit inniger Liebe einander zugethan, wenn auch der ältere stets der conservativen Familientradition treu blieb. Denn alle Glieder des Cavour'schen Geschlechts gehörten seit unvordenklicher Zeit der streng royalistischen und klerikalen Richtung an, und es war kein geringer Beweis von dem Unabhängigkeitssinn und der Seelenstärke des jüngern Bruders, daß er sich schon im jugendlichen Alter nicht nur von den überlieferten Anschauungen seiner Familie loszumachen, sondern auch denen gegenüber, welchen Natur und Verhältnisse einen so mächtigen Einfluß auf die Entwickelung des jungen Menschen einräumen, eine selbständige Ansicht und Stellung zu erringen und zu behaupten vermochte.

Camillo's Vater war ein höherer Verwaltungsbeamter. Mit dem geschäfts- und weltkundigen, tüchtigen und ehrenwerthen, aber strengen, an Standes- und Familienvorurtheilen festhaltenden Manne hatte der jüngere Sohn wenig Berührungspunkte. Es ist eine gemeine Erfahrung, wie sie ja vor allen unsere größten Dichter bestätigen, daß bei genialen Männern die Mutter an Vererbung und meist auch an erziehlichem Einfluß den Vater

Digitized by Google

überwiegt. Adele von Cavour, geborene Sellon, war eine Genferin von glänzender, wenn auch etwas oberflächlicher Bildung, lebhaft, aber voll natürlichen Zartgefühls, anmuthig und liebevoll. Ihre beiden Schwestern, Frau von Tonnerre und Frau d'Augers, unterstützten sie in der Erziehung ihrer Kinder; die erstere durch ihren feinen Weltton und ihre hervorragenden geselligen Talente wie durch ihren extremen Royalismus an die vorrevolutionären Tage des französischen Hofes erinnernd, die andere eine einfache, fromme Frau, aber von blendendem natürlichen Witz, den sie auf ihren Neffen vererbt zu haben scheint. Auch ihr Mann, von Geburt und Erziehung ein Franzose, Ultra vom reinsten Wasser, dabei aber ein leidenschaftlicher Freund politischer und anderer Discussionen, übte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Entwickelung Camillo's. So athmete dieser in Italien französische Luft ein, aber gemildert und modificirt durch piemontesischen Ernst und schweizerische Bildung.

Schon früh erhielten die Knaben nach der Sitte vornehmer italienischer Familien einen Abbé als Erzieher, der, selbst ein tüchtiger Kenner der vaterländischen Geschichte, auch seinem Zögling eine große Vorliebe dafür eingeflößt zu haben scheint. Uebrigens war der kleine Camillo, wie so viele künftige große Männer vor ihm, durchaus kein Freund vom Studiren. Seine Tante erzählt, welche herzzerreißenden Seufzer ihm das Lesenlernen nach der alten Buchstabirmethode, die seine Mutter wol mit mehr Geduld als Kunst betreiben mochte, gekostet habe. Es mochte wol überhaupt mehr die in seiner Heimat noch allgemein herrschende pedantische und verkehrte Lehrmethode sein, als das Lernen selbst, was dem lebhaften, früh nach Selbständigkeit ringenden Sinne des Kindes widerstrebte. Eine prächtige Anekdote, wie der Knabe persönlich von dem Syndikus von Genf die Cassirung eines Postmeisters verlangt, der schlechte Pferde geliefert hat, zeigt uns in dem sechsjährigen Kinde die deutliche Anlage zu der Energie und Entschlossenheit, die den Mann auszeichnen sollten.

Als jüngerer Sohn einer hochadelichen Familie von vornherein zum Soldaten bestimmt, verließ Camillo mit zehn Jahren

Digitized by Google

das väterliche Haus, um in die Militärakademie einzutreten. Seine feinen aristokratischen Manieren verschafften ihm die viel begehrte und beneidete Pagenwürde bei dem Prinzen von Carignan. Aber Camillo wußte diese Ehre nicht zu schätzen. Der Zwang der Etikette war ihm unerträglich und seine Widerspenstigkeit so groß, daß ihm das Ehrenamt zum großen Leidwesen seines Vaters bald wieder entzogen wurde. Er selbst fühlte sich ganz glücklich, „seine Maulesselbürde abgeworfen zu haben". Aber selbst die guten Zeugnisse seiner Lehrer, zumal des Professors der Mathematik, des Astronomen Plana, der ihn als den fähigsten Kopf der ganzen Monarchie bezeichnete, vermochten den Unwillen des Vaters nicht zu besänftigen.

Die einseitige soldatische Erziehung auf der Akademie ließ große Lücken in seiner Bildung, die er in seinem spätern Leben schmerzlich empfand. „Meine Erziehung", schreibt er an Herrn De la Rive, seinen geliebten genfer Gastfreund, „ist in mancher Beziehung sehr vernachlässigt worden. Ich fühlte zu spät, wie wesentlich es ist, das Studium der schönen Wissenschaften jeder geistigen Bildung zu Grunde zu legen." Und doch erschien ihm auch später die Beschäftigung mit der Literatur nur als eine Gymnastik des Geistes, nicht als eine Befriedigung bestimmter geistiger Bedürfnisse: sein Geist war allzu sehr auf das Reelle und Praktische gerichtet, um das Schöne nur um des Schönen willen zu lieben. Ariost und Tasso sind ihm stets unbekannt geblieben. Von poetischem Talente besaß er keine Spur. „Es ist mir leichter, Italien zu machen, als ein Sonett." Dagegen las er zu seiner Erholung gern Romane. „Ich kann ganze Nächte mit der Lektüre von Romanen hinbringen", sagte er noch kurz vor seinem Tode.

In seinen spätern Jahren las er überhaupt viel und gern, so oft sich ihm nur die seltene Muße dazu darbot. Neben seiner Lieblingswissenschaft, der Nationalökonomie, in deren Literatur er zu Hause war wie wenige, bildeten historische Werke seine Lieblingslektüre. Erst jetzt lernte er die großen Geschichtschreiber seines weitern Vaterlandes, die Machiavelli und Guicciardini, kennen. In der neuern Geschichte wurde er bald

Digitized by Google

heimisch, weniger in der alten. Er las stets kritisch und mit sinniger Auswahl; von der Klarheit und Schärfe seines Urtheils, von einem außergewöhnlichen Gedächtniß unterstützt, bildete er sich in seinem Geiste eine Rüstkammer, aus der er bei seinen diplomatischen Gefechten wie bei seinen Redekämpfen im Parlament stets neue blanke Waffen hervorzuholen pflegte. Die alten classischen Sprachen blieben ihm fremd. Selbst an seinem Italienisch nahm das feine Ohr des Toscaners argen Anstoß. Das Französische war seine wahre Muttersprache, die er, wenn nicht mit Eleganz, doch mit großer Leichtigkeit, Präcision und reichem Wechsel des Ausdrucks zu handhaben verstand. Daneben war ihm das Englische, die Sprache seines Lieblingsvolkes, ganz geläufig und mundgerecht. Mit dem Deutschen hat er sich nie eingehend beschäftigt.

Auf der Militärakademie bot die Mathematik dem scharfen und positiven Geiste des Jünglings die angemessenste Nahrung. Er brachte schlaflose Nächte damit zu, selbstgestellte mathematische Aufgaben im Kopfe zu lösen. Nach einem glänzenden Examen bewog die dringende Empfehlung Plana's den König Karl Felix, ihn gegen alles Herkommen schon mit 16 Jahren zum Unterlieutenant im Geniecorps zu ernennen. Trotz dieses großen Erfolgs vermochte nur der dringende Wunsch des Vaters ihn bei einem Stande zu erhalten, der seinem Unabhängigkeitssinne verhaßt war. Vielleicht hätte der junge Offizier, der sich nun freier bewegen konnte, ein Liebling der gesellschaftlichen Kreise, seinen Beruf doch noch liebgewonnen, wäre er in dem schönen Genua geblieben, wo er eine Menge angenehmer Verbindungen angeknüpft hatte. Aber seine Obern, denen seine allzu große Freimüthigkeit misfiel, beorderten ihn zu den Befestigungsarbeiten an dem einsamen Fort Lesseillon, von wo er erst nach Jahresfrist zurückkehrte. Inzwischen hatte Karl Albert von Carignan den Thron bestiegen, dessen Ungnade sich Camillo schon als Page zugezogen hatte, und gegen den er eine so lebhafte Antipathie empfand, daß er sie nicht ganz zu verbergen vermochte. Sein strenges Urtheil über das zweideutige Benehmen des Carbonaro von 1821 wurde ruchbar; dazu kamen

Digitized by Google

einige beifällige Aeußerungen über die französische Julirevolution, welche an dem streng legitimistischen Hofe großes Aergerniß erregten. Auf das öde und einsame Gebirgsfort Bard geschickt, um dort die Maurerarbeiten zu überwachen, verstand er den Wink, erbat mit des Vaters Erlaubniß, der wol an dem Sohne zu verzweifeln begann, den gern ertheilten Abschied, und trat mit 20 Jahren, ohne Beruf wie ohne Aussichten, in das bürgerliche Leben zurück. Eine Freundin, die Marquise von Barol, drückte ihm ihr Bedauern aus. „Ich danke Ihnen", erwiderte er, „für das Interesse, das Sie an meiner Ungnade nehmen; aber glauben Sie mir, ich werde nichtsdestoweniger meinen Weg machen. Ich habe Ehrgeiz, ungeheuern Ehrgeiz; wenn ich Minister sein werde, hoffe ich ihn zu rechtfertigen; ich sehe mich in meinen Träumen schon als Minister von Italien."

Es mochten wol die pariser Julitage sein, die so glänzende Träume in ihm hervorgerufen hatten. Die bittere Enttäuschung ließ nicht auf sich warten. „Die Julirevolution, die so schöne Hoffnungen in uns erweckt hatte", schreibt er an seine Tante, „hat uns in einen schlimmern Zustand zurückgeworfen, als der frühere war." Aber die Festigkeit und Klarheit seines jugendlichen Geistes offenbarten sich darin, daß er weder zum Radicalismus noch zur Reaction überging, wie leidenschaftliche, noch sich theilnahmloser Gleichgültigkeit hingab, wie schwache Gemüther in solchen Fällen zu thun pflegen. „Glauben Sie nicht, daß alles, was ich gelitten habe in moralischer Beziehung, meine Liebe zu den Ideen, die mich erfüllten, nur im mindesten verändert habe. Diese Ideen bilden einen Theil meiner Existenz. Ich werde sie bekennen und vertreten, solange ich einen Funken Lebenskraft in mir fühle." Diese Ideen aber, die er schon als 19jähriger Jüngling mit ebenso sicherer Klarheit wie warmer Begeisterung aussprach, waren die Erlösung seines Volks vom österreichischen Joche und dessen Einführung unter die freien und herrschenden Culturnationen Europas.

Digitized by Google

Als Cavour den Degen weggeworfen hatte, griff er zum Pfluge. Durch seine politische Richtung vom Staatsdienste, durch mangelnde Vorbildung und Neigung von der literarischen Laufbahn ausgeschlossen, blieb seinem thätigkeitsbedürftigen Geiste, nach seiner eigenen und einer vor der neuesten Aera unter dem liberalen italienischen Patriciat allgemein verbreiteten Ansicht, nur die Beschäftigung mit dem Anbau und der Verbesserung seines Grundes und Bodens übrig.

Freilich wollte dem an das Salon- und Soldatenleben gewöhnten jungen Manne der neue Beruf anfangs wenig behagen. „Der im Salon heimische Mensch", sagte er, „empfindet einen großen Widerwillen gegen Arbeiten, die mit der Analyse des Düngers beginnen und inmitten der Stallungen enden; er wird die Feldarbeiten zuerst langweilig, eintönig, ja kindisch finden." Aber die angeborene Energie des Geistes und sein schon in früher Jugend bethätigter Grundsatz, nie etwas halb zu thun — semper age quod agis, wie er es ausdrückte — überwanden bald Widerwillen und Schwierigkeiten.

Schon im Jahre 1833 übernahm er, nach kurzer Lehrzeit auf dem Familiengute Grinzano, die Verwaltung von Leri, einer neuen Erwerbung des Vaters in jenem ebenen und sumpfigen Theile des östlichen Piemont, welcher wegen seiner ausgedehnten ergiebigen Reisfelder ebenso berühmt, wie wegen seiner platten schattenlosen Einförmigkeit und ungesunden Luft berüchtigt ist. Er fand das Gut in sehr vernachlässigtem Zustande. Mit einer Energie und Ausdauer, einem Erfindungs- und Organisationstalent, das bereits das Vermögen verkündete, dereinst statt eines Landgutes ein ganzes Königreich umzugestalten, gelang es ihm in wenigen Jahren, aus dem fast werthlosen Besitzthum das rentabelste aller Familiengüter zu machen. Um das kleinste Detail besorgt, verlor er doch nie den Ueberblick über das Ganze, verfolgte mit wachsamem Auge jede neue Entdeckung und Erfindung auf dem Gebiete der Mechanik oder der Bodenchemie, und war der erste, der sie einführte, sobald sie sich erprobt hatte. So fühlte er sich an dem einsamen, unschönen Orte bald glücklich und zufrieden, und freute sich, wenn Freunde ihn

Digitized by Google

besuchten, besonders um ihnen, nicht ohne einen gewissen Stolz, seine neue Schöpfung zu zeigen. Seine Lebensweise zeigt uns den Tageslauf des Landmanns, nicht des adelichen Großgrundbesitzers. „Aufbruch am frühen Morgen, späte Rückkehr, reichliche Tafel, zubereitet von der alten Haushälterin, die selbst die großen Wildpretschüsseln auf den schweren Eichentisch setzte, auf welchem nach dem Dessert ein fröhlicher «Lanzknecht» gespielt ward: das war", erzählt De la Rive, „was ich 1846 in Leri fand."

Die Zahl der landwirthschaftlichen, industriellen und finanziellen Unternehmungen, welche Cavour in der Zeit von 1834—46 ins Leben rief, ist erstaunenswürdig. Bald betrieb er die Gründung einer Fabrik von künstlichem Dünger, bald leitete er die Urbarmachung eines Waldes, bald ließ er Kanäle graben, führte die Runkelrübencultur ein und gründete selbst eine Zuckerfabrik. Dann wandte er sich wieder der Landwirthschaft zu. „Denn", schreibt er an einen Freund, „unsere Regierung liebt die Industrie nicht; sie sieht in derselben ein Hülfsmittel des Liberalismus und empfindet deshalb einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen. Wenn man in unserm Lande in Frieden leben will, darf man nur an die Landwirthschaft denken."

Aber sein unternehmungslustiger Geist ließ sich nicht lange in so enge Grenzen eindämmen. Immer weiter greifend, baute er Dampfmühlen, richtete die Dampfschifffahrt auf dem Lago Maggiore ein, bildete eine Eisenbahngesellschaft und gründete die Bank von Turin. Mit dem genialen Blicke des geborenen Organisators machte er seine Plane; mit der Gewandtheit und unermüdlichen Thätigkeit des weltkundigen Geschäftsmannes leitete er ihre Ausführung, ohne daß so viele gleichzeitige Unternehmungen einander im Wege gestanden oder die Detailbewirthschaftung seiner eigenen Güter darunter gelitten hätte. Dabei verlor er nie den höhern nationalen Gesichtspunkt aus den Augen; ja, alle seine Fachstudien erscheinen nur als Unterbau für die Erkenntniß der großen politischen Fragen, wie alle seine praktische Thätigkeit nur als Vorübung oder Vorstufe und zugleich als eine Art Ersatz für die staatsmännische Wirksamkeit,

Digitized by Google

zu der er den Beruf und die Bestimmung in sich fühlte. Unverdrossen wies er immer von neuem auf den innigen Zusammenhang zwischen dem moralischen und ökonomischen Fortschritt hin, und wurde nicht müde, als Voraussetzung für beide die Einführung freier politischer Institutionen zu betonen. Nie hinderte sein persönliches Interesse dabei die Freiheit und Unabhängigkeit seiner Ideen. „Wüßte ich, daß der Rübenzucker nur dank einer Art von Monopol und gemeinschädlichem Privilegium gebaut werden könnte, so hätte ich diese Industrie nicht bei uns eingeführt; wir hätten dann dem Lande einen schlechten Dienst erwiesen." Von Privilegien war er überhaupt ein entschiedener Feind, in welcher Gestalt sie auch auftreten mochten. Das Princip des „Schutzes der heimischen Industrie" hatte keinen energischern Gegner als ihn; den Freihandel in die vaterländische Gesetzgebung einzuführen, war einer seiner Lieblingsplane. Schon früh prophezeite er die Abschaffung der Getreidezölle in England, und als sich gegen Sir Robert Peel's Abfall von der torystischen Ueberlieferung ein heftiger Sturm erhob, schrieb er: „England schuldet Peel Statuen; er wird sie eines Tages haben."

Im Jahre 1842 finden wir Cavour unter den Gründern des piemontesischen Ackerbauvereins, der Associazione agraria, der sein Freund, der Marquis Alfieri, präsidirte. Nur mit großer Anstrengung gelang es, die Genehmigung der Statuten von der Regierung zu erlangen. Man witterte seitens der italienischen Cabinete in jeder Association, in jeder periodischen Versammlung politische Hintergedanken. Und nicht mit Unrecht. Der vaterländische Gedanke flüchtete sich, möchten wir fast sagen, auf die Düngerstätte, als man ihm jeden andern Ort verboten hatte. Ueberall bildeten sich agronomische Vereine; überall traten die Häupter der nationalen Partei, zumal der Adel, ihnen bei. Man überwachte sie aufs strengste, man spionirte, man intriguirte durch die erbärmlichsten Mittel; man verhinderte in den Versammlungen und Veröffentlichungen jede Anspielung auf Politik und Nationalität; aber was man nicht verhindern konnte,

Digitized by Google

war, daß die Bedeutendsten unter den Gleichgesinnten sich persönlich kennen lernten, daß gemeinsame Ideenkreise sich bildeten, daß der Privatverkehr die Lücken ausfüllte, welche die öffentlichen Versammlungen lassen mußten. Die große Bedeutung, welche die Regierung ihnen beilegte, lenkte sehr wider ihren Wunsch und Willen die Augen der Nation auf diese Vereine; und wenn die hohe Polizei die agrarischen oder industriellen Anträge der Majorität durch enragirte Demagogen in ihrem Solde bekämpfen ließ, erntete sie natürlich nichts als Beschämung.

Alle seine vielfachen Beschäftigungen hinderten Cavour nicht, die Phasen der politischen Entwickelung in Europa mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu verfolgen. Im festen Vertrauen auf den endlichen Sieg der guten Sache auf dem Wege des stetigen organischen Fortschritts, nannte er die Verschwörung des jungen Italiens im Jahre 1833 ein Complot hirnverbrannter Köpfe, und bezeichnete das Aufkommen und die Verbreitung des Mazzinismus als eine der traurigsten Folgen der Julirevolution. Die Häupter der Actionspartei haben ihn deshalb später zu verdächtigen gesucht, daß er, in seiner Jugend Particularist und Aristokrat, oder doch mindestens politisch indifferent, später aus bloßem Ehrgeiz die Farbe gewechselt habe. Und doch hat er schon als 19jähriger Jüngling wiederholt seinen tiefen Schmerz über die heimischen Zustände und seine heißen Wünsche für das Wohl Italiens ebenso wie die klare Erkenntniß dessen, was seinem Vaterlande noththat, in Briefen an seine Freunde ausgesprochen. Den unsinnigen Lehren und Versuchen der republikanischen Verschwörer aber ist er allerdings von jeher offen und energisch entgegengetreten, weil sein politischer Scharfblick früh erkannte, daß sie die ersehnte Krisis verzögerten, statt sie zu fördern.

Trotz dieses Scharfblicks, trotz seines früh auf das Praktische gerichteten Geistes, blieb auch der junge Cavour nicht ganz frei von „der blöden Jugendefelei" des vormärzlichen Liberalismus, welcher für das Polenthum, „die geknechtete katholische Schwesternation", schwärmte und von der constitutionellen Schablone und Frankreich das Heil der Welt erwartete. So

Digitized by Google

wenig in seinem Wesen und Charakter irgendeine Anlage zum Doctrinarismus lag, so sehr ihn sein ganzes politisches Leben, im Gegensatz zur Guizot'schen Schule, als praktischen und energischen Staatsmann zeigt, der im Nothfall auch extreme Mittel, sogar den Bund mit der Revolution nicht scheute: so war es doch nur natürlich, daß er als junger Mann sich eng an die Männer und Meinungen anschloß, die ihm fast als die einzigen Vertreter eines gemäßigten Liberalismus entgegentraten. Er hatte eine große Verehrung für Herrn von Barante, den Gesandten Ludwig Philipp's in Turin, einen ebenso liebenswürdigen Weltmann als gewandten Diplomaten, und wagte es — damals für einen piemontesischen Adelichen nichts Geringes — die Salons des Vertreters der Julimonarchie zu besuchen. Dort lernte er d'Haussonville, damals Attaché der französischen Gesandtschaft, kennen, und rasch knüpfte sich ein inniges Verhältniß zwischen beiden jungen Männern. Ganz besonders hoch stellte er den Herzog von Broglie, in dem er den charakteristischen Repräsentanten des französischen Genius verehrte. „Wenn Sie mir", schreibt er an De la Rive, „einen englischen oder deutschen Herzog von Broglie zeigen können, werde ich an meiner Ansicht über die intellectuelle, moralische und politische Ueberlegenheit Frankreichs zu zweifeln beginnen, einer Meinung, die in meinem Geiste von Tage zu Tage festere Wurzel schlägt." Später, noch vor den Februarstürmen von 1848, hat er freilich seine Ansicht von der Staatskunst des französischen Justemilieu stark modificirt und die Ohnmacht desselben wie ihre verderblichen Folgen für Frankreich wie für ganz Europa mit klaren und scharfen Worten ausgesprochen.

Im Winter und Frühling 1835 besuchte Cavour zum ersten male Frankreich und England, die Länder, auf welche die Blicke des künftigen Staatsmannes schon damals ebenso sehnsuchts- wie hoffnungsvoll gerichtet waren. „England ist der Kopf, Frankreich das Herz Europas", pflegte er zu sagen. Wenn uns, die wir unser eigenes Vaterland, und nicht nur wegen seiner geographischen Lage, als das Centralorgan des Welttheils zu betrachten ge-

Digitized by Google

wohnt sind, solche Auffassung schief und vorurtheilsvoll zu sein scheint, so müssen wir bedenken, daß Cavour's Bildung französisch und daß Turin vor 1848, zumal in den höhern Schichten der Bevölkerung, vielmehr eine französische als eine italienische Stadt war.

In die vornehmsten politischen und socialen Salons von Paris eingeführt, blieb Cavour ein unbeachteter, aber scharf beobachtender Zuschauer des pariser Lebens und der französischen Zustände. Seine Vorliebe für die Männer des Justemilieu verblendete ihn nicht über die großen Fortschritte der demokratischen Partei, sowenig wie über die politische Apathie, in welcher die Masse des französischen Volks hinlebte und welche dieselbe zum ewigen Spielball der pariser Fractionen machten. „Wir können uns nicht verhehlen", sagt er in einem Briefe vom März 1835, „daß die Gesellschaft mit großen Schritten der Demokratie entgegengeht, wenn es auch vielleicht unmöglich ist, die Formen vorauszusehen, in welche diese sich hüllen wird." Er sieht den Adel und das bürgerliche Patriciat zusammenstürzen, da Volk und Fürst zugleich ihren Untergang erstreben; „nichts Festes, Mächtiges, Dauerndes bleibt, um gegen die einbrechende Volksflut anzukämpfen".

Sein Aufenthalt in London war kurz; von dem übrigen England sah er nichts. Seine Zeit war beschränkt, die englische Sprache ihm noch fast unbekannt; doch genügten die wenigen Wochen, seine Kenntniß und Werthschätzung der politischen Institutionen des Landes zu vermehren. Besonders studirte er die damals dem Parlament vorliegende und von der öffentlichen Meinung vielfach discutirte Frage des Pauperismus, der Massenarmuth. Schon vor seiner Abreise hatte er im Auftrage des turiner Ministeriums einen Auszug aus dem Berichte der betreffenden englischen Regierungscommission veröffentlicht. Sofort nach der Rückkehr in die Heimat zog er die praktischen Resultate aus seinen Studien. Zunächst sollten Creditinstitute und Kinderbewahranstalten dazu helfen, das Los der arbeitenden Klassen zu verbessern. Aber selbst hier verfolgte ihn die Feindschaft der mächtigen Pfaffenpartei gegen alle philanthropischen

Digitized by Google

Bestrebungen und das kleinliche Mistrauen der reactionären Regierung, sodaß er sich gezwungen sah, um der Sache nicht zu schaden, von der Leitung der Asili infantili zurückzutreten.

Sogar der Bildung eines geselligen Vereins nach dem Muster der londoner Clubs, der sogenannten Whistgesellschaft, an der Pralormo, Alfieri und andere ebenso patriotische wie conservativ gesinnte Mitglieder der turiner Aristokratie sich betheiligten, legte das Ministerium allerlei offene und versteckte Hindernisse in den Weg. Es bedurfte eines Aufwandes von Beharrlichkeit und diplomatischer Feinheit von seiten Cavour's, der einer größern Sache würdig gewesen wäre. Und doch trieb auch hier ein gewisser Instinct die argwöhnische ängstliche Regierung. Gewiß ist, daß die politische Discussion den Zusammenkünften der Whistgesellschaft nicht fremd blieb.

Waren Sprache und Sitten der Turiner mindestens halb französisch, so erinnerte dagegen der Geist, der in den regierenden und hocharistokratischen Kreisen, wie die Etikette, die am Hofe herrschte, lebhaft an Madrid. Früher das Centrum eines militärischen Königthums, hatte Turin seit 1831 die Soutane an die Stelle des Waffenrocks treten sehen. Die Memoiren La Margherita's bieten ein anschauliches Bild des Systems dar, das unter Karl Albert Piemont regierte. Es war dieselbe Verquickung von militärischem Absolutismus und ultramontanem Pfaffenthum, die schon so manchen Staat zu Grunde gerichtet hat und auch Piemont unzweifelhaft ruinirt haben würde, hätten ihr nicht die Reformen Pius' IX. und die luftreinigenden Stürme von 1848 noch zu rechter Zeit ein rasches Ende bereitet. Camillo Cavour verglich Turin unter diesem Regimente einer geistigen Hölle, „in welcher die Wissenschaft und Intelligenz von denen, welche die Güte haben, uns zu regieren, als teuflische Dinge verrufen sind, und in der man sich verbergen muß, um die Ideen auszutauschen, welche außerhalb der politischen und militärischen Sphäre liegen, in der die Regierung uns eingeschlossen halten möchte".

Digitized by Google

In die Unmöglichkeit versetzt, seine politischen Ueberzeugungen und Bestrebungen in seinem Vaterlande in irgendeiner Weise zu bethätigen, brachte Cavour alle Zeit, die er der Bewirthschaftung seiner Güter abmüßigen konnte, auf Reisen zu. Im Jahre 1840 finden wir ihn wieder in Paris, wo er sich kopfüber in den Strom des weltstädtischen Lebens stürzt, ohne doch darin unterzugehen. Mit der ihm eigenthümlichen Leichtigkeit, unterstützt von einer trefflichen Constitution, ging er von den Vergnügungen unmittelbar zu den Geschäften über; die durchschwärmten Nächte hielten ihn nicht ab, den frühen Morgen schon dem Studium der socialen Wissenschaften und der Politik zu widmen.

Nach zweijähriger Abwesenheit wieder in Turin, empfand er den Druck der schwülen, reactionär-jesuitischen Atmosphäre mit doppelter Schwere. Schon 1843 finden wir ihn abermals in England, wo er neben der politischen Verfassung und Verwaltung erst die Industrie, dann den Ackerbau des Landes mit einer Gründlichkeit studirte, von der mancher seiner Briefe, wie die Instructionen, die er später jüngern nach England reisenden Freunden mitgab, ein glänzendes Zeugniß ablegen. In der Frage der Handelsfreiheit, die damals in England durchgekämpft wurde, erblickte er den Angelpunkt der ganzen europäischen Politik für die nächste Zukunft. Zwei Schriften, die er bald nach seiner Rückkehr in Turin veröffentlichte, erscheinen als die Erstlingsfrucht seiner englischen Studien. Die eine, über die Abschaffung der Getreidezölle, ist eine Verherrlichung des Freihandels und Sir Robert Peel's, in der er den baldigen Sieg des Freihandelsprincips in England und dessen unausbleibliche allmähliche Ausdehnung auf das europäische Festland voraussagt. Die andere, über den Zustand Irlands, richtet sich gegen die O'Connell'schen Repealversuche, und ist zugleich eine Verherrlichung des jüngern Pitt, in dessen Zügen und Handlungsweise er den verwandten Geist erkannte. In einfacher und schlichter Sprache, mit scharfer Logik und klarer Exposition immer gerade auf das Ziel losgehend, entwickelt er die Sätze der

Digitized by Google

englischen Freihandelsschule, sie scharf auf ihre praktische Brauchbarkeit prüfend, die einstige Anwendung auf das eigene Vaterland stets im Auge. Weniger bedeutend ist seine Broschüre über ein damals viel ventilirtes Thema: „Von den communistischen Ideen und die Art sie zu bekämpfen."

Ueberall tritt uns in diesen Schriften eine große Vorliebe für England und die britischen Institutionen entgegen. Dennoch war „Mylord Cavour" keineswegs, wie man ihm vorgeworfen, ein blinder Anglomane. „Ich bin ein großer Bewunderer der Engländer und fühle für dies Volk eine wahre Sympathie, denn ich betrachte es als die Vorhut der Civilisation. Dennoch flößt mir seine Politik nicht das geringste Vertrauen ein." Ebenso ging es ihm mit der englischen Presse. Er war noch als allmächtiger Minister Italiens sehr empfindlich für einen Artikel der „Times". Dennoch verkannte er keineswegs, wie oft sich die leitenden Journale Englands durch nationale und Parteivorurtheile, durch Egoismus, verbunden mit oft erstaunenswerther Unwissenheit über auswärtige Verhältnisse, in ihrem Urtheil bestechen und verblenden lassen.

Nachdem Cavour andere und endlich auch sich selbst überzeugt hatte, daß er die Feder zu führen wisse, ließ er sie, trotz seiner vielfachen praktischen, agricolen wie industriellen Thätigkeit, nicht wieder fallen. Eine Reihe von theils französisch, theils italienisch geschriebenen Journalartikeln aus den Jahren 1843—47 liegt uns vor. Allen gemein ist, daß sie, wenn auch langgereifte Ideen des Autors ans Licht bringend, doch sämmtlich Gelegenheitsschriften sind, durch das praktische Bedürfniß des Augenblicks hervorgerufen. Mit Recht nennt sie De la Rive geschriebene Reden.

Die bedeutendste dieser Studien ist eine Arbeit über die italienischen Eisenbahnen. Sie ist nicht minder ein politisches Manifest als eine nationalökonomische Abhandlung. Der Verfasser hofft durch die großen italienischen Eisenbahnlinien das Verschwinden der innern Spaltungen und Eifersüchteleien, der alten gare municipali, und damit die Einigkeit der Gesinnung

Digitized by Google

gefördert zu sehen, welche Italien in den Stand setzen soll, das höchste Gut, die nationale Unabhängigkeit, zu erringen. Das ist das Große und Eigenthümliche an ihm, daß auch die materiellen Reformen in seiner Auffassung stets auf einem ethischen Grundgedanken beruhen und als Mittel zu dessen Verwirklichung gedacht sind. Die Eisenbahnen sollen den Ideenkreis des Volks erweitern, „ihm Vaterland und Volksthum, welche nächst der Religion die höchsten und edelsten der Masse der Nation zugänglichen Ideen sind, zur Anschauung und zum Verständniß bringen".

Eine andere bedeutende Arbeit über den Einfluß der englischen Handelsreformen auf Italien erregte einen Sturm der Schutzzöllner, der Privilegirten und Monopolisten gegen ihn, welcher der „Antologia", in welcher der Aufsatz veröffentlicht ward, fast das Leben gekostet hätte.

Die Zeit nahte heran, welche dem thatendurstigen Geiste Cavour's einen entsprechendern Wirkungskreis schaffen sollte. Balbo's „Speranze d'Italia", Gioberti's „Gesuita moderno" und „Del Primato d'Italia" erschienen wie das Morgenroth, welches den nahen Aufgang der Sonne am politischen Horizonte Hesperiens verkündete. Die Bücher waren Ereignisse; sie machten ungeheueres Aufsehen, was sie freilich mehr der unerhörten Thatsache, daß dergleichen in Italien geschrieben, gedruckt und gelesen werden konnte, als ihrem innern Werthe verdankten. Immerhin aber waren sie, war zumal Balbo's Buch die erste Manifestation von dem Vorhandensein einer zugleich nationalen und gemäßigt liberalen Partei, welche die Freiheit und Unabhängigkeit ohne Verschwörung und Umsturz wollte. So war es natürlich, daß Cavour überall, wo sich ihm Gelegenheit bot, in gleichem Sinne sprach und handelte, wenn er auch Balbo's Türken- und Gioberti's Papsthoffnungen nicht theilte.

Da starb Gregor XVI., und bald erfüllten die Reformen Pius' IX. ganz Italien mit glänzenden Trugbildern der Hoffnung, ganz Europa mit Erstaunen ob der unerhörten Erscheinung, die Höfe der Halbinsel wie das wiener Cabinet mit

Digitized by Google

Entsetzen und Ingrimm. Nur wenige Patrioten konnten sich dem ansteckenden Fieber des Neuguelfenthums der Balbo, Rosmini und Gioberti, das damals in Italien grassirte, ganz entziehen. Auch Cavour ließ sich von der jugendfrischen Begeisterung jener Tage, die man erlebt haben muß, um ihre Zaubermacht nicht zu unterschätzen, hinreißen, und hegte Hoffnungen, die nie in Erfüllung gehen sollten. „Bisjetzt geht alles gut", schreibt er im Sommer 1847; „wenn unsere Fürsten zu gleicher Zeit klug und geschickt, fest und versöhnlich sind, so wird das Werk unserer Wiedergeburt ohne innere Spaltungen vor sich gehen."

Aber während Rom und Florenz mit Reformen vorgingen und selbst die österreichische Regierung im Lombardo-Venetianischen Anstalten zu demselben zu machen schien, blieb in Piemont alles beim Alten. Erst im October 1847 fiel das reactionäre Ministerium: die willkürliche Maßregelung der Presse wurde einigermaßen beschränkt, ein Ober-Censurcollegium nach preußischem Vorbilde errichtet, die abscheuliche Polizeipraxis gemildert. Cavour ließ sich keine Mühe verdrießen, eine festgeschlossene gemäßigt-liberale Partei zu bilden. Er erkannte, daß es dazu vor allem eines publicistischen Organs als Mittel- und Vereinigungspunktes bedürfe. So gründete er mit Balbo, Santa-Rosa, Massimo d'Azeglio und andern (später wurde Castelli, bald einer von Cavour's treuesten und geliebtesten Freunden, Hauptmitarbeiter) das „Risorgimento" (die Auferstehung), dessen erste Nummer am 17. December 1847 erschien, mit dem Programm: Unabhängigkeit Italiens, Eintracht zwischen Fürsten und Völkern, Fortschritt auf dem Wege der Reformen, und Conföderation der italienischen Monarchen. Aber Balbo, der anfangs dem Namen nach an der Spitze des Unternehmens stand, hatte nie den Muth, die Consequenzen seiner eigenen Ansichten zu ziehen. Die kühne und scharfe Logik des „Heißsporns" Cavour, sein stetes Dringen auf Thaten, auf praktische Anwendung der aufgestellten Theorien erschreckten ihn; er trat bald von der Leitung des Journals zurück. Nun ward Cavour

Digitized by Google

Chefredacteur und die Seele des Ganzen. Die Artikel aus seiner Feder sind zahlreich, von dem verschiedensten Inhalt, im Stil einfach, ohne Glanz und pikante Wendungen, mehr bestimmt zu belehren und zu überzeugen, als zu überreden und fortzureißen. Um sie zu würdigen, muß man bedenken, daß er es mit einem Publikum zu thun hatte, dem das A-B-C der Politik noch nicht geläufig war. Er hatte die Axiome aufzustellen, welche die Grundlage eines freien Staatswesens, ja aller politischen Freiheit sind, und ihre elementarsten Folgerungen und Anwendungen darzulegen. Mag uns jetzt diese Arbeit ebenso undankbar als überflüssig, mögen uns seine Artikel ebenso trocken als langweilig erscheinen: seinem Volke hat er unendlich mehr dadurch genützt, als durch die glänzendsten Declamationen im Französischen oder die derbsten und schärfsten Diatriben im englischen Stile. Es handelte sich nicht darum, die Ideen und Ueberzeugungen, die Wünsche und Bestrebungen einer großen politischen Partei zu vertreten, sondern dadurch, daß man diese Ideen begründete, populär machte und verbreitete, erst eine solche zu bilden. Das hat Cavour gethan, und dadurch, wie er es 1859 in der Proclamation von Mailand aussprach, „Bürger für ein freies Land vorbereitet". Daß er dabei nach rechts wie nach links anstieß, daß sich mancher alte Freund in den aristokratischen Cirkeln scheu vor ihm zurückzog, ja daß er sich die eigene Familie entfremdete, konnte ihn ebenso wenig irre machen, wie daß er der von Valerio's „Concordia" vertretenen Fortschrittspartei für einen aristokratischen Leisetreter, und den Männern des jungen Italiens für einen verkleideten Reactionär galt. Hier wie immer schritt er geradeaus zum Ziele mit klarem Auge, fester Hand und sicherm Vertrauen in den endlichen Erfolg.

Die letzten Tage des Jahres 1847 waren herangekommen. Stürmischer drängte das ungeduldige berauschte Volk seine Herrscher auf dem Wege der Reformen; schon zuckten hier und da am Horizont drohende Sturmzeichen der Revolution auf. Je widerwilliger die Fürsten, von Oesterreich heimlich gewarnt und zum Widerstand ermuntert, sich vorwärts schieben ließen, um so

Digitized by Google

heftiger wühlten und hetzten die Radicalen. In Genua, wo die Eifersucht gegen Turin den alten republikanischen Geist verstärkte, kam es zu unruhigen Auftritten. Eine Deputation ging nach Turin, die Errichtung einer Bürgerwehr, dieses Schibbolet des Liberalismus in seinen Flegeljahren, und die Vertreibung der Jesuiten von dem Könige zu verlangen. Sie berief die turiner Liberalen zu einer Versammlung, um sich ihr anzuschließen. Schon war man im Begriff, einfach das genuesische Programm anzunehmen, da trat Cavour auf und beantragte, statt solcher Forderungen, die nur eine unnütze Aufregung verursachen und die moralische Macht der Regierung schwächen würden, die sofortige Petition um eine Verfassung. Aber die Führer der radicalen Partei, mit einziger Ausnahme Brofferio's, unwillig, sich überflügelt und die Leitung der Bewegung aus ihren Händen gerissen zu sehen, erhoben sich dagegen, und nach stürmischen Verhandlungen ging die Versammlung resultatlos auseinander.

Cavour wurde dem Könige als der ärgste Demagog seines Reichs denuncirt. Aber in einem von ihm und seinen Mitarbeitern unterzeichneten Briefe reichte er Karl Albert eine getreue Darstellung des Vorgangs und zugleich eine Rechtfertigung seines Antrags ein. Der tiefe Eindruck, den der König von dem Briefe empfing, war von wesentlichem Einfluß auf den wenige Wochen nachher verkündeten Entschluß, seinem Lande eine Constitution zu geben, wenn auch, hier wie in Florenz und Rom, das unwiderstehliche Beispiel Neapels hinzukommen mußte, um den Widerwillen des Königs und seine Gewissensbedenken über den Bruch des Oesterreich 1831 geleisteten Versprechens zu überwinden. Am 8. Februar 1848 erschien das Document, welches die Grundlinien der künftigen Verfassung enthielt. Die Ausarbeitung eines Wahlgesetzes ward einer Commission anvertraut, in der Cavour Sitz und Stimme hatte. Ein Vergleich zwischen frühern Artikeln im „Risorgimento" und dem Gesetze läßt das letztere als sein eigenstes Werk erkennen.

Die erste Anwendung war ihm nicht günstig. Er trat als

Digitized by Google

Candidat für Turin auf und fiel durch. Einem politisch unreifen und ungeschulten Volke, dem die Frucht der Freiheit, welche sonst erst in Jahrzehnten oder Jahrhunderten reift, nach wenigen Monaten in den Schos fällt, wird, nun gar wenn es so heißblütig und ungestüm ist wie das italienische, jeder der von Zögerung, von Vorsicht spricht, als Thor oder als Verräther gelten. Die Männer des „Risorgimento", die anfangs so verehrten Balbo, Alfieri u. s. w., erschienen als Vertreter eines bereits überwundenen Standpunktes. „Mylord Camillo" galt den meisten als Aristokrat vom reinsten Wasser, der in England einige liberale Velleitäten angenommen habe. Dennoch verschaffte ihm eine Nachwahl in einem andern turiner Wahlbezirk einen Sitz in der neuen Kammer. Er hatte bereits Gelegenheit gefunden, zu beweisen, daß es ihm weder an Entschiedenheit noch an Eifer für die nationale Sache fehle.

Die wiener Märzrevolution hatte ihr Echo in Mailand gefunden; das „Guerra ai Tedeschi, guerra ai Barbari!" erschallte von den Alpen bis zum Aetna. „Die Stunde der Entscheidung für die savoyische Monarchie hat geschlagen", rief Cavour am 23. März, dem Tage, wo Radetzki's decimirte Bataillone nach fünftägigem Straßenkampfe das blut- und leichenerfüllte Mailand verließen, dem zaudernden und unentschlossenen Ministerium Balbo zu; „die Stunde großer Entschlüsse, die Stunde, von der das Schicksal der Reiche, die Geschicke der Völker abhängen. Den Ereignissen in der Lombardei und in Wien gegenüber ist kein Raum mehr zum Zaudern und Zweifeln. Wir, kaltblütige Männer, mehr gewohnt den Gründen der Vernunft als den Antrieben des Herzens zu folgen, müssen es, nachdem wir sorgfältig jedes Wort geprüft, aus voller Ueberzeugung aussprechen: nur ein Weg bleibt der Nation, der Regierung, dem Könige offen — der Krieg! der sofortige Krieg ohne Zögerung.... Dies sind Augenblicke, wo die Kühnheit die wahre Klugheit, wo die Verwegenheit weiser ist als die Zurückhaltung. ... Und hätten wir nur 5000 Mann, wir müßten sie nach Mailand werfen."

Digitized by Google

Als der Krieg entbrannt, die Oesterreicher auf das Festungsviereck zwischen Mincio und Etsch beschränkt waren und ganz Italien in sicherer Siegeshoffnung jubelte, entwickelte Cavour bereits den Plan des norditalienischen Reichs, das, aus den sardinischen Staaten, Lombardo-Venetien und den Po-Herzogthümern bestehend, die feste Grundlage für das künftige einige Italien darbieten sollte. Als sein geliebter Neffe Gustav Cavour bei Goito den Heldentod gestorben war, tröstete er sich und die Seinen mit der herrlichen Siegespalme, die aus seinem Grabe hervorwachsen werde. Den blutigen Waffenrock des Gefallenen bewahrte er als theuere Reliquie bis zu seinem Tode in seinem Studirzimmer. Da machte die Schlacht bei Custozza allen Hoffnungen und Planen ein Ende. Beim Eintreffen dieser Hiobspost legte Cavour die Feder nieder und reihte sich als einer der Ersten unter die Freiwilligen ein, welche dem geschlagenen Heere zu Hülfe eilen wollten. Es war zu spät; das italienische Heer war nicht mehr kampffähig. Der Waffenstillstand vom 6. August setzte dem Kriege vorläufig ein Ziel und wandte den Blick des Patrioten zunächst wieder auf das Innere, zumal auf die bisher fast unbeachtet gebliebenen Verhandlungen des jungen Parlaments.

Die Lage Piemonts war eine verzweifelte. An seinen Grenzen einen mächtigen, mistrauischen, waffenstarrenden Sieger, ohne Freunde, ohne genügende Hülfsquellen im Innern; überfüllt mit Flüchtlingen, die, während sie Schutz und Nahrung verlangten, zugleich über Verrath murrten, ein stets bereites Material zu Tumulten und Aufständen; eine geschlagene Armee, die, vielfach aufgehetzt, vom lombardischen Pöbel verhöhnt und beschimpft, sehr geneigt war, in der Herrschaft des Constitutionalismus den Grund ihrer Niederlagen zu sehen; ein Parlament ohne Erfahrung und Disciplin; eine Regierung ohne Credit im Auslande, ohne Vertrauen im Innern; ein König endlich, der, von Scrupeln geplagt, in düsteres Hinbrüten versunken, an sich und seinem Lande verzweifelte; dazu Neapel bereits in voller Reaction, in ganz Mittelitalien dagegen die Revolution und mit ihr die unitarisch-republikanischen Phrasenhelden triumphirend — schien

Digitized by Google

da der hier und dort ertönende Ruf: „Finis Sardiniae!“ nicht vollkommen gerechtfertigt?

Das neue Ministerium Alfieri, später Perrone-Pinelli, aus wackern und gemäßigten Männern des rechten Centrums bestehend, freilich ohne schöpferischen Genius, hatte dem wüsten Verrathgeschrei gegenüber, das sich von allen Seiten gegen den König und seine Rathgeber erhob, einen schweren Stand. Cavour erkannte in ihnen die natürlichen und geeignetsten Vertreter der Situation, und vertheidigte sie in der Presse wie in der Kammer mit ebenso viel Geschick wie Ausdauer. Er arbeitete, nach Gioberti's Ausdruck, „mit unglaublichem Eifer, um Männern von notorischer Unfähigkeit den Ruf der Geschicklichkeit zu verschaffen“. Ungeschreckt durch das vielfache „Morte a Cavour!“ sogar an der Wand des eigenen Hauses, griff er in Reden wie in Leitartikeln die radicale Partei, welche Piemont damals verderblich zu werden drohte, ebenso energisch wie rücksichtslos an. „Die Geschichte lehrt uns“, sagte er, „daß diese Radicalen nie zu etwas anderm getaugt haben, als einen Roman zusammenzustoppeln oder die wichtigsten Interessen der Menschheit zu compromittiren und zu Grunde zu richten. . . . Handelt es sich bei ihrem Thun nicht um die augenblickliche Unmöglichkeit, so handelt es sich um einen ephemeren und illusorischen Triumph. Der Weise schweigt, aber die Entwickelung der Dinge rechtfertigt die Voraussicht des Weisen. Einen Augenblick erscheinen sie siegreich; morgen erhebt sich die kühle Vernunft, erheben sich die angeborenen Bedürfnisse der Menschheit, die unüberwindlichen Interessen der Familie; sie erheben sich wie eine Riesenwelle, verschlingen das revolutionäre Mittel, und der Zweck ist verfehlt. Man möchte glauben, die Natur verlocke und begünstige sie, um dann ihrer zu spotten oder sie daran zu gewöhnen, ihre Gesetze zu verehren.“ — Am Schlusse dieser — ungehaltenen — Rede, welche er wegen der in der Kammer herrschenden Tyrannei der Tribünen, unter der Ueberschrift „Die revolutionären Mittel“ am 16. November 1848 im „Risorgimento“ veröffentlichte, heißt es wörtlich: „Attendiamo ancora un momento, e vedremo

Digitized by Google

l'ultimo effetto del mezzo rivoluzionario, Luigi Napoleone sul trono!" („Warten wir noch einen Augenblick, und wir werden die letzte Wirkung des revolutionären Mittels erblicken: Louis Napoleon auf dem Throne.") Und wie dieser Artikel den genialen Politiker mit dem Prophetenblick, so bewährte die Rede, welche er über und für die vom Grafen Revel vorgeschlagene Anleihe hielt, trotz der Zornausbrüche der zuchtlosen Tribünen, den gewiegten Nationalökonomen und einsichtigen Finanzmann. Aber alles war vergebens. Die revolutionäre Strömung behielt die Oberhand. Es war eine wüste und wilde Zeit in Italien, wo die sonst verehrten Heroen des Patriotismus und Liberalismus für Reactionäre und Verräther galten: wo Massimo d'Azeglio verspottet, der greise und blinde Gino Capponi, der Benjamin Constant Italiens, verhöhnt, Cosimo Ridolfi als ehrloser Hofmann geschmäht, Pellegrino Rossi meuchlings ermordet wurde. Die Neuwahlen des Januar 1849 schufen auch in Piemont eine radicale Kammer, in der Camillo Cavour keinen Sitz mehr hatte, und das Ministerium Revel-Pinelli mußte einem Cabinet Gioberti weichen.

Aber wie so oft im constitutionellen Staatsleben, ging es auch hier. Kaum am Ruder, sah sich Gioberti genöthigt, die so bitter angegriffene Politik seiner Vorgänger zu der seinigen zu machen. Die natürliche Folge war, daß er von seinen Anhängern verlassen ward, während seine Feinde ihn verhöhnten. Anders Cavour. Energisch vertheidigte er, da es ihm auf der Tribüne nicht vergönnt war, in der Presse die Interventionspläne, mit denen Gioberti einer französischen und österreichischen Dazwischenkunft im Kirchenstaate und in Toscana zuvorkommen wollte. Aber trotz dieses Beistandes vermochte Gioberti nicht, gegen Freunde und Gegner durchzuführen, was er selbst früher verdammt hatte. Er fiel, und seinem Nachfolger Rattazzi, dem gewandten Führer des linken Centrums, blieb nichts übrig, als das Programm der Opposition, deren Leiter er gewesen war, ausführend, einen Krieg wieder aufzunehmen, dessen rascher und unglücklicher Ausgang keinem von der Leiden-

Digitized by Google

schaft nicht ganz Verblendeten und Berauschten zweifelhaft sein konnte.

Aber selbst den ernsten, denkenden Patrioten Cavour an ihrer Spitze, erschien der Krieg unvermeidlich, den das zuschauende Europa als ein wahnwitziges Unternehmen verdammte. Es war der einzige Ausweg aus der entsetzlichen Anarchie der Geister, aus dem wüsten Revolutionstaumel, der die Gemüther des italienischen Volks ergriffen hatte. Selbst mit den harten Bedingungen, die der übermüthige Sieger auferlegen mochte, erschien der innere Friede, der einzige Weg zur künftigen Auferstehung, nicht zu theuer erkauft. Mit düsterer Entschlossenheit führte der unglückliche, als Verräther gebrandmarkte König seine widerwilligen Truppen wie sich selbst zum Opferaltar.

Die Schlacht bei Novara war geschlagen, die durch Einfluß der Westmächte gemäßigten Bedingungen eines Friedens unterzeichnet, den Sieger wie Besiegte doch nur als einen verlängerten Waffenstillstand betrachteten. Zunächst war freilich für Piemont noch keine Rede von einer Erneuerung des Waffenspiels. „Im Innern vollständig zerrüttete Finanzen, ein erbitterter Kampf zwischen Staat und Kirche, vielfach verbreiteter Argwohn freiheitsmörderischer Plane; rastlose Unruhe der Flüchtlinge aus dem übrigen Italien, von denen der eine diese, der andere jene Gelegenheit zu Neuerungen erwartete; tägliche Gefahren von den Umtrieben der Mazzinisten; das Heer aufgelöst, Handel und Industrie gelähmt; im Volke Trauer und Enttäuschung über die erlittenen Niederlagen, selten der Wunsch, noch seltener die Hoffnung, die Versuche zur Eroberung der nationalen Unabhängigkeit auf dem Schlachtfelde erneuert zu sehen; nach außen unter den Regierungen Europas keine einzige wahrhaft befreundet, wohl aber viele offene und verborgene Feinde" — so schildert ein Piemontese den Zustand seines Vaterlandes im ersten Jahre nach dem Mailänder Frieden. Und doch war dies Piemont bestimmt, ein Jahrzehnt hindurch nicht nur auf der hesperischen Halbinsel, sondern fast auf dem ganzen europäischen Continent der einzige Hort der Freiheit und des aufrichtigen Constitutionalismus gegen die überall triumphirende Reaction zu sein, und zugleich der

Digitized by Google

Hoffnungsstern für alle italienischen Patrioten, die noch an eine Auferstehung ihres Gesammtvaterlandes glaubten, bis endlich die Stunde schlug, die wie durch einen Zauberschlag ins Leben rief, was die stille Arbeit dieser Jahre vorbereitet hatte. So Großes ist in entsprechender Lage vielleicht nur von Preußen nach 1806, Aehnliches noch von keinem andern Mittelstaate geleistet worden. Daß es geschehen konnte, war das Verdienst des jungen Königs, der auf dem blutigen Felde von Novara die Krone aus den Händen des verzweifelnden Vaters empfing; mehr noch das seines Ministers, des größten Staatsmannes unter den Zeitgenossen, Camillo Cavour's.

Aber des letztern Tag war noch nicht gekommen. Es bedurfte eines Mannes, der nicht allein entschlossen war, auf die Bresche zu treten, sondern der auch einen weithin tönenden populären Namen, einen fleckenlosen Ruf unter allen Parteien besaß, und der sich bereit fand, beides hinzugeben, um die unvermeidlichen unpopulären Maßregeln, die den Staat vom Rande des Abgrundes reißen mußten, damit zu decken. Der König hatte, trotz aller Einflüsterungen von innen und außen, die Verfassung beschworen und die Bahn betreten, die er, ohne je zu wanken, eingehalten hat bis auf den heutigen Tag. Er beauftragte den Marchese Massimo d'Azeglio, ein Ministerium zu bilden. Maler und Dichter, Publicist und Staatsmann, Weltmann und Soldat, ein bekannter und anerkannter vormärzlicher Liberaler, wie man damals bei uns gesagt haben würde, geradsinnig und warmherzig, ebenso fest wie gemäßigt, von dem Volke der Halbinsel verehrt, der Diplomatie willkommen als entschiedener und rücksichtsloser Feind der Revolution, war er wie Keiner der Mann der Situation. Er übernahm die schwierige Aufgabe, ohne zu zögern, wenn auch, im vollen Bewußtsein der Schwierigkeiten und des Opfers seiner geliebten Künstlerfreiheit, nicht ohne einen schweren Seufzer. Sein erster Schritt war die Auflösung der radicalen Kammer. Aber noch gingen die Wogen der Leidenschaft hoch; Schrecken, Wuth und Verblendung über den Ausgang des Kriegs herrschten in dem noch nicht ganz ernüchterten Volke. Seine neugewählten Vertreter spiegelten nur allzu getreu die öffentliche Stimmung.

Digitized by Google

Die Ratification der Friedensbedingungen wurde verweigert. Vergebens versuchte d'Azeglio persönlich auf die Wortführer einzuwirken; er mußte die Kammer abermals auflösen. Inzwischen hatten sich die Leidenschaften abgekühlt, die Ansichten geklärt, die ernst warnende Proclamation des Königs an sein Volk drang tief in die Herzen der treuen Piemontesen. In der neuen Versammlung herrschte die Rechte mit dem rechten Centrum, auf dessen Bänken Cavour als Vertreter seiner Vaterstadt einen Sitz gefunden hatte, den er im Leben nicht wieder verlieren sollte.

Er war alsbald der anerkannte Führer seiner Fraction. Ihr Bund mit der eigentlichen Rechten dauerte nicht lange. Cavour erhob sich lebhaft in der Kammer wie in seinem Journal gegen die von der reactionären Partei beabsichtigte Beschränkung der Presse und des Vereinsrechtes. Er schlug im Gegentheil eine Reihe von Reformen vor, die sich das Ministerium zum großen Theil aneignete, wie die Abschaffung der Militärcommandanturen in den Provinzen, die Einführung liberaler Principien in der Finanzverwaltung und Steuergesetzgebung. Wenn das bekannte Siccardi'sche Gesetz, die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit und des Asylrechts, nicht mit Sicherheit auf seine Initiative zurückzuführen ist, so hat doch niemand zu seiner Durchführung so viel beigetragen wie er, trotzdem ihm die Trennung von alten Freunden und Mitarbeitern, wie Balbo und Menabrea, wahrlich nicht leicht ward. Seine Rede, in der er die Vorlage vertheidigte, lichtvoll und schlagend, ist die erste von staatsmännischer Bedeutung. Er erklärte das Gesetz für eine nothwendige Consequenz der Verfassung, und sprach dabei die bedeutungsvollen Worte: „Wenn man die Verfassung nicht die Früchte der Freiheit tragen läßt, die sie erzeugen soll, so wird sie selbst alles Ansehen verlieren und damit das Ansehen der Monarchie untergraben werden." Er stützte seine Argumentation besonders auf den Satz, daß die nun in Freiheit verwaltete Kirche die Privilegien nicht behalten könne, zu denen sie in einer Gesellschaft berechtigt gewesen sei, in der das Privilegium selbst das Gesetz war. Dem Non possumus der Kirche stellte er das des Staates gegenüber, dem Einwand, daß man nicht ohne Noth zu solchen

Digitized by Google

Reformen schreiten und die Geister aufregen solle, den Satz: „Gerade in ruhigen Zeiten gedenken die wahren Staatsmänner an die Ausführung nützlicher Reformen. Die rechtzeitigen Reformen machen den revolutionären Geist machtlos. An dem Tage, an welchem die Revolution rings um uns her ausbricht, wird der reformatorische constitutionelle Thron alle lebendigen Kräfte Italiens um sich sammeln und die Nation an das Ziel der Geschicke führen, welche ihrer harren." Im Kampfe gegen die veralteten Privilegien des Priesterthums aber bekämpfte er zugleich die mit der Hierarchie solidarisch verbundene österreichische Politik.

Die Regierung siegte nach schwerem Kampfe. Cavour's Auftreten hatte ihn bei dem Volke populärer gemacht, in der Kammer heftigen Anfeindungen von rechts und links ausgesetzt. Da hob ihn ein eigenthümlicher Zwischenfall auf den Schild. Sein Freund Sante-Rosa, ein Mitglied des Cabinets d'Azeglio, ein milder und versöhnlicher Charakter, lag todkrank danieder. Der herbeigerufene Priester verweigerte ihm auf Befehl des Erzbischofs Franzoni das Sakrament, bis er seine Unterschrift zu dem Gesetz über die geistlichen Gerichte zurückgezogen haben würde. Sante-Rosa, ein frommer, gläubiger Katholik, weigerte sich entschieden, indem er erklärte, er wolle seinen vier Söhnen keinen geschändeten Namen hinterlassen, und starb ohne Absolution, während der Pfaffe ihm die Drohung nachrief, daß man ihm auch das christliche Begräbniß versagen werde. Das empörte Volk drohte den Palast des Erzbischofs zu stürmen; laut und einstimmig ertönte das Verlangen in den Straßen und Cafés, wie in der Presse, daß Cavour, der berühmte Vertheidiger des neuen Gesetzes, an Sante-Rosa's Stelle Minister werde. Man bot ihm das Portefeuille der Landwirthschaft, des Handels und der Marine an; er acceptirte. Victor Emanuel aber antwortete dem Justizminister Galvagno, der ihm in d'Azeglio's Namen den Vorschlag machte: „Meinetwegen; aber glaubt mir, er wird euch alle aus dem Sattel heben!"

Der König hatte recht. Kaum in das Ministerium eingetreten, erschien Cavour bereits als der berufene Vertreter der Regierungs-

Digitized by Google

politik in der Kammer; es dauerte nicht lange, so galt er auch für den Hauptträger derselben. Zu den drei Ministerien, die er bereits verwaltete, kam bald auch noch das der Finanzen. Sein energischer und elastischer, an Hülfsquellen unerschöpflicher Geist trug die gewaltige Geschäftslast gleichsam spielend. Nachdem er sich durch die angestrengtesten Studien mit den Bedürfnissen und Zuständen der Marine vertraut gemacht, führte er in allen Zweigen seiner Verwaltung eine Menge eingreifender Reformen durch; kein Hinderniß hielt ihn auf, kein Widerstand schreckte ihn, keine Verkennung und Verketzerung machte ihn irre. Nach allen Richtungen hin suchte er die nationalökonomischen Principien zu verwirklichen, die er bisher im kleinen geübt, in Broschüren, Journalartikeln und Kammerreden verfochten hatte. Einst hatte er Leon Faucher in Paris das Ehrenwort gegeben, daß, wenn er je Minister würde, er seine freihändlerischen Principien durchführen oder seine Demission geben werde. Er hielt in vollem Maße, was er gelobt hatte.

Cavour war kein Mann der kleinen Mittel und Palliative. Eine gründliche Heilung der schwer daniederliegenden Staatsfinanzen, das erkannte er klar, war nur durch ein rasches Wachsthum des Nationalreichthums zu erreichen. Ein neuer belebender Geist mußte Ackerbau, Industrie und Handel durchdringen. Nur die Entlastung von den bisherigen Fesseln, nur die Handelsfreiheit konnte ihn hervorrufen. Aber sie mit einem mal in das Staatswesen einzuführen, war nicht möglich; Menschen und Dinge waren nicht reif dazu. Doch nahm Cavour die Umwandlung der bestehenden Gesetzgebung sofort in Angriff. Zugleich versäumte er keine Gelegenheit, unterließ kein Mittel, die Production anzuspornen, den Verkehr zu erleichtern, die Absatzquellen zu vermehren. Mit Schweden, Dänemark, Belgien, England, Frankreich, endlich sogar mit Oesterreich abgeschlossene Verträge zeigten deutlich die Ziele der neuen Handelspolitik. Wie Cavour vorausgesehen, erwarb sie Sardinien auch politische Freunde im Auslande, und gestattete dem König, auf das peremptorisch und fast drohend ausgesprochene Verlangen Oesterreichs und seiner italienischen Vasallen nach Aufhebung der Verfassung mit ver-

Digitized by Google

ächtlicher Abweisung zu antworten. Aber während Oesterreich den politischen Hintergrund dieser Handelspolitik herausfühlte, sodaß Schwarzenberg mit ausdrücklichem Hinweis darauf die Fürsten Italiens zu einem Zollverein mit Oesterreich aufforderte, um Piemont zu zwingen, sich auch auf diesem Terrain für besiegt zu erklären, hatte Cavour in Presse und Parlament die ärgsten Anfeindungen darüber zu erdulden, „daß er das Land an England verkaufe". Die schutzgewöhnten Fabrikanten schrien Ach und Weh über den kühnen Neuerer; die genuesischen Kaufleute schleuderten wetteifernd mit den Mazzinisten ihre Pamphlete gegen den verhaßten Minister, der den Wohlstand ihrer Stadt zu Grunde richte. Zehn Jahre nachher erhob sich, gleichsam als amende honorable, die Statue des Vielgeschmähten in ihrer Börse. „So schwierig und schmerzlich meine Mission auch sein mag", schreibt Cavour in dieser Zeit der Kämpfe an seinen genfer Freund, „ich werde keinen Schritt zurückweichen vor den Schwierigkeiten, noch vor den traurigen Erfahrungen, denn es handelt sich um das Wohl des Landes!"

Und als es das Wohl des Landes galt, zögerte er nicht, auch den bösen Schein auf sich zu nehmen. Der Staatsstreich vom 2. December hatte die letzten Besorgnisse vor einem neuen Ausbruch des Vulkans an der Seine in den Gemüthern der legitimen Monarchen Europas zerstört; die Reaction erhob ihr Haupt kühner als je, und drohende Stimmen erklangen in diplomatischen Noten wie in officiösen Preßorganen gegen das kleine besiegte Königreich am Fuße der Alpen, das allein noch wagte, die Fahne der Unabhängigkeit und constitutionellen Freiheit zu entfalten. Und nicht draußen allein, auch im Innern wuchs den schwarzen und weißen Rückschrittsmännern der Muth, während das rechte Centrum, dem Cavour bisher angehört und welches die Hauptstütze des Ministeriums d'Azeglio gebildet hatte, vor jeder entschiedenen Maßregel scheu zurückweichend, unentschlossen hin- und herschwankte. Cavour dagegen erkannte klar die Nothwendigkeit einer Frontveränderung: statt gegen die todte Revolution, galt es, die Geschütze gegen die lebendige Reaction zu richten.

Digitized by Google

Die Unterhandlungen mit Rom über die kirchlichen Verhältnisse hatten zu keinem Resultate geführt. Die Curie verweigerte jetzt sogar die Zugeständnisse, zu denen sie sich früher bereit erklärt hatte. Ein entscheidender Schritt auf diesem Gebiete war nicht länger zu verschieben. Das rechte Centrum weigerte sich, die Hand dazu zu bieten. Da vollzog Cavour rasch und entschlossen seine Schwenkung auf einem Terrain, das zu derartigen Operationen so ungünstig wie möglich schien. Die liberale Presse Piemonts hatte wie die des übrigen Europa keinen Ausdruck zu stark gefunden, um ihn auf den Staatsstreich vom 2. December und seine Faiseurs anzuwenden. Von Frankreich kamen drohende Reclamationen; Graf Revel, der in London den Handelsvertrag abgeschlossen hatte und über Paris zurückkehrte, berichtete von einer sehr gereizten Stimmung. Das londoner Cabinet rieth zur Nachgiebigkeit. Um den bösen Schein des Zwangs zu vermeiden, brachte der Justizminister De Foresta schon vierzehn Tage nach dem 2. December einen Gesetzentwurf ein, der die Preßvergehen gegen fremde Souveräne der Cognition der Schwurgerichte entzog. Der Rechten erschien derselbe ungenügend; die radicale Linke tobte über Reaction und schimpfliches Bücken vor der Gewalt. D'Azeglio stellte die Cabinetsfrage; die Niederlage des Ministeriums konnte nur der Rechten zugute kommen. Diese Lage hatte Cavour schon vor der entscheidenden Sitzung mit unvergleichlicher Taktik zu benutzen verstanden. In einer Rede, blank und scharf wie Stahl, vertheidigte er die Vorlage nach rechts und links, während er zugleich für eine feste Reformpolitik, zu der das Ministerium entschlossen sei, die Unterstützung des linken Centrums in Anspruch nahm. Wie diese Rede die Scheidung (divorzio) von der Rechten, so bezeichnete Rattazzi's höfliche und anerkennende Antwort die bevorstehende Ehe (connubio) mit ihm und der gemäßigten Linken. Auf „die schwache Unterstützung des ehrenwerthen Abgeordneten Menabrea und einiger anderer von der Rechten" erklärte sich Cavour eventuell bereit zu verzichten. Damit war der Bruch gegeben.

Die neue Gruppirung der Parteien kam zum ersten mal deutlich zum Vorschein, als nach des trefflichen Pinelli Tode sein

Digitized by Google

alter Antagonist als Advocat und Politiker, Rattazzi, mit Cavour's und der Seinen Hülfe den Präsidentenstuhl der Deputirtenkammer bestieg. Die Wahl erregte einen Sturm des Unwillens, nicht nur auf den Bänken der Rechten und bei dem diplomatischen Corps, sondern selbst bei Cavour's Collegen. Im Ministerrathe zur Rede gestellt und scharf getadelt, gaben er und Farini ihre Entlassung und zwangen dadurch ihre Collegen zu gleichem Schritte. D'Azeglio, der die Wahl selbst als eine Ohrfeige von dem Urheber des Connubio empfand, wurde mit der Neubildung des Cabinets betraut; Cavour und Farini blieben ausgeschlossen.

Der Graf benutzte die unfreiwillige Muße zu einer Reise nach Paris und London, wohin ihm sein staatsmännischer Ruf schon vorausgeeilt war. Er wich, wie er selbst sagt, dem widrigen Winde, der augenblicklich wehte. Thiers rieth ihm: „Si, après vous avoir servi des couleuvres à déjeûner, on vous en ressert à dîner, ne vous dégoûtez pas!" — „Thiers spricht aus Erfahrung", bemerkt Cavour dazu; „hätte er einige Nattern mehr verschluckt, sähe es vielleicht in Frankreich anders aus." Er selbst hoffte auf den gesunden Geist des Landes und die Loyalität des Königs. Und mit Recht. Drei Monate später, im October 1852, gab d'Azeglio seine Demission, und Cavour übernahm die Bildung des neuen Ministeriums.

Cavour's Bund mit dem linken Centrum ist häufig als eine Apostasie bezeichnet worden. Ausdruck und Auffassung sind grundfalsch. Seine Principien und Ueberzeugungen blieben dieselben; er hat sie nie gewechselt. Aber es war ihm immer klarer geworden, daß er mit seinen bisherigen Freunden innerhalb wie außerhalb des Ministeriums nicht länger unbedingt zusammengehen könne. D'Azeglio war kein Freund der nationalen Einheitsidee; er wollte nicht mit Rom brechen; er führte dem Auslande gegenüber eine ziemlich kleinmüthige Sprache; er wollte noch fernerhin, wie gegen Balbo und Revel nach rechts, so gegen Rattazzi nach links Front machen. Mit der bisherigen schwankenden und unsichern Majorität aber ließ sich nicht fortwirthschaften. „Man regiert nicht auf der Spitze einer Nadel", rief Cavour aus .....

Digitized by Google

„Kluge Parteien schreiten vor, verzeihen Sie den Ausdruck, durch Insichaufnahme, nicht durch Ausschließung anderer. Streng gesonderte Parteien werden nie ein anderes Ende nehmen, als die französischen Doctrinärs genommen haben.“ Deshalb schloß er, als das rechte Centrum sich zu zaghaft erwies, dem kühnen Führer zu folgen und die Consequenzen der eigenen Ueberzeugungen zu ziehen, einen Bund mit einer fortgeschrittenern Fraction, ohne ihr zu Gefallen das Geringste von seinen Principien zu opfern. Fürchteten wir nicht ein Misverständniß, wir würden sagen: er nahm den vulgären Liberalismus in seinen Dienst. Es wurde ihm wahrlich nicht leicht, sich von seinen alten Freunden zu trennen. Aber die Personen galten ihm in der Politik nichts. Als genialer und energischer Staatsmann unterwarf er sich nie den Parteien, sondern zwang sie, sich ihm, oft nicht ohne Murren, zu unterwerfen. Stets klar und consequent auf das fest im Auge gehaltene Ziel lossteuernd, riß er mit sich fort, ließ sich aber nie fortreißen. So nöthigte er bald auch seine frühern Streitgenossen, ihm zu folgen; größer und größer wurde sein Anhang in und außer den Kammern, bis endlich ein geistreicher Mann ausrufen mochte: „Wir haben eine Regierung, eine Kammer, eine Verfassung, und das alles heißt Cavour!“

Schon in Paris hatte Cavour, als er vernahm, daß d'Azeglio die Absicht habe zurückzutreten, eine Zusammenkunft mit Rattazzi gehabt. Man einigte sich, und als Dritter im Bunde wurde der Arzt Farini, der spätere Dictator der Emilia, gewonnen, ein Mann von ebenso thatkräftigem und entschlossenem Charakter, wie scharfsem und klarem Verstande, dabei von bedeutender Gelehrsamkeit und schriftstellerischem Rufe. Auch er trennte sich von d'Azeglio, um Cavour's Fahne zu folgen, während Rattazzi seinerseits genöthigt war, mit vielen seiner weiter links stehenden Freunde zu brechen, um in die neue Cavour'sche Majorität einzutreten. Zwischen ihm und Cavour bestand keine natürliche Wahlverwandtschaft, wenngleich ihr Verhältniß für eine Zeit lang fast den Charakter der Freundschaft annahm. Rattazzi's leitende Triebfeder war persönlicher Ehrgeiz. „An Körper und Geist gleich fein und geschmeidig“, ein scharfsinniger, redegewandter

Digitized by Google

Advocat, wenn es auch seinen Reden, wahren Plaidoyers, ebenso sehr an großen staatsmännischen Gesichtspunkten wie an fortreißender Herzenswärme fehlte, hatte er zugleich das Talent und die Neigung, sich in die Menschen und die Umstände zu schicken, sich dem König wie dem französischen Kaiser als gewandter und gefälliger Diener und Freund fast unentbehrlich zu machen und es mit keiner Partei ganz zu verderben, während er doch auch keiner volles Vertrauen einzuflößen vermochte. Cavour bezeichnete ihn „als den ersten unter den Politikern zweiter Klasse", erkannte aber später selbst, daß er ihn überschätzt habe.

Der Zweck des neuen Bundes war, alle die entschiedenern und lebensfähigen Elemente der altliberalen, wie die gemäßigtern der demokratischen Partei in sich aufzunehmen, um so der überhandnehmenden Reaction einen sichern Damm entgegenzusetzen, die constitutionelle Entwickelung im Innern zu sichern und den dereinstigen Sieg der nationalen Sache nach außen vorzubereiten. Mit großer Befriedigung blickte Cavour in der Folge stets auf diese kühne, vielbekämpfte, bitter angefeindete That zurück. „Meine Herren", rief er einst in der Kammer aus, als wieder eine feindselige Anspielung auf das Connubio von den Bänken der Rechten gefallen war, „ich erkläre feierlichst, daß es keine That in meinem leider schon etwas langen politischen Leben gibt, deren ich mich mit größerer Genugthuung erinnere, als gerade diejenige, welche der Abgeordnete Revel eben so bitter tadelte.... Ich habe die feste Ueberzeugung, daß sie den Erfolg gehabt hat, die Regierung auf der Bahn geregelt fortschreitender Freiheit zu erhalten."

Cavour behielt fast alle seine alten Collegen bei; nur Rattazzi ersetzte bald nachher den Justizminister Boncompagni als der vierte, der seit Jahresfrist dies Amt bekleidete. Die Zeit war noch nicht reif, um ein Ministerium zu bilden, in dem neben Cavour factisch nur Unterstaatssecretäre saßen.

Die neue Regierung war nicht auf Rosen gebettet. Die Ausführung der nothwendigen innern Reformen machte nicht nur die Anspannung aller geistigen Kräfte, sondern auch einen größern

Digitized by Google

finanziellen Aufwand, und bei dem unzureichenden Budget neue Steuern erforderlich. Dazu kam eine wiederholte vollständige Misernte in Wein, Seide und Weizen, den Hauptproducten des Landes, und die drohend und verheerend heranziehende Cholera. Das Volk ward schwierig, in mehrern Städten kamen Pöbelexcesse vor, die zum Theil direct gegen den neuen Ministerpräsidenten gerichtet waren, obwol dessen Haus in der Zeit der Noth allen Hungerigen und Bedürftigen offen stand und obgleich er selbst, während die Cholera am schlimmsten wüthete, regelmäßig die Hospitäler besuchte. Schlimmer war, daß der noch schwankenden freundlichen Majorität in dem Abgeordnetenhause eine compacte feindliche im Senat gegenüberstand. Vor allem galt dies für die religiösen Fragen, in denen der Senat fest an Rom hielt. Cavour verschmähte es, als dem Geist der Constitution zuwider, durch einen Pairsschub die Majorität in eine Minorität zu verwandeln. Er zog es vor, die Entscheidung des Streites dem Volk anzuvertrauen, und löste die zweite Kammer auf. Er hatte sich nicht getäuscht. Trotz der klerikalen Wühlereien gegen „das antichristliche Ministerium" brachten die Neuwahlen eine ungleich compactere Majorität als vorher, und der Senat gab nach.

Die ersten Jahre des neuen Regiments waren ausschließlich der constitutionellen Reorganisation der Monarchie, zu der bisher kaum mehr als die vorbereitenden Schritte gethan waren, gewidmet. Charakteristisch ist es dabei für Cavour, daß alle die zahllosen Maßregeln und Gesetze in erster Linie darauf berechnet erscheinen, die gebundenen Kräfte zu entfesseln, das Volk zur Selbsthülfe anzuregen, die bureaukratische Maschinerie zu vereinfachen, kurz, die Regierten dahin zu bringen, ihre Kräfte wie ihre Rechte zu gebrauchen, ein im monarchischen Europa wahrlich seltenes Schauspiel. Dabei wurden Straßen gebaut, das Eisenbahnnetz vervollständigt, Handelsverträge abgeschlossen, die Armee reorganisirt. Das Auge des Ministerpräsidenten war überall, und überall wußte er die geeigneten Werkzeuge für die Ausführung seiner Plane zu finden.

Der Entscheidungskampf zwischen Cavour und der klerikalen

Digitized by Google

Partei, die den Verlust ihrer frühern Alleinherrschaft nicht verschmerzen konnte, stand noch bevor. Der Senat hatte die Civilehe verworfen; selbst die Menabrea und Balbo waren entschiedene Gegner eines einseitigen Vorgehens des Staates, so sehr das Recht auf seiner Seite, so dringend das Bedürfniß einer Revision der Gesetzgebung auf diesem Gebiet sein mochte, und obwol die Curie, jede Concession weigernd, in ihren öffentlichen Staatsschriften und Reden wie in ihrer Presse die Regierung wie einen kirchenfeindlichen Wohlfahrtsausschuß behandelte und verfluchte. Am 1. Juni 1853 starb Graf Cäsar Balbo, der Nestor des piemontesischen Liberalismus, von allen Parteien hochgeachtet, klerikal und national zugleich und deshalb bisher ein starkes Hinderniß äußerster Maßregeln und entschiedenen Bruchs zwischen der Regierung und der Hierarchie. Der Kampf wurde von beiden Seiten immer erbitterter, mit immer schärfern Waffen geführt; Cavour fürchtete nicht ohne Grund, daß dadurch zugleich mit der Kirchlichkeit der religiöse Sinn des Volks überhaupt schwer geschädigt werden möchte. Die Prälaten censurirten und excommunicirten hohe Staatsbeamte, Deputirte, Senatoren und staatstreue Priester, und hatten bereits die Staatsbehörde genöthigt, aus der alten Rüstkammer des Staatskirchenthums ihre Waffen zu holen, um die unbotmäßigen Priester wegen Misbrauchs der Amtsgewalt zu verurtheilen, die Erzbischöfe von Turin und Cagliari Landes zu verweisen. Wie in andern katholischen Ländern, war die Kirche in Piemont reich; ihre Einkünfte betrugen 15,000000 Lire; die Prälaten schwelgten im Ueberfluß, ein großer Theil der niedern Geistlichkeit litt am Nothwendigsten Mangel. Um den schreiendsten Uebelständen abzuhelfen, und zugleich um den Curatklerus aus der Knechtschaft der Bischöfe zu befreien, wünschte Cavour die Gehälter der niedern Weltgeistlichkeit auf ein Minimum von 500 Francs zu bringen. Um die Mittel dazu — 1 Million Francs — flüssig zu machen, sollten alle geistlichen Orden, mit Ausnahme derer, die sich dem Unterricht und der Krankenpflege widmeten, aufgehoben und ihre Güter nach dem Aussterben der bisherigen Klosterbewohner zu jenem Zwecke verwandt werden.

Digitized by Google

Während die radicale Partei den Antrag als eine zahme, halbe Maßregel verurtheilte, entfesselte sich der dumpfe Groll, den die Pfaffenpartei seit Jahren gehegt und geschürt hatte, zu einem wilden Sturm der Leidenschaft. Von den Kanzeln riefen die Priester das Volk zum Kampfe für die bedrohte Religion der Väter gegen die ketzerischen Minister auf; die gehässigsten Verleumdungen gegen Cavour wurden verbreitet; am Hofe intriguirten Prälaten, Beichtväter und fromme Damen; die klerikale Rechte der Deputirtenkammer verkündete unter Augenverdrehen und Händeringen den nahen Untergang des Landes; selbst ein Theil des rechten Centrums fiel von Cavour ab. Noch schärfer und bitterer war die Opposition im Senat, wo Cavour mit durchsichtiger Klarheit und kaustischer Schärfe den erstaunten Senatoren die Grundlagen einer gesunden Nationalökonomie begreiflich zu machen versuchte, die Grenzen des Eigenthumsrechtes nachwies und zeigte, daß das Kirchengut kein wirkliches Eigenthum, daß seine Immobilisirung der Gesellschaft verderblich sei. Dergleichen Gründe machten auf die hohe Versammlung nicht den entsprechenden Eindruck. Der Marschall Latour drohte mit der Intervention der Mächte im Namen der Religion. „Gegen eine solche Doctrin", rief Cavour entrüstet, „protestire ich aus allen Kräften; ich erkläre, daß der ehrenwerthe Marschall eine politische Ketzerei begangen hat, indem er ein Interventionsrecht der fremden Mächte namens der Religion in innern Fragen verkündet. Als Minister des Auswärtigen weise ich entschieden einen Satz zurück, der den Rechten und der Würde des Landes zu nahe tritt!"

Während der Kampf am heftigsten tobte, traf ein furchtbarer Schlag die piemontesische Königsfamilie. Die Königin-Mutter, der Herzog von Genua, Bruder des Königs, die junge Gemahlin des letztern starben innerhalb weniger Tage. Der Klerus deutete triumphirend auf die schnelle Strafe Gottes für den versuchten Abfall von seiner Kirche. Die sterbende Mutter hatte dem tieferschütterten Sohne das Versprechen abgenommen, nochmals den Weg der Versöhnung mit Rom zu betreten. Victor Emanuel war einen Augenblick dazu entschlossen. Die Bischöfe erboten

Digitized by Google

sich, die zur Verbesserung der Pfarrgehälter erforderliche Million aus kirchlichen Mitteln zu beschaffen. Cavour reichte mit dem ganzen Ministerium seine Entlassung ein. Aber Massimo d'Azeglio, hier wie immer bereit, frei von jedem kleinlichen Groll und Neid das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit für die gute Sache in die Wagschale zu werfen, wies den König freimüthig und energisch darauf hin, daß die Pietät gegen die Verstorbene eine Grenze finde an den Pflichten des Herrschers gegen sein Land. Die öffentliche Stimme sprach sich entschieden für das Gesetz aus; die Universität Turin erklärte mit Rücksicht auf jenes bischöfliche Angebot: das Gesetz ist nicht verkäuflich. Der König rief Cavour zurück und ratificirte den von beiden Kammern angenommenen Gesetzentwurf über die Klostergüter.

„Wenn ich Kinder hätte, so erkläre ich feierlich, daß ich sie nie einem Kloster zur Erziehung übergeben würde", hatte Cavour in der Debatte über das Gesetz ausgerufen. In die Zeit der höchsten Aufregung dieses Kampfes fällt eine Episode, die uns beweist, daß er bei alledem nie aufhörte, ein gläubiger Katholik zu sein. Das Schicksal Sante-Rosa's vor Augen, ließ er einen Mönch rufen, der sein Vertrauen besaß. Bruder Jacob versprach ihm, was er verlangte: die Ertheilung der Sakramente auf dem Sterbebett. Er hat sein Wort gehalten.

Nach erfochtenem Siege begab sich Cavour auf kurze Zeit nach Leri. „Nach einem erbitterten, im Parlament, in den Salons, am Hofe wie auf der Straße durchgefochtenen Kampfe, der durch eine Menge schmerzlicher Ereignisse noch peinlicher gemacht wurde, fühle ich mich in meinen geistigen Kräften erschöpft und gezwungen, mich durch einige Tage Ruhe wieder aufzufrischen." Mehr als wenige Tage bedurfte es bei seinem federkräftigen Körper und Geist nicht, die Spuren der gewaltigsten Kämpfe zu verwischen. Eine Woche später finden wir ihn in seinem Hotel in Turin wieder in voller Thätigkeit. De la Rive schildert uns seinen Arbeitstag. Um 4, spätestens 5 Uhr stand er auf und arbeitete bis 9 Uhr in seinem Cabinet, theils mit Studien, theils mit amtlicher oder Privatcorrespondenz beschäftigt, auch wol Bittsteller oder vertraute politische Freunde empfangend.

Digitized by Google

Alle Briefe schrieb er eigenhändig, nur die officiellen Actenstücke dictirend. Nach einem leichten Frühstück begab er sich zu Fuß raschen Schrittes in die Bureaux des Ministeriums, unterwegs von allen Begegnenden gegrüßt, mit manchem Bekannten Gruß und Scherz austauschend. Im Ministerium las er die eingelaufenen Depeschen, durchlief die Journale, machte die Runde in den Bureaux, beaufsichtigte die Beamten und hielt officiellen Empfang. Dann begab er sich zum König, in den Ministerrath, den Senat oder die Deputirtenkammer. Bevor er nach Hause zurückkehrte, pflegte er seiner geliebten Nichte, der Gräfin Alfieri, einen Besuch zu machen, um in vertraulichem Geplauder mit ihr die Sorgen und Gedanken des Staatsmannes für einen Augenblick zu vergessen. Um 6 Uhr speiste er mit seinem Bruder zu Mittag und zog sich dann in sein Cabinet zurück, in dessen Papierwüste er einen leeren Sessel suchte, eine Cigarette anzündete und sich endlich einem kurzen Schlummer überließ. Dann ging es von neuem an die Arbeit, die nur zuweilen durch den Besuch des Theaters, das er sehr liebte, selten und ungern durch die Theilnahme an einer Gesellschaft unterbrochen wurde. Schon vor Mitternacht, zu einer für die höchsten Kreise Turins unerhört frühen Stunde, suchte er sein Lager auf.

Mit dem Jahre 1855 nahm die officielle Thätigkeit Cavour's eine veränderte Richtung. Bisher war er nur bedacht gewesen, die dem Lande durch die Stürme von 1848 und 1849 geschlagenen Wunden zu heilen, die neue organische Gesetzgebung des constitutionellen Königreichs vollständig zu entwickeln, endlich das Volk durch Bildung, Bereicherung, Kräftigung und Bewaffnung geschickt zu machen, bei dem großen nationalen Befreiungswerke, das ihm stets vor Augen stand, den Reigen zu führen und damit zugleich das in Europa bei den Völkern wie bei den Cabineten herrschende Vorurtheil praktisch zu widerlegen, daß die Italiener, außer Stande sich selbst zu regieren, so wenig die Freiheit wie die Knechtschaft zu ertragen vermöchten. Von widrigen Umständen verzögert, war die Erreichung dieses hohen Ziels natürlich in den wenigen Jahren nicht vollständig möglich gewesen,

Digitized by Google

und Cavour hat bis zum Ausbruch des österreichischen Kriegs unabläſſig daran fortgearbeitet. Aber zugleich drängten jetzt die Ereigniſſe zum Handeln nach außen; es galt, dem kleinen Staat, der ſich ſchon durch ſeine conſtitutionelle Feſtigkeit, ſeine Mäßigung und Würde fremden Anmaßungen gegenüber die Achtung der freien Völker Europas errungen hatte, für den unausbleiblichen Conflict der Zukunft mächtige Bundesgenoſſen zu ſichern und ihm Sitz und Stimme im Rathe der europäiſchen Großmächte zu verſchaffen.

Schon im Jahre 1853 hatte Cavour Gelegenheit gefunden, den alten Zwiſt mit Oeſterreich auf ſehr günſtigem Terrain zu erneuern. Eine unſinnige mazziniſtiſche Revolte in Mailand hatte der kaiſerlichen Regierung den Vorwand geliefert, um die Güter der ohne Paß im Auslande lebenden Lombardo-Veneter mit dem Sequeſter zu belegen, diejenigen nicht ausgeſchloſſen, welche bereits Unterthanen Victor Emanuel's geworden waren. Die Ausdehnung der Maßregel auf dieſe letztern rief den Unwillen ganz Europas und von ſeiten der ſardiniſchen Regierung außer der Zurückberufung ihres Geſandten einen energiſchen Proteſt hervor, in deſſen Stiliſirung uns der Miniſterpräſident unverkennbar entgegentritt. „Kein Intereſſe der innern Sicherheit", hieß es darin, „konnte den Gebrauch illegaler Mittel und Maßregeln rechtfertigen, Oeſterreich geſtatten, das Völkerrecht zu verletzen, eine Seite aus dem eigenen Geſetzbuch zu reißen, die feierlichſten Verſprechungen zu verleugnen, wohlerworbene Rechte zu misachten, einen neuerdings unterzeichneten und von Sardinien mit gewiſſenhafter Treue beobachteten Vertrag zu vernichten und ſo die revolutionären Grundſätze ſelbſt zu befolgen, die jede geſetzmäßige Regierung den Beruf hat zu bekämpfen und zu unterdrücken, weil ſie die Grundlage der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft unterwühlen."

Die öſterreichiſche Regierung, ergrimmt über „dieſe Unverſchämtheit", führte vergeblich bittere Klage in London, Paris und Petersburg, zugleich die alte Anſchuldigung der unaufhörlichen Wühlereien Piemonts wiederholend: von allen Seiten wünſchte man Cavour Glück zu der von ihm eingenommenen Haltung,

Digitized by Google

die, ohne Oesterreich einen Vorwand zur Erneuerung des Kriegs zu geben, dem beleidigten Rechtsgefühl einen ebenso energischen wie berechtigten Ausdruck lieh.

Aber schon im folgenden Jahre traten Ereignisse ein, welche Oesterreich das verlorene Terrain doppelt wiederzugeben drohten. Im März 1854 hatten die Westmächte das Offensiv- und Defensivbündniß mit der Türkei abgeschlossen, den Krieg an Rußland erklärt. Ihre Verhandlungen mit Oesterreich schienen nahe daran, zu dem gewünschten Ergebniß zu führen. Kam diese Allianz zu Stande, so war es mit einer Begünstigung der italienischen Interessen seitens der Westmächte für lange Zeit vorbei; ja, es war nicht unmöglich, daß England und Frankreich als Preis der österreichischen Hülfe die Garantie seiner italienischen Besitzungen übernahmen. Cavour's scharfes Auge übersah mit Einem Blicke die Gefahren der Lage. Sein Entschluß war alsbald gefaßt. Es galt, Oesterreich zuvorzukommen und dasselbe durch den raschen und unbedingten Anschluß Sardiniens an die Westmächte womöglich von der Theilnahme an einem Kriege zurückzuhalten, in dem es Seite an Seite mit seinem gehaßten und verachteten Gegner fechten mußte. Zugleich hielt er es für höchst wichtig und schwerer Opfer werth, das Banner Sardiniens, seit 1848 zugleich das dreifarbige (grün-weiß-rothe) Banner Italiens, auf den europäischen Schlachtfeldern zu entfalten. Der Gedanke, in seiner großartigen Kühnheit Cavour's würdig, war in der That sein Eigenthum, keineswegs, wie man behauptet hat, von England eingegeben. Aber es kostete einen langen Kampf, ehe er ihn nur seinen Collegen annehmbar machen konnte. „Mein ganzes Cabinet", sagte er zu der Gräfin Alfieri, „ist diesem Plan feindlich; selbst Rattazzi und Lamarmora (der Kriegsminister) sprechen von ihrem Austritt. Aber der König ist für mich, und wir werden den Sieg davontragen." Und so war es. Die andern Minister fügten sich; nur der des Auswärtigen, General Dabormida, beharrte bei seinem Austritt.

England wünschte ein piemontesisches Hülfscorps unter Lord Raglan's Befehlen in seinen Sold zu nehmen, um die großen

Digitized by Google

Lücken auszufüllen, die der Krieg in die Reihen seiner Soldaten gerissen hatte. Daran hatte Cavour kein Interesse. Nur wenn Sardinien als gleichberechtigte Macht neben England und Frankreich auftreten und so gewissermaßen zugleich die Existenz Italiens als einer europäischen Macht documentiren konnte, war die Sache der großen Opfer werth, die gebracht werden mußten. Das englische Cabinet gab nach; „die Subsidien" wurden in ein von England garantirtes Anlehn verwandelt. Geheime Artikel in Bezug auf das österreichische Sequester und die Garantie der Unabhängigkeit Piemonts gab Cavour auf, weil Oesterreich, das Kunde davon bekommen, in London und Paris dagegen protestirte.

Im December 1854 wurde der Vertrag, dessen Hauptpunkt die Absendung eines piemontesischen Heeres von 15000 Mann in die Krim feststellte, unterzeichnet. Aber damit war erst die Hälfte der Schwierigkeiten überwunden. Ein hitziger Kampf erhob sich im Parlament wie in der Presse. Die ministerielle Majorität selbst war überrascht und unzufrieden. Die Rechte erhob sich wie ein Mann gegen den Vertrag. Die bedrängte finanzielle Lage, die Unnöthigkeit der verlangten Opfer für eine fremde Sache, an der Piemont kein directes Interesse habe; die Nutzlosigkeit dieser Opfer für die Sache selbst, da die wenigen piemontesischen Regimenter nichts entscheiden könnten: das waren die bequemen und handgreiflichen Argumente der Conservativen, während die Linke über Verrath schrie, weil man sich mit Oesterreich gegen das Italien nicht feindliche Rußland verbinde. Cavour's Stellung war um so schwieriger, als er seine wahren Gründe nur versteckt andeuten durfte: er handelte als italienischer Staatsmann, und durfte doch nur als Minister Piemonts reden. Nur durch die Aufbietung seines ganzen persönlichen Einflusses gelang es ihm, die Genehmigung des Vertrags mit einer Mehrheit von 30 Stimmen durchzusetzen. Napoleon und die österreichischen Staatsmänner blickten tiefer. „Das ist ein vor unsern Ohren abgefeuerter Pistolenschuß", rief einer der letztern, als er die Nachricht von dem Vertrage erhielt.

Digitized by Google

Mit gewohnter Energie betrieb Cavour in größter Schnelligkeit die nothwendigen Vorbereitungen, und bemühte sich aufs lebhafteste für eine tüchtige und zweckmäßige Ausrüstung der Expedition. Auf dem Schlachtfelde von Marengo übergab der König dem abziehenden Heere die Fahnen, ihm Ruhm und Ehre verheißend.

Die Prophezeihung wollte sich anfangs nicht erfüllen. Die Cholera decimirte das kleine Heer, und es dauerte lange, bis sich die Gelegenheit zu einer glänzenden Waffenthat bot. Endlich kam sie jedoch; Jubel begrüßte die Botschaft von der Schlacht bei Traktir, und sofort trat die öffentliche Meinung des leicht beweglichen kriegerischen Volks auf die Seite des kühnen Ministers.

Es galt nun, das gewonnene Terrain nicht wieder zu verlieren und die auf dem Schlachtfelde geschlossene Waffenbrüderschaft auf das diplomatische Gebiet zu übertragen. Ein persönlicher Besuch Victor Emanuel's in Paris und London sollte das gute Verhältniß zwischen den Dynastien wie den Cabineten ostensibel machen. Anfangs wollte Cavour den König nicht begleiten, um der Reise nicht einen allzu ausgesprochenen politischen Charakter zu geben, entschloß sich aber auf Andringen seiner Collegen und des Königs selbst endlich dazu; unter der Bedingung, daß Massimo d'Azeglio mitgehe, als Beweis für die auswärtige Diplomatie, „daß wir nicht von der revolutionären Seuche angesteckt sind" — als „Blitzableiter", wie d'Azeglio selbst meinte.

In Paris und London hatte Cavour mehrere eingehende Unterredungen mit den bedeutendsten Staatsmännern beider Länder über die politischen Zustände Italiens. An wohlfeilen Sympathieergüssen ließen es die Engländer sowenig fehlen wie die Napoleoniden. Der rothe Prinz wäre gern weiter gegangen; aber der Kaiser verstieg sich, nach einer langen vertraulichen Conferenz mit dem Könige, nicht höher als zu der achselzuckenden Frage: „Que peut-on faire pour l'Italie?"

In der That hatten die Westmächte nicht Lust, sich Oesterreich gegenüber, mit dem die Verhandlungen endlich einem günstigen Abschlusse nahe waren, zu compromittiren. War es doch

Digitized by Google

vor allem die immer drohender werdende Haltung dieses Kaiserstaats, welche Alexander II. jetzt bewog, die Hand zum Frieden zu bieten. Unter diesen Umständen war zu erwarten, daß Oesterreich einen bedeutenden Einfluß auf dem zu eröffnenden Friedenscongresse ausüben werde. Was konnte das kleine Sardinien dagegen in die Wagschale werfen? Cavour's Wechsel auf die Zukunft wurden von der Diplomatie nicht acceptirt.

In Piemont herrschte Bestürzung und Unzufriedenheit über die rasche Beendigung des Kriegs und die vergeblich gebrachten Opfer. Die Früchte der kühnen Politik Cavour's schienen verloren. In der That war er anfangs selbst so sehr davon überzeugt, daß er durchaus keine Lust zeigte, selbst wieder nach Paris zu reisen. „Wozu auf den Congreß gehen, um da wie Kinder behandelt zu werden?" rief er aus. Als aber Massimo d'Azeglio das schon angenommene Amt als Vertreter Sardiniens niederlegte, erklärte Cavour dem Könige seine Bereitwilligkeit, trotz der zahllosen Geschäfte, die ihn in Turin zurückhielten und trotz seines entschiedenen Widerwillens, den Diplomaten zu spielen.

Zunächst galt es, dem Proteste Oesterreichs gegen die Zulassung einer Macht zweiten Ranges und der entgegenstehenden diplomatischen Tradition gegenüber die gleiche Berechtigung mit den tagenden Großmächten zu erlangen. Die letztern waren einen Augenblick unentschlossen; da aber Frankreich und England kein Interesse hatten, Piemont auszuschließen, und Rußland allem gern beistimmte, was Oesterreich unangenehm war, ward letzteres überstimmt und Sardinien zur Theilnahme im Sinne Cavour's, d. h. mit voller Gleichberechtigung, eingeladen.

Schon zu Ende des Jahres 1855 hatte Cavour eine Note an die Westmächte gerichtet, in welcher er auf die Nothwendigkeit hinwies, die italienische Frage auf dem Congresse zur Sprache zu bringen. Der Ausgang des Krimkriegs werde offenbar nur Oesterreich zugute kommen, und es sei demnach, bei der Vergrößerung dieser Macht im Orient, offenbar an der Zeit, die Stellung derselben in Italien zu Gunsten des europäischen Gleichgewichts zu reguliren. Ein kurz nachher an Napoleon

Digitized by Google

eingesandtes lichtvolles und inhaltreiches Mémoire, wahrscheinlich auf Cavour's Veranlassung von Massimo d'Azeglio verfaßt, setzte dem Kaiser die traurige Lage der Halbinsel auseinander und schlug als vorläufiges Palliativ die administrative Trennung der Romagna und der Legationen von Rom, sowie die Zurückziehung der österreichischen und französischen Garnisonen aus dem Kirchenstaate vor.

Kaum in Paris angelangt, suchte Cavour diesen Auseinandersetzungen in Conferenzen mit Lord Cowley, Graf Orloff und den Napoleoniden noch größeres Gewicht zu geben. Anfangs glaubte er günstige Resultate erzielt zu haben; es erwies sich aber bald, daß er zu sanguinisch gewesen war. Die Briefe an seinen Freund Castelli, den alten Collegen vom „Risorgimento", sind ein treuer Spiegel wechselnder Stimmungen, Hoffnungen und Befürchtungen. England war es weit mehr um ein festes Bündniß mit Oesterreich gegen Rußland zu thun, als darum, den erstern Staat durch Eingehen auf die italienischen Angelegenheiten vor den Kopf zu stoßen; der alte König von Westfalen und sein Sohn ließen es an Freundschaftsversicherungen nicht fehlen; der Kaiser verhielt sich kühl und zurückhaltend, zumal seit der Papst die Pathenschaft des neugeborenen kaiserlichen Prinzen angenommen hatte.

In den ersten Stadien des Congresses hielt sich Cavour im Hintergrunde, nur einfach und bestimmt seine Meinung abgebend, sobald er darum gefragt wurde. Als aber die Frage der Donaufürstenthümer auf das Tapet kam, warf er sich zu ihrem Sachwalter auf, befürwortete ihre Vereinigung und sprach mit solcher Klarheit, Energie und Sachkenntniß, daß er allgemeine Bewunderung erregte. Von da ab spielte er eine Hauptrolle bei den Verhandlungen; die Ausdehnung und Solidität seines Wissens, die Festigkeit seines Geistes, die Klarheit seiner Auseinandersetzungen, sein politischer Scharfblick und seine Geschäftsgewandtheit verliehen seinen Worten einen über die materielle Bedeutung des von ihm vertretenen Staats weit hinausreichenden Einfluß. Wie später sein großer deutscher College, setzte er die Diplomaten durch die unerhörte Geradheit und

Digitized by Google

Offenheit seiner Sprache in Erstaunen. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und die feine Urbanität seines Wesens gewannen ihm zugleich die Herzen, während die Ueberlegenheit seines Geistes die Köpfe auf seine Seite brachte.

Alle diese Erfolge hatten ihn jedoch seinem eigentlichen Ziele, der Discussion der italienischen Frage, noch nicht näher gebracht. Sein wol kaum sehr ernsthaft gemeinter Plan, die Herzoge von Modena und Parma nach Bucharest und Jassy zu verpflanzen, wurde natürlich verworfen. Der Congreß nahte seinem Ende. Cavour erklärte Walewsky und Clarendon, daß, wenn Piemont mit einer diplomatischen Niederlage aus dem Congreß hervorgehe, wenn gar nichts für Italien geschehe, die revolutionäre Partei die Oberhand gewinnen müsse und er nicht für die Folgen stehen könne. Das wirkte. Man lud Cavour zunächst ein, außerhalb des Congresses seine Ansichten über die Lösung der Frage betreffs der Romagna und der Marken zu entwickeln. Er that es in der Form einer an die Westmächte gerichteten Verbalnote, in welcher er seine Vorschläge vom Januar wiederholte und begründete. England und Frankreich erklärten sich principiell einverstanden, und Napoleon entschloß sich nun endlich, dem Andringen Cavour's zu willfahren. Am 8. April 1856 lenkte Walewski als Präsident des Congresses die Aufmerksamkeit der Versammelten auf den gefahrdrohenden Zustand Italiens, indem er mit dem Antrag schloß, eine Note an die Fürsten Italiens zu richten, um sie zu einer genauern Beobachtung der wiener Verträge und zu einem liberalern Regiment aufzufordern. Graf Buol protestirte energisch gegen jedes Eingehen auf diesen Gegenstand, erklärte den Congreß für incompetent und drohte mit dem Ausscheiden Oesterreichs. Cavour, als der Anwalt und Vertreter der italienischen Nation auftretend, zeichnete im Fluge ein scharfumrissenes Bild der politischen Lage der Halbinsel, indem er die Nothwendigkeit der Räumung der noch von fremden Truppen besetzten Landschaften, der Säcularisirung des Kirchenstaats und der radicalen Aenderung der neapolitanischen Wirthschaft darlegte. Lord Clarendon secundirte und bezeichnete die päpstliche Regierung als eine Schande für Europa, während

Digitized by Google

Walewski das neapolitanische Regiment brandmarkte. Buol, der anfangs jede Theilnahme an der Discussion verweigert hatte, konnte sich nicht länger halten und antwortete in gereiztem, leidenschaftlichem Tone. An und für sich hatte diese diplomatische Conversation freilich wenig zu bedeuten. Ein Beschluß wurde durch die Erklärung der österreichischen Gesandten, daß sie weder Instructionen noch Vollmacht für diesen Gegenstand hätten, verhindert. Aber Cavour's nächster Zweck war erreicht und das Resultat erzielt, welches er schon vorher in einem Briefe an Castelli bezeichnet hatte: „Wir gewinnen nichts Materielles, wohl aber die Anerkennung von seiten Frankreichs und Englands, daß der jetzige Zustand Italiens unerträglich ist und daß die Regeneration der Halbinsel allein von Piemont ausgehen kann." Er hatte die italienische Frage vor den europäischen Areopag gebracht, die Wunden Italiens vor aller Welt aufgedeckt, und Sardinien war als der Wortführer der italienischen Nationalinteressen anerkannt.

Als Cavour mit Lord Clarendon den Sitzungssaal verließ, sagte er: „Sie sehen, Mylord, von der Diplomatie ist nichts zu hoffen. Andere Mittel sind erforderlich, mindestens in Bezug auf den König von Neapel." Als Clarendon zustimmend antwortete, kündigte ihm Cavour seinen Besuch an, um sich über gemeinsame Maßregeln zu verständigen. Diese Zusammenkunft, die wenige Tage nachher stattfand, hat zu einem Misverständniß Veranlassung gegeben, das Cavour's Wahrheitsliebe noch im Grabe verdächtigen sollte. In einem 1862 veröffentlichten Briefe an Rattazzi theilte er seinem Collegen in Turin den Wortlaut der Unterhaltung mit. Clarendon, der im Falle eines Kriegs mit Oesterreich die Hülfe Englands versprochen haben sollte, erklärte alsbald entschieden, nie die ihm in den Mund gelegten Worte gesprochen zu haben, die allerdings schlecht zu den Erfahrungen paßten, welche Cavour alsbald in London machen sollte. Daß sich dieser im Sinne nicht getäuscht hat, machen andere sicher bezeugte Aeußerungen des englischen Ministers aus dieser Zeit mehr als wahrscheinlich. Clarendon war anfangs weiter gegangen, als er später vielleicht selbst, jedenfalls

Digitized by Google

viel weiter als Palmerston billigte. Jedenfalls berechtigt nichts, an eine absichtliche Täuschung und Fälschung zu glauben.

Auf Napoleon's Rath, dem eine kalte Douche für Cavour's glühenden Eifer wünschenswerth erscheinen mochte, ging dieser mit seinem Könige noch voll stolzer Hoffnungen über den Kanal. Die bittere Enttäuschung, die aus seinen londoner Briefen spricht, beweist besser als alles, in welchen Illusionen ihn Clarendon gewiegt hatte. Palmerston verhielt sich sehr kühl und zurückhaltend. Man war in London nicht gut auf Sardinien zu sprechen, das Rußland geschont, die Forderungen der Rumänen unterstützt, Oesterreich verdrießlich gemacht hatte und den europäischen Frieden aufs neue in Gefahr zu bringen drohte. Daß die Königin sehr liebenswürdig gegen Cavour war und Prinz Albert ihm seine Sympathien für Italien unverhohlen zu erkennen gab; daß die Evangelical Alliance und Lord Shaftesbury gegen Oesterreich donnerten und Lord Lyndhurst ihm ein „Speech pro Italia" im Oberhause verhieß, konnte für das entschiedene Fiasco bei dem allmächtigen Premier keinen Ersatz bieten.

Napoleon hatte seine Leute besser gekannt. Bei Cavour's Rückkehr empfahl er ihm dringend, Italien vor einem vorzeitigen Kriege mit Oesterreich zu behüten. Aber wenn auch der Zauberer und Geheimnißkrämer jede bestimmte Zusicherung ablehnte, hatte Cavour sich doch überzeugen können, daß der Kaiser den Krieg gegen Oesterreich wünsche und selbst beabsichtige, nur Tag und Stunde sich vorbehaltend.

Noch vor dem Besuche in England hatte Cavour den Bevollmächtigten der Westmächte einen Protest gegen die Uebergriffe Oesterreichs in Italien übergeben, eine öffentliche Anklageacte gegen den Kaiserstaat, in welcher Piemont die Sache Italiens vor dem Forum Europas plädirte, ein Schriftstück voll Klarheit, Schärfe und Kühnheit in unumwundener und undiplomatischer Sprache.

Als er vor seinen Collegen Paris verließ, war es den versammelten Diplomaten, als sei ein Gewicht von ihrer Brust gewälzt; selbst Walewsky äußerte gegen den toscanischen Gesandten, Marquis Nerli: „Monsieur de Cavour a fait beaucoup d'embarras, beaucoup trop." Freilich sprach der Minister

Digitized by Google

damit wol mehr seinen eigenen Gedanken als den seines kaiserlichen Herrn aus. Der große Störenfried aber behielt recht, als er mit demselben Scharfblick, der Louis Napoleon vor der Präsidentenwahl als künftigen Kaiser geschaut hatte, im März 1856 ausrief: „In drei Jahren werden wir einen tüchtigen Krieg haben", und auf die Erklärung der österreichischen Bevollmächtigten, daß sie nichts thun könnten, bemerkte: „Diese Hartnäckigkeit, die für den Augenblick zu Italiens Schaden ausschlägt, wird ihm dereinst desto vortheilhafter sein."

Ein neuer Stern erster Größe war am politischen Himmel Europas erschienen: darüber war bei Freunden und Feinden nach dem pariser Congresse nur eine Stimme. „Die Diplomatie verschwindet", klagte der alte Metternich; „es lebt nur noch ein einziger Diplomat in Europa — leider ist er unser Gegner: Herr von Cavour"; und Pius IX. äußerte in einem Gespräch: „Hätte ich einen so großen Minister wie den Grafen Cavour, ich hätte Lust, auch constitutionell zu werden."

Aber was nützte dieser Ruhm seinem Lande? Cavour war „ohne ein Herzogthum in der Tasche" zurückgekommen; die großen Opfer an Geld und Menschen — 2000 Krieger und 80 Millionen Franken — hatten nicht den geringsten materiellen Vortheil gebracht. Und doch würdigte die italienische Nation mit feinem Instinct den erfochtenen Sieg, und trotz der heftigen Declamationen der radicalen Principienreiter begleitete rauschender Beifall von den Bänken der Kammer wie von den Tribünen die Worte des Ministers, als er im Parlament darauf hinwies, daß zum ersten male seit dem Frieden von Utrecht eine Macht zweiten Ranges mit gleichen Rechten wie die Pentarchie über die europäischen Angelegenheiten berathen und beschlossen, daß die Sache Italiens einen großen Schritt vorwärts gethan habe, indem die gerechten Beschwerden der Nation, offen vor Europa zur Sprache gebracht, von der öffentlichen Meinung aller Unbetheiligten anerkannt worden seien. Das verwegene Wort, daß von einem Augenblick zum andern ein Zusammenstoß mit Oesterreich erfolgen könne, von den Staatsweisen des Auslandes als

Digitized by Google

halber Wahnsinn betrachtet, wurde von den italienischen Patrioten aller Parteien mit Enthusiasmus begrüßt. Neapel, Rom und viele andere Städte prägten Medaillen mit dem Bildniß des kühnen Vertreters der nationalen Idee und der Rechte Italiens; Florenz sandte eine Büste Cavour's, unter der die Worte standen, welche Dante dem Farinata degli Uberti in den Mund legt: „Colui che la difese a viso aperto." Von diesem Augenblicke an war es mit der Apathie und dem Pessimismus, welche der unglückliche Ausgang der Kriege und Revolutionen von 1848—49 erzeugt hatte, gründlich zu Ende. Hoffnungsvoll wandten sich die Blicke aller Patrioten auf Piemont und seinen großen Minister; es begann eine neue großartige Bewegung der Geister, „die Verschwörung des italienischen Volks mit dem Leiter der sardinischen Regierung", und zugleich eine geräuschlose Auswanderung vieler der edelsten Patrioten nach dem Staate, den man früher kaum als italienisch hatte anerkennen wollen; Turin, wenn noch nicht die Hauptstadt Italiens, wurde von jetzt an die Hauptstadt der Italiener. Die nationalliberale Partei wuchs rasch und mächtig im Schatten ihres großen Führers empor. Selbst aus dem radicalen Lager gingen die Besten zu Cavour über und erhoben die Nationalfahne mit dem savoyischen Kreuze. Der edle Manin, der letzte Sproß der Dogen von Venedig, der muthige Vertheidiger der Lagunenstadt von 1849, in dem der republikanische Gedanke gleichsam verkörpert erschien, erklärte sich laut für das einige Italien unter der savoyischen Dynastie. „Schaffet Italien, ihr Fürsten des Hauses Savoyen, und ich bin mit euch — wo nicht, nicht. Unabhängigkeit und Einigung sei unser Wahlspruch!" Mazzini und seine Presse schrien über Abfall und Verrath; aber mit dem edeln Marchese Trivulzio-Pallavicini, dem verehrten Märtyrer vom Spielberge, schloß sich der beste Kern der republikanischen Partei dem ehrwürdigen Führer an, der in Manifesten und Flugschriften voll glühender Beredsamkeit in kühner, gedrungener Sprache die ganze Nation, ohne Unterschied der Parteien, zu gemeinsamer Arbeit für Einheit und Freiheit unter Piemonts Leitung berief. Zu Manin und Pallavicini gesellte sich als dritter der Sicilianer La Farina,

Digitized by Google

in den folgenden Kampfesjahren oft Cavour's rechte Hand, der Vermittler zwischen ihm und der thatenlustigen Jugend des Volks, bereit, wie Cavour selbst, wo es das Wohl des Vaterlandes galt, mit dem bösen Scheine auch Schmach und Verleumdung zu erdulden. Unbeirrt von dem giftigen Hohne der Mazzini und Guerrazzi, die nur in geheimen Conventikeln und dem Dolche des Verschwörers das Heil Italiens erblickten, unbeirrt von den auf Andeutungen einer bevorstehenden Annexion Savoyens in halbamtlichen französischen Blättern gestützten Warnungen vor dem „Verräther" Cavour, wie ihn der eitle Phrasenheld Montanelli, 1848 der gefeierte Erfinder der Costituente italiana, nannte, gründeten sie, in geheimem Einverständniß mit dem Leiter der piemontesischen Politik, im Sommer 1857 den italienischen Nationalverein mit der Devise: „Unabhängigkeit, Einigung und Haus Savoyen", der eine bedeutende Rolle in der Geschichte der nächsten Jahre zu spielen berufen war.

Nicht geringer war die Wirkung von Cavour's Auftreten und Erfolgen im Lager der Feinde des einigen und freien Italiens. Die Rede vom 6. Mai, in welcher er die Interpellation Buffa's über die Conferenz vom 8. April beantwortete, war nicht minder als seine ganze Haltung auf dem pariser Congresse eine moralische Kriegserklärung gegen Oesterreich und seine italienischen Vasallen, eine Drohung gegen die barbarische Willkürherrschaft im Kirchenstaate und den beiden Sicilien. Von den kleinen Höfen und Diplomaten in Florenz und Modena ertönte ein vielstimmiges: „Steinige! steinige!" gegen den Frechen, der es gewagt hatte, sich als Vertreter Italiens zu geberden und die legitimen Regierungen vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung Europas anzuklagen. Kaiser Franz Joseph und sein Minister Buol wären ohne Zweifel gern den Bitten Franz' V. von Este gerecht geworden und hätten diese Anklagen mit einer Kriegserklärung beantwortet. In der That konnte ihnen niemand zumuthen, Bestrebungen, die offen auf die Vernichtung ihrer directen wie indirecten Herrschaft in Italien gerichtet waren, ruhig zuzusehen, es geduldig zu ertragen, wie man sie vor Europa an den Pranger stellte und offen und heimlich die Mittel vor-

Digitized by Google

bereitete, sie bei der ersten günstigen Gelegenheit über die Alpen zu treiben. Aber das quos ego der Westmächte, zumal Frankreichs, verbot eine gewaltsame Lösung. So begnügte man sich in Wien zunächst mit einer heftigen Protestnote gegen die piemontesische Regierung, die allen Unruhstiftern Stütze und Schutz gewähre, um ihre Kriegsmaschinen gegen die Existenz der legitimen Regierungen in Italien zu richten, und insbesondere gegen Cavour, der „an die Leidenschaften und an die Mächte der Zerstörung appellire". Und als bald nachher die beschlossene neue Befestigung Alessandrias und Casales Cavour's Absichten noch deutlicher hervortreten ließ, als er die von der Nationalsubscription, zumal von Italienern im Auslande, auf Manin's Betrieb herbeigeschafften 100 Kanonen für Alessandria dankend annahm, erwiderte das wiener Cabinet „diese Provocation" mit der Drohung, die diplomatischen Beziehungen mit Turin abzubrechen. Nichts konnte Cavour gelegener kommen: er antwortete mit der sofortigen Abberufung des piemontesischen Gesandten aus Wien.

Aber sowenig die Westmächte geneigt waren, Oesterreich zu gestatten, den letzten unabhängigen und constitutionellen Staat der Halbinsel mit der Wucht seiner Uebermacht zu erdrücken und seinen Einfluß wieder in ganz Ober- und Mittelitalien zu alleiniger unbedingter Geltung zu bringen, sowenig war man doch andererseits in London wie in Paris mit dem kühnen Agitator in Turin einverstanden. Walewski und Palmerston sprachen sich scharf misbilligend über Cavour's Parlamentsrede vom 6. Mai und die kriegerischen Gelüste Sardiniens aus. Dazu kamen neue Verschiebungen der diplomatischen Verhältnisse. England und Frankreich hatten, nachdem König Ferdinand II. ihre Mahnungen zur Milderung seines tyrannischen Regiments scharf zurückgewiesen, die diplomatischen Beziehungen mit Neapel abgebrochen. Mit feinem Tact weigerte sich Cavour, ihnen auf einem Wege zu folgen, der in einer Sackgasse enden mußte. England hatte sich seit der Beendigung des Krimkriegs, seiner alten Politik treu, wieder Oesterreich genähert, während seine Beziehungen zu Frankreich eine merkliche Abkühlung erfuhren.

Digitized by Google

Der Fall Palmerston's und das neue Torycabinet begünstigte diese Wendung. Schon mit Piemont unzufrieden, weil Cavour auf dem pariser Congresse so lebhaft für die Union der Donaufürstenthümer plädirt hatte, wurde die englische Regierung noch mehr dadurch gereizt, daß er sich in den verschiedenen Streitfragen, die aus dem pariser Frieden hervorwuchsen, fast immer auf die Seite Rußlands gegen Oesterreich stellte. Cavour wußte auch hier, was er that. Jeder Feind Oesterreichs mußte sein Freund werden. Deshalb pflegte er die neuen freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland, um so mehr, als sich auch zwischen Frankreich und der nordischen Macht ein besseres Verhältniß herzustellen begann. Am liebsten hätte Cavour freilich mit England ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen. Aber was er, was Italien bedurfte, um zum Ziele zu gelangen, die wuchtige materielle Unterstützung eines Großstaats im Kriege, war nie und nimmer Oesterreich gegenüber von England zu erwarten. Deutschland war außer Frage; so blieb Frankreich sein einziges Augenmerk, und wo die Interessen der beiden Westmächte auseinandergingen, konnte für Cavour kein Zweifel bestehen, auf wessen Seite er sich zu schlagen habe.

Seit dem pariser Congresse stand Cavour in directem Briefwechsel mit den Tuilerien; er wußte, daß Napoleon, von alten Sympathien getrieben, von seinem Vetter in gleichem Sinne bestürmt, von der Idee des Nationalitätsprincips erfüllt, gegen Oesterreich aufgebracht, die erste Gelegenheit benutzen würde, wie sein großer Oheim, diesen Staat in den Ebenen der Lombardei zu bekriegen und seinen dominirenden Einfluß auf der Halbinsel zu brechen. Vermied der vorsichtige und unentschlossene Mann auch jetzt noch jede bestimmte Zusicherung, so war Cavour doch hinlänglich von dem endlichen Resultat überzeugt, um dem französischen Gesandten gegenüber, über dessen Kopf hinaus die Verhandlungen stattfanden, auf die Abmahnungen gegen seine Politik, statt aller Antwort achselzuckend auf die Handschrift seines Kaisers zu deuten, als wolle er sagen: „Sparen Sie Ihren Athem, ich bin besser unterrichtet als Sie selbst."

Aber Napoleon warnte dringend vor jeder Uebereilung, das

Digitized by Google

englische Cabinet in fast drohendem Tone vor jeder aggressiven Politik Oesterreich gegenüber. Die höchste Vorsicht war geboten. Vor allem galt es, den Beweis zu liefern, daß die sardinische Regierung und Politik nichts mit dem revolutionären Treiben der mazzinistischen Secte gemein habe. „Um Gottes willen keine moti di piazza", wird Cavour nicht müde, in seinen Briefen an La Farina und Pallavicini zu wiederholen; „vorzeitige Ausbrüche könnten den ganzen großen Plan, an dem ich seit Jahren arbeite, zu nichte machen." Aber während er über die unsinnigen Aufstandsversuche der republikanischen Partei, welche im Jahre 1857 Neapel und Sicilien, Livorno und Genua beunruhigten, mit ungeheucheltem Zorne sein entschiedenes Verdammungsurtheil aussprach, dienten sie ihm zugleich der Diplomatie gegenüber als schlagende Illustrationen zu seiner Schilderung der italienischen Zustände auf dem pariser Congresse.

Mit seinen Bündnißanträgen „auf nationaler und reformatorischer Grundlage" bei den Regierungen von Florenz und Neapel ging Cavour wol nur auf eine Idee des französischen Kaisers ein, um ihm und der Welt zu beweisen, daß hier auf friedlichem und freundlichem Wege nichts auszurichten sei. Von beiden Höfen erfolgte, wie er vorausgesehen, eine hochmüthige Abweisung. In Lombardo-Venetien lieferte Oesterreich selbst sehr wider Willen dem Feinde neue Waffen in die Hand. Von dem Torycabinet gedrängt, welches die oberitalienischen Verhältnisse noch gründlich falsch beurtheilte, hatte der Kaiser beschlossen, den Weg der Versöhnung und der Reformen zu betreten. Eine Amnestie ward erlassen, die administrative Autonomie in Aussicht gestellt; der milde Erzherzog Maximilian sollte als Vicekönig die Herzen gewinnen. Franz Joseph selbst kam nach Mailand; man hatte seitens der Behörden alles aufgeboten, für seinen Einzug eine Ovation zu Stande zu bringen. Vergebens! wie vor zehn Jahren ertönte der Ruf: „Hinaus mit den Oesterreichern!" von allen Seiten. Nicht freiere Bewegung: nationale Unabhängigkeit war die Parole. Die officielle und officiöse Presse in Mailand und Venedig tobte gegen die freche Zügellosigkeit der piemontesischen Regierung, welche dieser Gesinnung

Digitized by Google

in ihren Staaten nicht nur offenen Ausdruck gestatte, sondern dieselbe geradezu provocire und in ihren Organen damit vorangehe. Cavour antwortete ruhig und würdevoll. „Lenker eines italienischen Staats, wissen wir, daß wir ebenso verpflichtet wie berechtigt sind, durch jedes ehrenhafte Mittel das Wohl Italiens zu fördern. Weder Beleidigungen noch Drohungen werden uns dieser Ueberzeugung abwendig machen; den angedeuteten Gefahren werden wir nöthigenfalls mit entschlossenem Muthe entgegenzutreten wissen."

Die angestrengte, fast fieberhafte diplomatische Thätigkeit verhinderte den großen Staatsmann nicht, im Innern alles unablässig für die nahende Katastrophe vorzubereiten. Nicht ohne hartnäckigen Widerstand seitens der reactionären wie der radicalen Partei war die kostspielige Neubefestigung „der beiden Ausfallsthore gegen Oesterreich", Alessandria und Casale, beschlossen. Stärker noch war die Opposition gegen die Verlegung des Kriegshafens von Genua nach La Spezia. Die radicalen und frondirenden Genuesen murrten, daß man ihnen dies wichtige Beförderungsmittel ihres Wohlstandes entziehen wolle. Die Feinde der Regierung spotteten, ängstliche Gemüther klagten über die thörichte Idee, die Marine in den äußersten von feindlichen Territorien eingeschlossenen Winkel des Staats zu verlegen. Cavour antwortete mit homerischem Gelächter über die Kurzsichtigkeit der einen, den Kleinmuth der andern.

Mit diesen dem Kriegszwecke unmittelbar gewidmeten Anlagen verbanden sich andere nicht minder großartige materielle Reformen. „Ich sehe nicht", rief Cavour mit gerechtem Stolze im Parlament aus, „daß je eine Nation so zahlreiche und bedeutende Verbesserungen zugleich ins Werk gesetzt habe." Die Durchbrechung des Apennins zwischen Turin und Genua, die Eisenbahnen bis an den Tessin, die Oesterreich nicht weiter zu führen wagte, der kühne Gedanke des Mont-Cenis-Tunnels, neue weitläufige Straßennetze auf der Insel Sardinien — dazu Zucht- und Arbeitshäuser, Kataster u. s. w.: das alles kam im Laufe weniger Jahre in einem nichts weniger als reichen Staate von 5 Millionen Einwohnern zur Ausführung. Den Zweifelnden und

Digitized by Google

Aengstlichen, den besorgten Finanzmännern antwortete der kühne Minister nicht nur mit dem Beweise, wie der Nationalreichthum durch seine reformatorische Handels-, Gewerbe- und Finanzpolitik zugenommen habe; er zog mit staunenswerther Offenheit wieder seinen Wechsel auf die Zukunft, der hier besser honorirt wurde als in Paris und London: die italienische Nation werde Piemont seine Opfer für die nationale Sache vergelten.

Im Herbst 1857 fanden Neuwahlen zur Deputirtenkammer statt. Die wiederholten Ausbrüche mazzinistischer Verschwörungen und Tumulte, vielleicht Cavour's kühne Politik selbst, hatten die Besitzenden erschreckt. Die Klerikalen und der mit ihnen verbundene reactionäre Adel, zumal Savoyens, die sich früher zurückgehalten hatten, glaubten den günstigen Moment gekommen, um in die Arena zu treten. Die gläubigen Wähler und ihre Frauen wurden im Beichtstuhl bearbeitet; der Papst hatte seine Priester ermächtigt, reichlich auf Himmel und Hölle zu trassiren, ja er hatte ihnen einen unbeschränkten Credit auf die andere Welt eröffnet. Das Resultat war eine Kammer, in der Dutzende von legitimistisch-klerikalen Marquis, Grafen und Baronen die Bänke der Rechten füllten. Die Regierung war überrascht, bestürzt. Dennoch verlor Cavour den Muth nicht. Er war überzeugt, daß die als Klerikale Eingetretenen als einfache Conservative herauskommen würden. Nicht einen Augenblick machte ihn der Ausfall der Wahlen irre an seiner Vorliebe für das parlamentarische System. „Die schlechteste Kammer", sagte er, „ist immer noch besser als die beste Camarilla." (La peggiore delle camere è preferibile alla migliore delle anticamere.) Dennoch verkannte er die Gefahr keineswegs. „Die leiseste Abweichung nach rechts oder links kann die Barke zum Umkippen bringen."

Zu den innern Gefahren, welche dem Schifflein der nationalen Politik den Untergang drohten, kam eine äußere dringendere, die Cavour's Genius zu einem Hebel und Ausgangspunkte für die glückliche Lösung seines Problems umschuf. Im Januar 1858 hatte das Attentat Felix Orsini's gegen das französische

Digitized by Google

Kaiserpaar Paris, Frankreich, Europa mit Schrecken und Abscheu erfüllt. In Rom, in Neapel, in Wien dagegen, in allen ultramontanen Cliquen und Kreisen herrschte Jubel. Italiener waren die Anstifter wie die Thäter; Felix Orsini, ein Exaltado, aber bisher keiner der schlimmsten, hatte sogar mit Cavour anzuknüpfen versucht. Jetzt war es vorbei mit der Verblendung Napoleon's; jetzt mußte auch er gegen die italienischen Revolutionäre, gegen Cavour, der ihnen ein sicheres Asyl bot, der die zügellose Presse schützte, der die ganze Nation in Aufregung hielt, rücksichtslos vorgehen. In der That ergingen sofort von Paris aus dringende Mahnungen an England, Belgien, die Schweiz und Piemont, ihrer mit der Ordnung und Ruhe Europas unvereinbaren unbedingten Gastfreundschaft gegen Meuchelmörder und Verschwörer Grenzen zu setzen. Sardinien erhielt noch ein besonderes „Avertissement" wegen der Zügellosigkeit seiner Presse. Den kleinen Staaten gegenüber fehlte es nicht an Drohungen, wenn man den Beschwerden der kaiserlichen Regierung nicht gerecht werde.

Cavour hatte schon 1856 von Paris aus nach Turin geschrieben: „Laßt die Radicalen mich und das Ministerium angreifen, ich flehe sie darum an, nur nicht den Kaiser!" Er erkannte sofort, daß etwas geschehen müsse, um die unentbehrliche Freundschaft Napoleon's nicht einzubüßen. Aber was? Sollte man das Asylrecht oder die Preßfreiheit beschränken? — Da wurde ein turiner Blatt, die „Ragione", welche Orsini mit Harmodius und Aristogeiton verglichen und den Königsmord als eine Großthat gepriesen hatte, von den Geschworenen freigesprochen. Einer solchen Thatsache gegenüber galt kein Zögern. Das Ministerium brachte einen Gesetzvorschlag ein, daß Preßvergehen gegen fremde Souveräne mit Gefängniß bestraft und die Geschworenen nicht wie bisher durch das Los gezogen, sondern von den Gemeindebeamten ausgewählt werden sollten. In einer seiner glänzendsten Kammerreden erfocht Cavour einen entscheidenden Sieg über die Coalition seiner radicalen und klerikalen Gegner. In raschen, markigen Zügen ein Bild der sardinischen Politik seit 1848 entwerfend, wies er nach, wie dieselbe stets

Digitized by Google

die Fahne der nationalen Unabhängigkeit und Ehre, wie die der Freiheit, hochgehalten habe.

„Die Geschichte beweist", fuhr er fort, „daß keine bedeutende politische Umwandlung, keine große Revolution in der materiellen Ordnung der Dinge sich vollziehen kann, wenn sie nicht vorher auf dem moralischen Gebiete, auf dem Felde der Ideen vorbereitet ist. Indem wir diese Veränderung" (den Umschwung der öffentlichen Meinung Europas betreffs Italiens) „zu unsern Gunsten in der Welt der Ideen bewirkten, haben wir mehr gethan, als wenn wir verschiedene Schlachten gewonnen hätten."

Aber mit Ideen allein siege man doch nicht im Kampfe gegen materielle Mächte. „Heute wie in den Tagen des großen Friedrich ist das Waffenglück auf seiten der großen Bataillone. Deshalb ist uns Frankreichs Bündniß unentbehrlich. Dies Bündniß aber ist ein Bündniß mit dem Kaiser. Der Kaiser sitzt fest auf dem Throne. Die französische Nation ist von allen Nationen des Erdkreises am wenigsten für eine Republik geschaffen. Außerdem sind die Republiken stets egoistisch; das hat auch die französische Republik Italien gegenüber 1849 gründlich bewiesen."

„Wir weichen keiner Pression von außen; es ist kein anderer Druck vorhanden, als der, welchem jeder ehrliche Mann weicht, der Druck unsers Gewissens."

Zum Schluß stellte er die Cabinetsfrage. Trotz des ungünstigen Berichts der Commission wurde die Vorlage mit überwältigender Majorität genehmigt.

Allerdings waren inzwischen neue Zeichen am politischen Horizont erschienen, wohl geeignet, die Kammern gefügiger zu machen. Der zweite Brief Orsini's an den Kaiser, dessen Echtheit nicht über jeden Zweifel erhaben ist, wurde in dem officiellen Organe der turiner Regierung veröffentlicht. Er enthielt neben den Aeußerungen lebhafter Reue die dringende Mahnung an Napoleon, die Sache Italiens zu der seinigen zu machen. Man wußte, daß der Kaiser, von vornherein geneigt dazu, auch den Grund, sich vor den Mordwaffen italienischer Fanatiker zu schützen, nicht unterschätzte. — In einem Circular an seine

Digitized by Google

Gesandten im Auslande hatte Cavour wieder die Offensive ergriffen und die Politik des Kirchenstaats und Neapels, welche das liberale Europa mit verzweifelten Verbannten und Flüchtlingen füllte, wie die unerträgliche Herrschaft Oesterreichs für die permanent drohenden Zustände Italiens und die politischen Verbrechen der „Sekten" verantwortlich gemacht. Er verhehlte seinen Freunden gegenüber nicht, daß er sich darin mit dem Kaiser in Uebereinstimmung wisse. Der Beweis sollte nicht lange ausbleiben.

Am 20. Juli 1858 fand auf einer mehrstündigen Spazierfahrt jene entscheidende Unterredung im lothringischen Bade Plombières statt, in welcher der gemeinsame Krieg gegen Oesterreich und die künftige Gestaltung Oberitaliens beschlossen wurden. Napoleon trat wieder mit seinem frühern Conföderationsproject hervor. Cavour wollte davon nichts wissen. So einigte man sich über das „Italien frei bis zur Adria", einen norditalienischen Staat mit 11 Millionen Einwohnern. Aber Napoleon, der, abgesehen von seinen italienischen Sympathien und Besorgnissen, den Krieg für nöthig hielt, um die Blicke seines Volks nach außen zu wenden, bestand auch auf einem materiellen Lohn für seine Hülfe. Cavour mußte sich mit schwerem Herzen dem kaiserlichen Ultimatum: Savoyen für Lombardo-Venetien, fügen. Daß die Abtretung Nizzas als Aequivalent für eine eventuelle Erwerbung der Po-Herzogthümer durch Sardinien schon in Plombières festgestellt sei, beruht wol nur auf einer spätern Conjectur. Das strengste Geheimniß ward verabredet. Nur der König und Villamarina, der Gesandte in Paris, waren im Vertrauen.

Auf der Rückreise von Plombières ließ sich Cavour in Baden-Baden dem Prinz-Regenten von Preußen vorstellen. Er wollte wissen, wie man hier die Lage Piemonts und die italienische Frage auffasse und wessen man sich im Falle eines Kriegs von Preußen zu versehen habe. Die unverhüllte Sympathie für seine Person und Sache, der er begegnete, überraschte ihn aufs angenehmste. Niemand wußte besser und hat es klarer

Digitized by Google

ausgesprochen als Cavour, daß Preußen in Deutschland dieselbe Rolle zu spielen berufen sei, wie Piemont in Italien, daß Oesterreich für beide Staaten der gemeinsame Stein des Anstoßes auf dem Wege zur Erfüllung ihrer providentiellen Bestimmung sei und daß sie deshalb nur Grund zur Freundschaft, keinen zu Feindschaft und Mistrauen hätten. Indem er dennoch, wohlbekannt mit den Verhältnissen und Traditionen der deutschen Höfe und Cabinete, die Gefahr eines preußisch-österreichischen Bündnisses scharf ins Auge faßte, machte er im Einverständniß mit Napoleon im December 1858 noch einen Versuch, Preußen zur Allianz mit Frankreich und Italien zu bewegen. Er sandte den Marquis Pepoli an seinen Verwandten, den damaligen Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenzollern, nach Düsseldorf, um wenigstens die Versicherung einer wohlwollenden Neutralität zu erwirken. Aber der Fürst beschränkte sich, mit achselzuckendem Hinweise auf die bestehenden Verträge, auf platonische Sympathieversicherungen für Piemont und Italien. Als Pepoli den Bericht über seine Mission geendet hatte, versetzte Cavour: „Was heute nicht hat geschehen können, wird vielleicht in der Zukunft geschehen. Preußen wird unwiderstehlich in die nationale Bewegung (nell' orbita dell' idea nazionale) hineingerissen werden. Der Bund zwischen Preußen und dem vergrößerten Piemont steht im Zukunftsbuche der Geschichte geschrieben." Das war im December 1858!

Cavour hatte in Plombières eine Aufgabe übernommen, deren Lösung sein ganzes diplomatisches Genie in Anspruch nahm. Der Kaiser verlangte, daß Sardinien in dem künftigen Kriege als der angegriffene Theil erscheine, damit er ihm zu Hülfe kommen könne, ohne der klerikalen Partei in Frankreich und der europäischen Diplomatie zu großen Anstoß zu geben. So sehen wir Cavour bis zum Frühling 1859 bemüht, den Feind auf alle Weise zu reizen und zu desperaten Schritten zu treiben, ohne sich doch je ins Unrecht zu setzen, eine scheinbar ebenso undankbare wie wenig ehrenvolle Rolle.

Noch schwieriger war seine Stellung den Parteien im Inlande gegenüber. Wollte er das französische Bündniß sichern,

Digitized by Google

wollte er Englands und Rußlands Wohlwollen nicht verscherzen, so durfte er nicht mit der Revolutionspartei solidarisch erscheinen. Ebenso wenig aber durfte er die patriotische Jugend Italiens in die Hände Mazzini's fallen und zu Werkzeugen gegen ihn selbst und seine Plane gebrauchen lassen. So verhandelte er heimlich mit den Führern des Nationalvereins und setzte mit ihnen einen Operationsplan fest, demzufolge Lombardo-Venetien im offenen und regelmäßigen Kriege mit Hülfe Frankreichs gewonnen werden sollte, während er ihnen die Revolutionirung der Po-Herzogthümer und der Romagna überließ, mit dem Vorbehalt, sie erforderlichenfalls vollständig zu desavouiren. La Farina und Pallavicini erklärten sich bereit, sich verleugnen, ja aus Italien verbannen zu lassen.

Die Antwort Napoleon's auf Hübner's Neujahrsgruß hatte Europa aus seiner sichern Ruhe aufgeschreckt. Das Barometer der Börsencurse stand auf Krieg. Ging die Wirkung seiner Worte über die Absicht des kaiserlichen Redners hinaus, so sorgte Cavour dafür, das Eisen nicht wieder kalt werden zu lassen. „Unser Land", hieß es in der Thronrede, mit der Victor Emanuel am 10. Januar 1859 die neue Sitzung des Parlaments eröffnete, „klein von Gebiet, hat in Europa Einfluß gewonnen, weil es groß ist durch die Ideen, die es vertritt, durch die Sympathie, welche es einflößt. Diese Lage ist nicht ohne Gefahren; denn so sehr wir die Verträge achten, so sind wir doch keineswegs unempfindlich gegen den Schmerzensschrei, der aus so vielen Gegenden Italiens zu uns dringt."

Das war ein stolzes Wort und eine helltönende Kriegsfanfare. Aber die Entscheidung war noch nicht so nahe, wie der König und Cavour hofften. Zunächst galt es für Victor Emanuel, dem Vaterlande ein persönliches Opfer zu bringen. Der Kaiser hatte in Plombières nicht nur eine territoriale Entschädigung für Frankreich stipulirt. Die Napoleoniden benutzten die bisher vergeblich gesuchte Gelegenheit, um sich mit einem der ältesten Fürstenhäuser Europas zu verschwägern. Die fast unanständige Eile, mit der die älteste Tochter des Königs, die 16jährige Clotilde, dem rothen Prinzen wenige Tage nach dem

Digitized by Google

Bekanntwerden der Verlobung angetraut ward (30. Januar 1859), bewies, daß hier nur eine längst geforderte, vielleicht nur mit Widerwillen zugestandene conditio sine qua non erfüllt ward. Die Prinzessin fügte sich mit hochherziger Opferwilligkeit in ihr Schicksal. Bei Gelegenheit des Heirathscontracts wurde die mündliche Verabredung vom Juli 1858, nun erweitert durch das Versprechen Nizzas für die eventuelle Annexion der Po-Herzogthümer, erst zum schriftlichen Vertrage.

Seit Neujahr rüstete man westlich wie östlich des Tessins unter fortwährenden gegenseitigen Anklagen aggressiver Haltung. Innerlich war Oesterreich so gut wie Piemont znm Kriege entschlossen. Es kam nur darauf an, Europa gegenüber den Gegner als Störenfried erscheinen zu lassen. Hier wie überall waren die österreichischen Staatsmänner Cavour nicht entfernt gewachsen. Er verstand es meisterlich, alle vorbereitenden Maßregeln zum Kriege, wie die Dislocation der savoyischen Regimenter an die österreichische Grenze, das Gesetz über die Mobilisation der Nationalgarde, die neue Anleihe von 50 Millionen, als bloße Defensivmaßregeln gegenüber der Neubefestigung von Pavia und Piacenza, der Heranziehung neuer Regimenter nach Italien, der Verlegung der Truppen aus Venetien nach Como und Bergamo erscheinen zu lassen.

„Wir erklären laut vor Europa", rief er in seiner trefflichen Rede über die Kriegsanleihe, „daß wir nicht Oesterreich provocirt haben, sondern Oesterreich uns." Er schleuderte scharfe Worte gegen England und die egoistische Politik des Toryministeriums. „Die Klagen Neapels und Bolognas finden stets ein Echo an der Themse, die Mailands und Venedigs verhallen an den österreichischen Alpen." Die äußerste Rechte, vor allen die Savoyarden, erklärten sich entschieden gegen den Krieg und die Anleihe. Es waren dieselben, welche 1849 für den Sieg der österreichischen Waffen beteten. Ihre Führer, Solaro della Margherita und Costa di Beauregard, erklärten, Savoyen wolle sich lieber von Piemont trennen als ihm folgen. Hinter Cavour's aufgeregter, fast befangener Antwort erscheinen uns deutlich die Gedanken und Thatsachen, die nicht aussprechen zu

Digitized by Google

dürfen seinem geraden und offenen Sinne eine schwere Prüfung war. Dennoch riß sein warmer Aufruf an den Patriotismus der Kammer, mit tiefbewegter Stimme gesprochen, die, aus dem innersten Herzen kommend, zum Herzen aller Hörer drang, die große Mehrheit mit sich fort: rauschender Beifall von allen Seiten verkündete seinen Sieg.

Die vier ersten Monate des Jahres 1859 waren für Cavour eine Zeit angestrengtester Thätigkeit nach innen und außen, verbunden mit fieberhafter, von Tage zu Tage sich steigernder Aufregung. Zu Anfang des Jahres trat Oesterreich noch mit dem alten Uebermuthe auf. Auf die Hülfe des Torycabinets bauend, schwelgte man in der Hofburg in legitimistischen Visionen von einer neuen heiligen Allianzpolitik und der Rückkehr der Bourbonen. Von dem europäischen Amphiktyonengericht verlangte man die Maßregelung des frechen Kleinstaats, der allein die Halbinsel und den Welttheil in Unruhe und Sorge versetze. Auf diesem Terrain war es Cavour ein Leichtes, nicht nur den Angriff zurückzuweisen, sondern auch den ungleich größern Theil der Schuld der klägerischen Regierung zuzuschieben.

Wir haben keinen Beruf, die einzelnen Scenen des Intriguenstücks, das zwischen Wien, Turin und Paris gespielt ward, oder die ernstlichen Vermittelungsversuche der andern Großmächte unsern Lesern vorzuführen. Die Stellung Preußens machte Napoleon große Sorge. Die Warnungen Bismarck's von Petersburg aus vor einer Unterstützung des undankbaren Oesterreichs hatten nichts gefruchtet. Der Kaiser fürchtete nicht ohne Grund, daß der Krieg nicht nur am Po, sondern auch am Rheine ausgefochten werden müsse. Dazu war aber Frankreich noch entfernt nicht gerüstet — noch monatelang müsse temporisirt werden. Cavour, der selbst nach Paris gegangen war, um die Entscheidung zu beschleunigen, fand die Franzosen höchst widerwillig zu einem Kriege für die italienische Unabhängigkeit. „Wehe uns", schrieb er an Lamarmora, „wenn wir nur mittels der Franzosen siegen!"

Die letzten Wochen vor der Entscheidung waren eine Periode qualvoller Spannung und Angst. Jeder Tag, jede Stunde

Digitized by Google

brachte widersprechende Nachrichten. Schien abends der Krieg beschlossen, so langten am folgenden Morgen Friedensbotschaften an. Der politische Barometer stieg und sank unaufhörlich. Die Telegramme jagten sich. Das stärkste Nervensystem war einer solchen furchtbaren Aufregung nicht gewachsen. Cavour kam fast nicht mehr zu Bett; rastlos ging er von einem Ministerium zum andern. In dem des Kriegs, das er jetzt ebenfalls übernommen, hatte er sich ein Lager aufschlagen lassen, auf das er von Zeit zu Zeit in völliger Erschöpfung hinsank. Während der elektrische Draht unabläßig seine Antworten auf die zahllosen Anfragen, Vorschläge, Warnungen und Drohungen nach allen Richtungen hintrug, mußte er zugleich für die innern Vorbereitungen zum Kriege sorgen, mußte das Vertrauen des Volks auf die von ihm vertretene Sache und seine Leitung aufrecht erhalten, durfte die begonnene nationale Bewegung nicht ins Stocken gerathen lassen.

In weiser Berechnung der Umstände hatte er sich entschlossen, auch die revolutionären Elemente des Volks, soweit sie von reiner nationaler Begeisterung getragen wurden, in seinen Dienst zu nehmen. Garibaldi hatte sich bereit erklärt, ein freiwilliges Corps der Alpenjäger zu organisiren. Cavour's Gegner am französischen Hofe, vor allem der Minister des Aeußern, Graf Walewsky, benutzten diesen Umstand, den Kaiser zu schrecken und seinen Sympathien für Italien abwendig zu machen. Als nun England es endlich durchsetzte, daß der wiener Hof auf die allgemeine gleichzeitige Entwaffnung und zugleich auf die Zulassung sämmtlicher italienischen Staaten als gleichberechtigter Theilnehmer am Congreß einging, wagte auch Napoleon, aus Furcht vor einer europäischen Coalition, nicht zu widerstreben. In der Nacht vom 18. auf den 19. April ließ der französische Legationssecretär Aimé d'Aquin Cavour aus dem Schlafe wecken und theilte ihm die eben angelangte lakonische Depesche des Kaisers mit. „Nehmen Sie die Vorbedingungen des Congresses (Auflösung der Freicorps und Sistirung der Rüstungen) an! Drahtantwort!" Cavour war außer sich; den ganzen folgenden Tag nahm er weder Speise noch Trank zu sich, schloß sich ein,

Digitized by Google

ließ niemand vor. Endlich drang sein Freund Castelli zu ihm. Er fand ihn erschöpft, fast apathisch, wie rathlos. Aber der Rath des treuen Freundes und Gesinnungsgenossen, nicht zu entwaffnen, im Nothfalle auch ohne Frankreich den Krieg anzufangen, war wol nur das Echo der eigenen innern Stimme, die Bekräftigung des im stillen schon reifenden Entschlusses, dessen ungeheuere Verantwortlichkeit er nur nicht allein tragen konnte und wollte. Als auch Lamarmora sich in gleichem Sinne erklärte, kehrte die alte Spannkraft wieder. Telegramme d'Azeglio's aus London, des Kaisers und des Prinzen Napoleon aus Paris, die am Abend des 19. eintrafen, belebten seine Hoffnung. Die wirksamste Hülfe und vollständige Befreiung aus dieser gespannten und peinlichen Lage kam aber vom Feinde.

Schon am 17. hatte Cavour von einem Freunde in Neapel Andeutungen von einem bevorstehenden österreichischen Ultimatum erhalten; am Morgen des 21. brachte ein Telegramm aus Berlin die erste bestimmte Nachricht, die bald von allen Seiten her bestätigt ward. Am 23. überreichte Graf Kellersperg eine Note Buol's: binnen drei Tagen habe Piemont sein Heer auf den Friedensfuß zu stellen, sonst Krieg! Ein tiefer Seufzer der Entlastung entrang sich der Brust des großen Ministers. Endlich, endlich! rief er aus. Das Problem von Plombières war gelöst; jetzt konnte Napoleon nicht mehr zurück. Auf das Ultimatum antwortete Cavour einfach, daß sich Sardinien den londoner Vorschlägen angeschlossen habe. Am gleichen Tage erklärte Napoleon die Ueberschreitung des Tessins durch die österreichische Armee für einen Kriegsfall, und die Spitzen der an der savoyischen Grenze stehenden französischen Heeressäulen betraten den Boden Sardiniens.

Anders als der Aufruf Franz Joseph's „an die deutschen Brüder", mit seiner schwunghaften Anspielung auf die Freiheitskriege von 1813, die jedem Kenner der habsburgischen Politik seit Jahrhunderten als eine bittere Satire erscheinen mußte, wirkte das Manifest Victor Emanuel's an die italienischen Patrioten. „Oesterreich überfällt Piemont, weil ich in den Berathungen Europas die Sache Italiens geführt habe. . . . Ich

Digitized by Google

kenne keinen andern Ehrgeiz als den, der erste Soldat der italienischen Unabhängigkeit zu sein." Von den Alpenpässen bis zum Cap Passaro hallte das freudige begeisterte Echo dieser Worte wider. 30000 Freiwillige wurden in das piemontesische Heer eingereiht, darunter zahlreiche Sprossen der edelsten Geschlechter aus allen Gauen Italiens. Vergeblich waren alle Bemühungen der österreichischen, päpstlichen, neapolitanischen Polizei, den Strom einzudämmen. Cavour beförderte ihn, soweit seine Stellung es irgend gestattete, sehr gegen Napoleon's Wunsch und Willen. Es war ihm darum zu thun, die öffentliche Meinung, den Nationalwunsch ganz Italiens vor Europa zu constatiren, zugleich aber auch das piemontesische Heer möglichst zu verstärken, um nicht nur den Oesterreichern, sondern auch den Franzosen gegenüber energisch auftreten zu können. Neue vergebliche Bündnißanträge in Florenz und Neapel gingen von dem gleichen Wunsche aus, dem erdrückenden Einflusse Frankreichs gegenüber ein kräftiges Gegengewicht zu schaffen. Das Kriegs- und Marineministerium arbeiteten mit voller Dampfkraft, letzteres zumal, um die Operationen im Adriatischen Meere und vor Venedig nicht den Alliirten allein überlassen zu müssen. Aus demselben Grunde verlangte Cavour, daß sich, wenn irgend möglich, das piemontesische Heer schon vor der Ankunft der Franzosen mit dem Feinde messen solle.

Am 29. April überschritt Giulay den Tessin. Am gleichen Tage erreichten die ersten schwachen Abtheilungen des französischen Heeres Turin. Aber das Gros der Armee war noch weit zurück. Wochen voll angstvoller Spannung für Cavour folgten. Das 65000 Mann starke sardinische Heer war der vollen Wucht des feindlichen Angriffs nicht entfernt gewachsen. Trotz der Ueberschwemmungen, durch welche Cavour, der eigenen Besitzungen am wenigsten schonend, die Grenzprovinzen zum Theil unzugänglich gemacht hatte, schwebte die Hauptstadt in großer Gefahr. Entschlossen, sie bis aufs äußerste zu halten, bewaffnete Cavour die Bürger und forderte sie mit glühenden Worten zur Vertheidigung ihrer Häuser, ihrer Weiber, ihrer Kinder auf. Aber der österreichische Feldherr, auf Verstärkung

Digitized by Google

wartend, um der gesammten franco-sardischen Macht gleich oder überlegen zu sein, ließ den Verbündeten Zeit, sich vollständig zu vereinigen und zu entwickeln. Am 12. Mai landete Napoleon in Genua, die Vorwärtsbewegung begann, und die Oesterreicher ließen sich aus dem feindlichen Lande hinausmanövriren, ehe eine entscheidende Schlacht geschlagen war.

Den Gang des Kriegs zu schildern, liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung. In dem von der italienischen Presse etwas aufgebauschten Gefecht bei Palestro erkämpfte das italienische Heer die ersten Lorbern, wenn es auch nicht ohne wesentliche Beihülfe der Zuaven den Sieg davontrug. An der Schlacht bei Magenta nahm es keinen Antheil, stritt aber rühmlich, wenn auch ohne große Erfolge, am Tage von Solferino auf den Hügeln von San-Martino. Die ungestüme persönliche Tapferkeit des Königs leuchtete bei Palestro im hellsten Glanze. Dagegen blieben die Leistungen der Alpenjäger Garibaldi's im Hochgebirge hinter den Erwartungen zurück. Spielten die italienischen Truppen im ganzen naturgemäß nur eine secundäre Rolle, so waren ihre Leistungen doch genügend, um, geschickt in das günstigste Licht gerückt, den empfindlichen Nationalstolz zu befriedigen.

Während die verbündeten Heere den Feind siegreich gegen den Mincio zurückdrängten, leitete Cavour in Turin mit unermüdlicher Thätigkeit die Geschäfte seiner vier Ministerien. Was er erwartet und zum Theil gehofft hatte, war geschehen. Fast gleichzeitig mit dem Ausbruch des Kriegs hatten die Herrscher von Toscana, Modena und Parma, theils gezwungen, theils freiwillig, ihre Hauptstädte und Länder verlassen. Unblutige Revolutionen, freudige Begeisterung, einmüthiges Handeln, weise Mäßigung des Volks bezeichneten den neuen Freiheitsfrühling Italiens. Nur in den Städten Umbriens und in Ancona gelang es den päpstlichen Söldnern, die Bewegung blutig niederzuschlagen, während das von den Franzosen besetzte Erbtheil Petri, vor allem Rom selbst, nicht ohne Cavour's dringende Mahnung, ruhig blieb. Längst faul bis ins Mark hinein, ohne Wurzel in dem Boden, auf dem sie standen, brachen die Dynastien

Digitized by Google

bei dem ersten Wehen des Frühlingssturmes aus Norden widerstandslos zusammen. Die Bevölkerungen, vom Nationalverein geleitet, verlangten einmüthig die Vereinigung mit Piemont und trugen dem König für ihre Gebiete die Dictatur an, wie sie ihm durch Beschluß des Parlaments für Sardinien selbst übertragen war.

Aber Cavour konnte nicht wie er wollte. Mit stets wachsender Verstimmung sah Napoleon sich die Consequenzen seiner eigenen Principien und Thaten in dem plötzlichen gewaltigen Auftreten der nationalen Idee in Mittelitalien über den Kopf wachsen. Er verlangte gebieterisch die Zurückweisung der Dictatur. So übernahm der König nur den Oberbefehl über die Truppen Mittelitaliens und die Leitung der Kriegsangelegenheiten. Cavour vertröstete die Patrioten, welche auf das Bedenkliche eines Interregnums in dem tief aufgeregten Lande hinwiesen, auf das nahe siegreiche Ende des Kriegs.

Nach der Schlacht bei Magenta war Cavour dem Heere nachgeeilt, in Mailand mit den verbündeten Monarchen zusammengetroffen und ihnen bis an den Mincio gefolgt. In gehobenster Stimmung, der stolzesten Hoffnungen froh, kehrte er nach dem Tage von Solferino in die Hauptstadt zurück. Das Ideal seiner Jugend, das Ziel, für dessen Erreichung er seit zehn Jahren alle Kräfte seines Geistes und Körpers eingesetzt hatte, schien in sicherer Nähe vor ihm zu liegen. Da traf ihn am 10. Juli wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel die Kunde von dem Abschluß des Waffenstillstandes von Villafranca.

Die Genesis dieser plötzlichen Wendung in der napoleonischen Politik ist uns jetzt klar genug. England war von vornherein dem Kriege und der Machtverringerung Oesterreichs entschieden feindlich gewesen. Die russische Regierung, ohne Theilnahme für Oesterreich, vielleicht nicht ohne Schadenfreude, war doch erschreckt durch die Ausbreitung der nationalen Bewegung über Mittelitalien, die ihren Principien und Anschauungen schnurstracks zuwiderlief. Preußen, von seinen süddeutschen Bundesgenossen gedrängt, noch immer in der Radowitz-Vincke'schen Irrlehre

Digitized by Google

befangen, daß Deutschland am Mincio vertheidigt werden müsse, schien, nachdem der Plan einer bewaffneten Vermittelung in Gemeinschaft mit den beiden andern Großmächten gescheitert war, auf dem Punkte, den Bundeskrieg gegen Frankreich zu beantragen, wenn dasselbe seinen Siegeszug weiter verfolge. Vergeblich suchte Bismarck von Petersburg aus für eine Verständigung Preußens mit Rußland, England und Piemont zu wirken. Napoleon war außer Stande, bei der damaligen Verfassung seiner Streitkräfte, neben dem Kriege am Fuße der Alpen einen zweiten am Rhein zu führen. Dazu kamen andere Gründe: die Bewegung in Mittelitalien, die offen daliegende Absicht Cavour's, früher oder später, dem Verlangen der Bevölkerungen gerecht werdend, die Po-Herzogthümer, Toscana und die Romagna zu annectiren; die vollständige Aussichtslosigkeit des eine kurze Zeit lang gehegten Projects einer napoleonischen Secundogenitur in einem neuen mittelitalienischen Königreiche; die Besorgniß, sich die über die Ereignisse im Kirchenstaat wüthende klerikale Partei in Frankreich gänzlich zu entfremden. Den Beschwerden des Feldzugs nicht gewachsen, tief erschüttert durch den furchtbaren Anblick des Schlachtfeldes von Solferino, in seinen Berechnungen getäuscht, vor einer dunkeln und drohenden Zukunft bangend, war der Kaiser in denselben Zustand von Unentschlossenheit und Apathie versunken, der sein Auftreten im August 1870 nach Wörth und Spicheren charakterisirte. So war er wol innerlich froh, daß er durch übermächtige Einflüsse gezwungen erschien, das Programm von Plombières zu modificiren. Franz Joseph aber wollte lieber einen nachtheiligen Frieden schließen, als sich der Gefahr aussetzen, als Preußens Schützling zu erscheinen und diesen Staat die erste Rolle in Deutschland, wenn auch im österreichischen Interesse, spielen zu sehen. So erschien denn in den Manifesten beider Kaiser Preußen als der Sündenbock für den ungenügenden oder demüthigenden Frieden.

Napoleon hatte seine Beschlüsse hinter Cavour's Rücken gefaßt und den Abschluß der Convention aufs äußerste beeilt, weil er, mehr noch als die Vorwürfe und das Gewicht seiner Gegengründe, den unwiderstehlichen Einfluß des stärkern Geistes fürchtete.

Digitized by Google

So wirkte der unerwartete Schlag auf diesen im ersten Augenblick betäubend, fast vernichtend. Alle der Erfüllung entgegenreifenden Hoffnungen schienen ihm unwiederbringlich zerstört und vereitelt. Sein sanguinisches, leidenschaftliches Temperament durchbrach die lange gewaltsam behauptete Zurückhaltung des Staatsmannes. Der allgemeine Aufschrei der Empörung unter allen patriotischen Parteien, in allen Landschaften Ober- und Mittelitaliens, der ihm schon auf seiner eiligen Reise ins Hauptquartier entgegentönte, fand ein Echo in seiner eigenen Brust. Für die furchtbaren Opfer an Geld und Menschen erschien die Erwerbung der Lombardei, die noch dazu als demüthigendes Geschenk aus den Händen Napoleon's empfangen werden mußte, nicht einmal für Piemont als genügendes Aequivalent — wie aber sollten er und sein König den Italienern entgegentreten, welche sie nicht für eine Vergrößerung Sardiniens, sondern für die Unabhängigkeit des Gesammtvaterlandes zu den Waffen gerufen hatten? Erschien da nicht der Hohn der Mazzinisten, die achselzuckend auf die Erfüllung ihrer Weissagungen hindeuteten, erschien da nicht das Verrathgeschrei, das wieder wie 1848 von allen Seiten her ertönte, wirklich gerechtfertigt?

Die Unterredung mit Napoleon blieb natürlich fruchtlos; sie diente nur dazu, das gute Einvernehmen zwischen beiden auf einige Zeit zu trüben. Der Kaiser, erzählte Cavour, habe ihm Gründe genug gegen den Krieg in abstracto angegeben, aber keinen genügenden für den concreten Friedensschluß. Er war ungerecht gegen den Verbündeten, indem er, von dem nationalen Gedanken ganz erfüllt, von seinem Optimismus getäuscht, die Gefahr der deutschen Intervention und die Macht Preußens unterschätzte. Zwischen Victor Emanuel und seinem Minister scheint es zu einem heftigen Auftritt gekommen zu sein. Ernstlich konnte Cavour doch nicht, wie man ihm nachgesagt, auf einer Weiterführung des Kriegs ohne Verbündete, an die der König selbst einen Augenblick gedacht hatte, bestehen. Daß Victor Emanuel ihm den Abschied gegeben habe, ist höchst unwahrscheinlich. Hatte er doch selbst, empört über Napoleon's rücksichtsloses Verfahren, nur widerwillig unter das Vertrags-

Digitized by Google

document von Villafranca geschrieben: „Ich nehme an, soweit es mich betrifft."

Den Freunden in Turin erschien der Zurückkehrende bleich, verstört, wie gebrochen, in wenigen Tagen um Jahre gealtert. Dennoch waren es nicht Schwäche und Niedergeschlagenheit, oder gar Verdruß und Verzweiflung an der guten Sache, die ihn zum Rücktritt bestimmten. Er erkannte klar, daß er durch diesen Schritt seinem Vaterlande am treuesten und besten diente. Die Beschuldigung, daß er, im Einverständniß mit Napoleon, nur für Vergrößerung des piemontesischen Staats und französischen Einflusses gearbeitet habe, fiel damit zu Boden. Zugleich gab er dadurch den Bevölkerungen Mittelitaliens, deren Bestrebungen zum Anschluß an Sardinien die argwöhnische Diplomatie sonst allein auf seine Rechnung gesetzt haben würde, die volle Freiheit der Bewegung wieder. Doch versäumte er nicht, ehe er das Ministerhotel seinem Nachfolger einräumte, durch geheime Depeschen nach Modena, Bologna und Florenz die Leiter der mittelitalienischen Bewegung zum festen Ausharren zu mahnen.

Kaum der Geschäfte ledig, die der stets zum Premierminister fertige Rattazzi übernahm, eilte Cavour aus der erstickenden Luft des Po-Thales über die Alpen zu den geliebten Freunden bei Genf. Hier ließ er seinen Klagen und Schmerzen freien Lauf. Aber bald kehrte mit der weichenden körperlichen Erschöpfung die alte Elasticität wieder. „Nicht rückwärts zu blicken gilt es, sondern vorwärts. Wir haben eine Straße verfolgt; sie ist uns abgeschnitten — wohl, wir schlagen eine andere ein, wenn es auch statt weniger Monate 20 Jahre dauern sollte, bis wir das Ziel erreichen."

Die neue Straße war die der Revolution, der nationalen Intrigue, ja gewissermaßen der Verschwörung, aber der Verschwörung einer ganzen Nation für ihre Unabhängigkeit und Freiheit. Es war ein gefährlicher und dem Naturell Cavour's wenig entsprechender Weg, aber der einzige, der übrigblieb. „Sie werden mich nöthigen, für den Rest meines Lebens ein

Digitized by Google

Verschwörer zu werden .... aber vor allem müssen wir vorwärts, und vorwärts wollen wir!"

In den ersten Tagen nach seinem Rücktritte hatte Cavour sogar die Lektüre der Tagesblätter verschmäht und jedes politische Gespräch vermieden; bald horchte er wieder gespannt auf jede Nachricht, die aus Süden kam. Er hatte Rattazzi seine loyale Unterstützung versprochen, solange dieser die nationalen Interessen vertrete, und hielt treulich sein Wort. Die Punktationen von Villafranca hatten die Restauration der Dynastien in Florenz und Modena, die Rückgabe der Romagna an den Papst stipulirt; nur Parma wollte man Sardinien überlassen. Der Züricher Friede bestätigte diese Abmachungen; aber Piemont unterzeichnete nur die Protokolle, die sich auf die Abtretung der Lombardei und die Kriegskosten bezogen, so für seine Politik in dem übrigen Italien sich freie Hand vorbehaltend. Der Papst und der Großherzog von Toscana verwarfen in thörichter Verblendung die Friedensbedingungen und den projectirten italienischen Staatenbund, dadurch ihre Freunde, selbst Oesterreich, zur Ohnmacht verurtheilend, während die venetianischen Patrioten gleichzeitig verschmähten, die Wohlthat einer administrativen Autonomie mit dem Verzicht auf ihre nationalen Hoffnungen zu erkaufen.

Franz Joseph hatte nicht vermocht, Napoleon zu einer gemeinsamen bewaffneten Intervention oder zur Gestattung einer österreichischen zu bestimmen. Darauf gründeten Cavour und die einsichtigen Patrioten in Mittelitalien ihre Hoffnungen. Farini, der jetzt die Leitung der ganzen Emilia, d. h. der Po-Herzogthümer nebst der Romagna, der Landschaften, welche die gleichnamige römische Consularstraße durchzog, übernommen hatte, ein energischer, rücksichts- und selbstloser Patriot, wie Ricasoli, der eiserne Baron, der die Zügel Toscanas in festen Händen hielt, ließen sich weder durch Schmeicheleien noch durch Drohungen von dem nationalen Ziele abbringen. „Ich werde die Regierung nicht compromittiren, aber auch die Zukunft nicht", schrieb Farini nach Villafranca. „Der Minister ist todt; der Freund drückt Ihnen die Hand und ruft Ihrem Entschlusse Beifall",

Digitized by Google

lautete Cavour's Antwort. Ricasoli's Wort von den „autonomi automi" (autonome Automaten) machte die Runde durch Italien. Napoleon hatte dem toscanischen Patrioten Salvagnoli gegenüber ausgesprochen, daß er ein Königreich Mittelitalien für seinen Vetter wünsche und hoffe; aber die Aussicht auf diese napoleonische Secundogenitur lockte die toscanischen Patrioten ebenso wenig wie die Candidatur Großherzog Ferdinand's IV. oder die des Herzogs von Leuchtenberg: sie trieb dieselben nur unaufhaltsamer in die Arme Sardiniens.

Cavour war mit der Zusammensetzung des neuen Ministeriums einverstanden gewesen. „Lamarmora und Dabormida bieten die größten Garantien für Loyalität und Mäßigung; Rattazzi bedeutet, daß man nicht die geringste Absicht hat, in den innern Angelegenheiten rückwärts zu schreiten." Aber die neue Regierung entsprach seinen Erwartungen keineswegs. Rattazzi hatte nicht gewagt, die Rechte der Bevölkerungen Mittelitaliens der Diplomatie und den abweichenden Planen des französischen Kaisers gegenüber energisch zu vertreten. Desto täppischer hatte er die Lombardei mit der piemontesischen Gesetzgebung und Verwaltung überschüttet und dadurch vielfach erbittert. Cavour, der über Turin im September nach seinem geliebten Leri zurückgekehrt war, sah seinem Treiben mit unwilligem Schmerze zu. „Rattazzi ist ein dummer Maulesel", sagte er; „dennoch muß man ihn noch unterstützen, damit nicht Schöpse und Eunuchen vor den Staatswagen gespannt werden."

Aber auch das italienische Volk erkannte, daß der Pygmäe den Riesen nicht zu ersetzen vermochte. Einen Augenblick an seinem großen Leiter irre geworden, wandte es ihm von neuem sein volles Vertrauen zu, als es klar zu Tage trat, daß Villafranca niemand mehr überrascht und härter getroffen hatte, als ihn selbst. Fast einmüthig verlangte die Presse, daß er die Zügel der Regierung wieder ergreifen solle. Sinnreiche Caricaturen verhöhnten seine Gegner und Verkleinerer. Die Deputationen der vier Versammlungen Toscanas und der emilischen Länder, welche den einstimmigen Beschluß ihrer vollen Vereinigung mit dem norditalienischen Staate nach Turin brachten,

Digitized by Google

drückten ihm den gleichen Wunsch ihrer Mandanten aus. Aber Cavour hielt seine Zeit noch nicht für gekommen.

Eine gewaltsame Ausführung des Friedensvertrags hatte Napoleon ausgeschlossen. „Die Italiener sind frei", sagte er, „sie wissen, daß ich mein eigenes Werk nicht durch Waffengewalt zerstören kann." Daß es auf friedlichem Wege nicht möglich sei, die Herzöge wieder einzusetzen und das päpstliche Regiment in der Romagna wiederherzustellen, konnte ihm nicht lange zweifelhaft bleiben. Da griff er wieder zu seinem Lieblingsauswege, dem europäischen Congreß. Die Großmächte erklärten sich einverstanden, Ratazzi wagte nicht zu widersprechen. Mit großer Ueberwindung entschloß sich Cavour auf Rattazzi's Wunsch, der sich mit sauerer Miene dem stürmischen Verlangen des Volks beugte, der Vertreter Piemonts zu werden. „Durch die Annahme der Mission glaube ich das größte Opfer gebracht zu haben, welches ein öffentlicher Charakter seinem Lande bringen kann, indem er nicht nur die grausamsten Beleidigungen erträgt, sondern auch ein Mandat von einer Regierung annimmt, die weder Achtung noch Vertrauen einflößt." Eine plötzliche Frontveränderung der napoleonischen Politik ließ ihn nicht dazu kommen, im Hotel Bristol in Paris, wo Buol 1856 gewohnt hatte, „in das österreichische Gebiet einzufallen".

Alle Versuche des französischen Kaisers, die Curie von dem einfachen peremptorischen Verlangen nach bedingungsloser Auslieferung der Romagnolen abzubringen, waren gescheitert. Ermüdet und empört, von den Whigs, die infolge des italienischen Kriegs das Toryministerium gestürzt hatten, zu einer freisinnigen Politik gedrängt, ließ er die Broschüre „Le Pape et le Congrès" wie eine Bombe in die klerikale Partei einschlagen. Im Lager der Patrioten erregte sie einen Jubelsturm. Die Worte: „Je kleiner der Kirchenstaat, desto größer der Papst", waren in aller Munde. „Die Broschüre hat allen Leuten den Teufel in den Leib gejagt", schrieb Massimo d'Azeglio. „Die Romagnolen haben ihre Schiffe verbrannt. An die Rückkehr der Pfaffen ist nicht zu denken." Der Papst konnte sich die thörichte Genugthuung nicht versagen, den kaiserlichen Verfasser vor dem zur

Digitized by Google

Neujahrsgratulation im Vatican versammelten französischen Offiziercorps an den Pranger zu stellen. Nur der Form nach erbat Napoleon in einem eigenhändigen Briefe an Pius IX. nochmals das Opfer der Romagna. Der Vatican antwortete natürlich mit dem non possumus. Damit war die Congreßidee begraben. Napoleon ließ den Papst und den Züricher Frieden im Stich und nahm dafür die Annexion Savoyens und Nizzas wieder auf. Der klerikale Walewski wurde durch den liberalen Thouvenel ersetzt. In Turin verstand man den Wink. Rattazzi trat zurück. Cavour, den der Kaiser als den Vertreter des Vertrags von Plombières und seiner Consequenzen an der Spitze der Geschäfte wünschen mußte, folgte dem Rufe des Königs. Die letzten Ereignisse hatten seine Ansicht über den Frieden von Villafranca wesentlich geändert. „Die Politik des Kaisers", schrieb er an den Prinzen Napoleon, „hat ihm größere Ansprüche auf die Dankbarkeit der Italiener gegeben, als die Schlachten von Magenta und Solferino. Wie oft habe ich in der Einsamkeit von Leri ausgerufen: Gesegnet sei der Friede von Villafranca!"

Cavour's Feinde sahen in dem Ministerwechsel eine Intrigue niedern Ehrgeizes. Nichts kann falscher sein. Er wußte, was seiner harrte, wußte, daß sein Ruf dabei auf dem Spiele stand, aber er wußte auch, daß nur durch ihn, und nur auf dem Wege, den er allein zu gehen entschlossen war, das Ziel sich erreichen ließ. Am 25. Januar 1860 war er wieder leitender Staatsmann, um es bis zu seinem Tode zu bleiben.

Wenige Wochen nachher begleitete er den König nach Mailand. Jubelnd wurden die Befreier von den Befreiten empfangen. Cavour's Reise durch die neuen Provinzen war ein Triumphzug. Wohl mochte er sich noch einmal an dem Weine der Volksbeliebtheit berauschen; bald sollte er einen bittern Kelch bis auf die Hefen leeren.

Die Zeit der Schwankungen und des Zuwartens war vorüber. Jetzt galt es energisches Handeln. Zwei Tage nach seinem Amtsantritt erklärte Cavour in einem Rundschreiben an

Digitized by Google

die Gesandten die Wiederherstellung der mittelitalienischen Dynastien für unmöglich, die Selbstbestimmung der Bevölkerungen als maßgebend für die Politik Piemonts. „Waffnet, wählt, fordert meinetwegen in fast drohendem Tone die endliche Lösung", ruft er La Farina zu, „damit ich der Diplomatie sagen kann, ich werde gedrängt. Wir müssen vollendete Thatsachen schaffen: nur damit imponirt man den Diplomaten." Es galt zu beweisen, daß Piemont, trotz der Zweifel Graf Buol's, einen hinlänglich starken Magen habe, um die Romagna und Toscana zu verdauen. „Ehe wir Toscana im Stiche lassen, sind wir entschlossen, uns allein gegen Oesterreich zu schlagen", schrieb er an den Gesandten in London. Zum Glück waren die Toscaner und Romagnolen ebenso fest. Am 11. März 1860 legten die Männer Mittelitaliens in jubelnden Festzügen ihr Votum für die Vereinigung mit Sardinien in die Urne. Acht Tage später verkündeten 101 Kanonenschüsse den Bewohnern Turins, daß die Bevölkerungen der Emilia ihre Mitbürger geworden seien; am 22. März wurden auch die Toscaner in den „Schos der großen italienischen Familie" aufgenommen.

Die Annexion war vollzogen; am folgenden Morgen meldete sich der französische Gesandte, den bedungenen Blutpreis einzufordern. Bei seinem Abschied von Victor Emanuel hatte Napoleon gesagt: „Sie werden mir die Kriegskosten bezahlen, und von Nizza und Savoyen wird keine Rede mehr sein." Aber in Frankreich murrten die zahlreichen Feinde und selbst die Freunde des napoleonischen Regiments heftig über das für eine fremde Sache vergossene Blut der Kinder des Landes. Da erschien Mittelitalien als passendes Tauschobject statt Venetiens. Im Februar gingen die Verhandlungen hin und her. Der Kaiser erklärte die Abtretung Nizza-Savoyens für die conditio sine qua non der französischen Anerkennung, ja der Fortdauer der französischen Freundschaft. Er ließ durchblicken, daß er sonst vielleicht sein Interventionsveto gegen Oesterreich zurückziehen werde. Ja, er verlangte zunächst noch mehr: die Autonomie Toscanas, die Suzeränetät des Papstes über die frühern Theile des Kirchenstaats. Cavour bot dagegen anfangs nur Savoyen.

Digitized by Google

Guizot rief: „La partie est engagée entre l'empereur et le comte de Cavour. Je parie pour Cavour.“ Aber Guizot nahm die Sache zu ernsthaft. Beide sprachen unzweifelhaft ihre wahren Wünsche aus und vertheidigten nach Kräften ihre Stellungen; beide wußten aber im voraus genau, wie weit der andere nachgeben werde und könne. Es kam nur darauf an, vor ihren Völkern den Beweis zu führen, daß sie das Erreichbare wirklich erreicht hätten. Allerdings machte Cavour, wenn auch mit geringster Hoffnung, die größten Anstrengungen, Nizza zu retten. Savoyen, das Stammland der Dynastie, abzutreten, wurde dem Könige schwer, aber es war das am Ende nur eine Consequenz des Nationalitätsprincips, die Cavour später gegen Napoleon ausbeuten konnte. Dazu gravitirten die Interessen der Provinz weit mehr nach dem offenen Westen als nach dem durch den riesigen Alpenriegel geschlossenen Osten. Die Priesterschaft, ein Theil des Adels waren längst französisch gesinnt; im übrigen fand sich wol sardinischer, aber fast gar kein italienischer Patriotismus.

Anders stand es mit Nizza. Wohl mochte Cavour darauf hinweisen, daß die Stadt in Piemont selbst als Nice en Provence bekannt war, daß die Mehrzahl der Gebildeten französisch zu reden pflege: die Volkssprache war doch ein verdorbener Dialekt des Italienischen; die Nizzarden betrachteten sich als Italiener und wurden von den übrigen Bewohnern der Halbinsel als solche angesehen. Aber Cavour's wiederholte dringende Bitten in Paris waren vergeblich. General Niel, der Kriegsminister, erklärte Savoyen für werthlos ohne Nizza, und der Kaiser blieb unerschütterlich. Der Versuch, wenigstens den östlichen Theil der Grafschaft zu erhalten, scheiterte an dem Ungeschick und der Unzuverlässigkeit der Agenten. Das Manöver Cavour's, Europa zum Schiedsrichter anzurufen, parirte der Kaiser damit, daß er das Gleiche für die Annexion Mittelitaliens forderte. Vergeblich hoffte Cavour, daß England entschiedenen Protest einlegen werde. Das Ministerium wollte durch einen solchen Schritt den neuen Handelstractat mit Frankreich nicht gefährden. Nicht mit Unrecht sagte Lord Grey im Parlament: „Wir haben Savoyen um

Digitized by Google

einen Markt für unsere Baumwollenwaaren verkauft." So blieb dem Grafen nichts übrig, als seine Bereitwilligkeit zu erklären, sich dem Resultate einer Volksabstimmung in den beiden Landestheilen zu unterwerfen, obgleich er wußte, daß es sich dabei nur um eine gut arrangirte Komödie handelte.

Die Kunde von dem am 24. März 1860 abgeschlossenen Vertrage erregte einen Sturm des Unwillens in Italien, ja in ganz Europa, der Cavour's Popularität vollständig ein Ende zu machen drohte. Die liberale Presse aller Länder stellte mit moralischer Empörung den Menschenschacher an den Pranger; die radicalen Blätter Italiens ergingen sich in wohlfeilen tugendhaften Declamationen gegen den Seelenverkäufer. Aber in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 26. Mai rechtfertigte Cavour seine Handlungsweise glänzend in den Augen jedes vernünftigen Patrioten und Politikers gegen die heftigen Angriffe von rechts und links. Er erklärte die Abtretung Nizza-Savoyens für den nothwendigen Preis und die moralische Garantie für Italiens Einheit. „Der Vertrag ist ein integrirender Theil und die unvermeidliche logische Consequenz unserer bisherigen Politik, eine unbedingte Nothwendigkeit für ihre Fortsetzung. Italien ist noch lange nicht fertig. Für seine Vollendung — er deutete auf Rom und Neapel — sind Allianzen unentbehrlich. Die einzige, die uns offen steht, ist die französische; sie ist nur um diesen Preis zu haben. In Frankreich selbst sind die Feinde der italienischen Einheit zahlreich; Napoleon ist der einzige entschiedene Freund Italiens, der zur werkthätigen Hülfe bereit ist. Aber seine Macht hat Grenzen; um die Masse des Volks auf seiner Seite zu haben, war die Erwerbung Nizza-Savoyens auch für ihn eine Nothwendigkeit."

„Lassen Sie", sagte er bei einer andern Gelegenheit, „die ganze Verantwortlichkeit auf das Ministerium fallen. Wenn der Tag, wo man uns auf die Anklagebank setzt, derjenige der vollen Befreiung Italiens ist: möchten wir denn morgen angeklagt und verdammt werden. Wir lieben die Popularität so sehr wie irgendjemand, und haben oft aus diesem berauschenden Becher getrunken; aber wir wissen ihn zurückzuweisen, wenn die Pflicht

Digitized by Google

es fordert. Wir wußten, welche ungeheuere Unpopularität die Unterzeichner des Vertrags erwartete, aber wir wußten auch, daß wir für Italien handelten."

Trotz der pomphaften Reden Rattazzi's, der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, seinen Patriotismus in das hellste Licht zu stellen, und der langathmigen Tiraden des radicalen Agitators Guerrazzi, des Heros der toscanischen Revolutionsfarce von 1848, wurde der Vertrag mit ungeheuerer Majorität von beiden Kammern genehmigt.

Für den ruhigen und unparteiischen Beobachter erscheint der schwer verketzerte Cavour als der bestverleumdete. Nie zeigte er sich selbstloser und hochsinniger als hier. Es wäre sehr bequem gewesen, mit einer pomphaften Apostrophe an die Mitwelt im letzten Augenblick die Unterzeichnung des Vertrags zu verweigern und sich als vielbewundertes Opfer des Patriotismus nach Leri zurückzuziehen oder den Kammern das Odium des Abschlusses aufzubürden. Aber er hat nie davor zurückgebebt, die Resultate seiner Politik bis in ihre letzten Consequenzen zu vertreten, und wollte lieber selbst gehaßt und verachtet sein, als Haß und Verachtung auf die Vertreter der Nation laden.

Aber wenn er auch mit stolzem Selbstbewußtsein ausrief: „Wir rechnen uns diese nothwendige That zur Ehre an", so war er doch innerlich durch das gebrachte Opfer tief erschüttert. Wie viel er dadurch und darunter gelitten, bezeugen seine Freunde. Der Schmerzensschrei der italienischen Patrioten in Nizza klang ihm bis an seinen Tod in die Ohren. Als wenige Wochen vor seinem Hinscheiden bei der Verhandlung über die Südarmee sich der Nizzarde Garibaldi weigerte, demjenigen die Hand zu reichen, der ihn heimatlos gemacht habe, erwiederte er: „Ich habe eine Pflicht zu erfüllen geglaubt, eine grausame Pflicht, ja die grausamste meines Lebens. Was ich dabei empfunden habe, macht mir verständlich, was der General dabei hat empfinden müssen. Ich begreife es, wenn er sich außer Stande sieht, mir meine That zu verzeihen."

Der neue Staat reichte bis an die Grenzen Umbriens und der Marken. Vielhundertjährige Traditionen verleugnend, hatten

Digitized by Google

sich stolze Städte wie Florenz und Bologna dem fernen, bisher wenig geachteten und beliebten Turin untergeordnet. Die alte zähe Nebenbuhlerschaft von Stadt zu Stadt war vor der nationalen Idee verschwunden oder doch weit zurückgetreten. Im Mai 1860 begleitete Cavour den König in die neuen Provinzen. Es war das erste mal, daß er sie sah: befriedigt, ja entzückt von dem, was sie an Naturschönheiten, Kunstwerken und Menschen bargen, kehrte er zurück.

Am 2. April trat das Parlament zusammen, in dem nun auch die Vertreter Mittelitaliens saßen. Cavour war in acht Wahlcollegien, darunter Mailand, Florenz und Bologna, gewählt worden, nahm aber wie immer für Turin an. Die Thronrede bezeichnete das neue Reich als das Italien der Italiener, das künftig nicht mehr ein jedem fremden Ehrgeiz geöffnetes Feld sein dürfe.

Feinhörige Leute wollten aus diesen Worten schon die Anwartschaft auf Rom und Neapel heraushören, aber mit Unrecht. Daß Cavour bei der bekannten reactionären und antinationalen Gesinnung der Curie und der neapolitanischen Bourbonen diese Eventualität ins Auge fassen mußte, liegt freilich auf der Hand. Aber es fiel ihm nicht ein, die Annexion der beiden Sicilien und des Kirchenstaats jetzt schon zu planen. Im Gegentheil erschien ihm dieselbe wol im Augenblicke ebenso unzeitgemäß, wie dem Grafen Bismarck das gesammtdeutsche Kaiserthum im Sommer 1866. „Ich wünschte, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge noch einige Jahre dauern möchte", schrieb am 30. März Cavour an Villamarina. Hatte Piemont auch einen gesunden Magen, so war demselben doch mit der Lombardei, den Herzogthümern und der Romagna zunächst genug zugemuthet, und Unteritalien eine sehr unverdauliche Speise. Cavour erstrebte deshalb zunächst ein Bündniß mit Neapel auf nationaler Basis, das dazu dienen sollte, ihn von der schwer drückenden Abhängigkeit von Frankreich einigermaßen zu entlasten. Immer von neuem zurückgewiesen, wiederholte er seine Bemühungen in stets neuen Formen. Vergeblich hatte er sich nach Ferdinand's Tode an den jungen König Franz II. gewandt. „Ich weiß nichts

Digitized by Google

von einer italienischen Unabhängigkeit", sagte der König; „ich kenne nur eine neapolitanische." In Neapel liefen die Fäden einer legitimistisch-klerikalen Verschwörung zusammen, bei der die Stiefmutter des Königs, der Cardinal Antonelli, die Kaiserin-Witwe Karoline Auguste von Oesterreich und Isabella von Spanien die Hauptrollen spielten. Der Zweck war die Wiedereinsetzung der mittelitalienischen Dynastien und die Demüthigung des verhaßten Piemont, womöglich auch Napoleon's. Die neapolitanischen Truppen waren mehr als einmal nahe daran, die päpstliche Grenze mit Erlaubniß der Curie zu überschreiten, um eine gewaltsame Restauration zu bewirken. Cavour war diese Intrigue nicht verborgen. Dennoch machte er noch zweimal, im Januar und März 1860, durch Vermittelung der russischen Regierung ernstliche Versuche, das neapolitanische Cabinet zu einer gemeinsamen nationalen Politik zu überreden. Vergeblich. Im April schrieb Victor Emanuel in einem eigenhändigen Briefe an Franz II.: „Wenn Sie meinem Rathe nicht folgen, kann die Zeit kommen, wo ich mich in die schreckliche Alternative versetzt sehen könnte, die wichtigsten Interessen der eigenen Krone zu compromittiren oder selbst das Hauptwerkzeug Ihres Verderbens zu werden." Aber die bourbonische Blindheit war unheilbar. Dieselbe Erfahrung machten England und Frankreich. „Was kann man für eine Regierung thun, die sich darin verstockt, auf keinen Rath zu hören?" rief Napoleon aus. Sie war dem Untergange geweiht; es war das alte: Quem Deus vult perdere, dementat.

Sicilien, zu allen Zeiten und seit 1848 mehr als je zum Aufstande gegen die bourbonische Dynastie und die Abhängigkeit geneigt und bereit, ward seit Anfang 1860 von Sendlingen Mazzini's und des Nationalvereins bearbeitet. Der schlaue und energische Crispi durchreiste das Land im Auftrage der radicalen Actionspartei; La Farina sandte glühende Apostrophen an die Freunde und Landsleute auf seiner Heimatinsel. Beide Parteien vereinten sich zu gemeinsamem Wirken. Ende März war alles vorbereitet: ein Aufruf zum Abfall an die Völker und Soldaten

Digitized by Google

der beiden Sicilien gedruckt, Rendezvous für die Freiwilligen in Genua und an den Grenzen des Kirchenstaats bestimmt, Waffen gekauft, Schiffe gemiethet. Zu Anfang April übernahm Garibaldi die Leitung des Unternehmens.

Hätte Cavour wirklich freie Wahl gehabt, er würde die Bewegung, deren nicht nur augenblickliche Gefahr für seinen neuen Staat er klar erkannte, nicht begünstigt haben. Aber er war nicht Meister der Lage. Während die radicale Partei sich anschickte, in Unteritalien das Banner der Revolution zu erheben, machte die Reaction verzweifelte Anstrengungen, das Verlorene wiederzugewinnen. Oesterreich hielt das estensische Truppencorps marschfertig, um dem Herzog von Modena sein Land wieder zu erobern; es sandte dem Papste österreichische Offiziere und Soldaten als Freiwillige; das neapolitanische Heer stand kampfbereit in den Abruzzen; General Lamoricière hatte als der romantische Schildträger der Legitimität und der Hierarchie am 1. April den Befehl über die päpstlichen Truppen übernommen. So blieb Cavour nur die Wahl, Reaction und Revolution über sich ergehen zu lassen oder die Leitung der letztern selbst in die Hand zu nehmen. Oder sollte er dem Könige von Neapel offenen Krieg erklären? Victor Emanuel war dafür; auch der Ministerrath sprach sich für die Alternative aus: entweder Kriegserklärung oder absolute Verhinderung der Freiwilligenexpeditionen. Aber ein offener Friedensbruch würde ganz Europa gegen den neuen Staat in den Harnisch gebracht, vielleicht eine bewaffnete Intervention herbeigezogen haben. Und diese mußte und wollte Cavour vor allem vermeiden, selbst seitens des bisherigen Alliirten, gegen den ja der klerikale Legitimismus durch Lamoricière's Ernennung selbst eine offene Karte ausgespielt hatte, dem aber Cavour die Entscheidung über Italiens Schicksal nicht nochmals in die Hände liefern wollte. Suchte er dagegen mit Gewalt die Freiwilligenexpeditionen zu verhindern, so öffnete er den Verschwörungen, den partiellen Aufständen und damit dem Siege der Reaction Thür und Thor, gab die piemontesische Regierung dem Hasse und der Verachtung der Nation preis und setzte selbst das bisher Errungene auf das Spiel. So blieb

Digitized by Google

ihm nichts übrig, als die Revolution unter der Hand nach Kräften zu unterstützen, ohne sich, soweit möglich, dabei zu compromittiren. Die lakonischen Depeschen, welche zwischen ihm und dem Admiral Persano, dessen Expedition den vorgegebenen Zweck hatte, die Freiwilligenschiffe anzuhalten, gewechselt wurden, charakterisiren am besten die Lage. Cavour schrieb: „Herr Graf, bemühen Sie sich, zwischen Garibaldi und den neapolitanischen Kreuzern zu manövriren; ich hoffe, Sie haben mich verstanden." — Persano antwortete: „Herr Graf, ich glaube Sie verstanden zu haben; gegebenenfalls schicken Sie mich nach Fenestrelles (auf die Festung)."

Verstecktes, doppelsinniges Thun, und sei es noch so sehr durch die Umstände gerechtfertigt, läßt den Thäter nicht fleckenlos; im besten Falle opfert er seinen guten Ruf einer strengen Pflicht. Doch das war nicht Cavour's erste Sorge. Die Unterstützung der Freiwilligen nicht nur durch absichtliche Blindheit und scheinbare Ungeschicklichkeit, sondern auch durch Geld, Schiffe und Waffen konnte unmöglich dem scharfen Auge der Gegenpartei ganz verborgen bleiben. So gut das Geheimniß im ganzen gewahrt blieb: es hatte doch zu viele Mitwisser. Die Diplomatie war außer sich vor moralischer Entrüstung. Von Paris kamen die heftigsten Drohungen; Kaiser Alexander II. schrieb an den Rand der neapolitanischen Depesche, welche die Landung in Sicilien mittheilte: c'est infâme; von Berlin, selbst von London kam scharfer Tadel und dringende Abmahnung. Cavour blieb taub. Nur sorgte er dafür, daß sämmtliche Freiwillige nach Sicilien dirigirt wurden, um so den für ihn und Italien weit bedenklichern Einfall in den Kirchenstaat zu vermeiden.

„Wenn es Rosen sind, werden sie blühen", hatte Cavour in Bezug auf Garibaldi's Expedition ausgerufen. Die Blüte entwickelte sich schneller und großartiger als er selbst zu hoffen gewagt hatte. Der Siegeszug der Tausend von Marsala durch Sicilien und die Eroberung des ganzen Festlandes von Reggio bis Capua war die glänzendste Rechtfertigung der Cavour'schen Politik. Neapel im offenen Kriege von dem mächtigen oberitalienischen Staate besiegt, dessen Armee Cavour auf 200000 Mann

Digitized by Google

gebracht hatte, würde ohne Zweifel Mitleid und Sympathie erregt, vielleicht thatbereite Helfer gefunden haben. Ein Staat von 9 Millionen Einwohnern, der mit einem regulären Heere von 90000 Mann vor einer kleinen Anzahl zusammengeraffter Freiwilliger elend und fast widerstandslos zusammenbrach, hatte in den Augen jedes Vernünftigen das Recht zur Sonderexistenz unwiederbringlich verloren. Selbst die Vorurtheilsvollsten mußten zugeben, daß nur durch lange Misregierung gänzlich und unheilbar verrottete Zustände ein solches Resultat hatten ergeben können.

Franz II. hatte, entsetzt durch die Ereignisse in Sicilien, den lange verschmähten Weg der innern Reformen beschritten und die Constitution seines Vaters von 1848 wieder in Kraft gesetzt. Gestützt auf dies Zugeständniß, wandte er sich an Napoleon um Hülfe in der Noth. Aber dieser verwies ihn an Cavour: „Es ist zu spät für innere Reformen, an die niemand glaubt; nur eine nationale Politik kann helfen .... Cavour ist überflügelt. .... Gebt ihm einen reellen Grund, eine starke Waffe, ein Interesse, euch zu halten, so wird er es thun, denn er ist ein praktischer Geist; er fühlt die Gefahren der Revolution, welche riesenhafte Verhältnisse annimmt und sein eigenes Werk gefährdet. Er möchte sicher gehen, und die Revolution reißt ihn ins Unbekannte. Er ist in Turin; in Turin muß gehandelt werden."

Nichts zeigt deutlicher als diese Worte, wie der Geist des französischen Kaisers sich vor dem dominirenden Genius Cavour's beugte, wie er gleichsam in dessen Zauberkreise gefangen war. Von Station zu Station riß der überlegene Partner, ihn vor Europa unrettbar compromittirend, den Widerwilligen weiter.

Der neapolitanische Hof benutzte den erhaltenen Wink. Er schickte Unterhändler nach Turin und ließ ein Bündniß anbieten. Es war zu spät. Man hat es Cavour zum schweren Vorwurf gemacht, daß er nicht sofort mit einem entschiedenen Ja oder Nein antwortete. Aber wenn er hier nicht von einer gewissen Hinterhaltigkeit und Zweideutigkeit freizusprechen ist, so trägt

Digitized by Google

niemand größere Schuld daran als diejenigen, welche ihm die heftigsten Vorwürfe darüber machten.

Annehmen konnte er nicht, wenn er nicht sein eigenes Werk zerstören, seine ganze Politik seit zehn Jahren verleugnen wollte.

Das Verhältniß zwischen Cavour und Garibaldi war nie ein freundschaftliches gewesen. Der Mann „mit dem Herzen von Gold und dem Kopfe eines Büffels", der „große Einfaltspinsel" (le grand niais), wie ihn d'Azeglio nennt, verstand und hielt nichts von der Staatskunst. In Cavour erblickte er seit der Abtretung von Nizza fast einen Vaterlandsverräther. Gleich nach seiner Ankunft in Sicilien hatte er vor den falschen Ministern des Königs gewarnt. Immer enger umgarnten ihn die Mazzinisten; die Nationalpartei verlor allmählich allen Einfluß auf den Dictator. Ihr Hauptvertreter, La Farina, wurde als Verdächtiger verfehmt und gewaltsam entfernt. Die Kunde von einem Bündniß zwischen den Höfen von Turin und Neapel wäre für Garibaldi und die Seinen die Losung zur sofortigen Proclamirung der Republik gewesen. Dann hätte Cavour die Nationalidee im Interesse des ihr und ihm im tiefsten Herzen bitter feindlichen Bourbonenthums bekämpfen müssen. Selbst jetzt verbot Franz II. seinen Unterhändlern in Turin, die Annexion Mittelitaliens anzuerkennen. Der piemontesische Gesandte in Neapel, Villamarina, warnte dringend: „Die Unterhändler werden viele Versprechungen machen, aber die Regierung muß wissen, daß sie alle illusorisch sind." Es war klar wie die Sonne, daß, wenn Cavour den König auf Kosten des Blutes italienischer Patrioten wieder auf den Thron gesetzt hätte, er nur die Schlange im Busen gewärmt haben würde. Und deshalb „s'allier avec un cadavre"?

Und doch stellten die russische, preußische, französische, ja eine Zeit lang selbst die englische Diplomatie dies Ansinnen an die sardinische Regierung. Eine sofortige energische Abweisung konnte zur Folge haben, daß die Mächte Oesterreichs dringendem Verlangen nach Intervention nicht länger widersprachen oder eine

Digitized by Google

Coalition der drei nordischen Großstaaten Frankreich und Italien gegenübertrat.

Und was hat Cavour wirklich verbrochen? Er stellte den neapolitanischen Unterhändlern vom italienischen Standpunkte vollkommen berechtigte Bedingungen, die sie doch nicht erfüllen wollten und konnten, während er zugleich in einer Reihe von Depeschen an die sardinischen Gesandten im Auslande in schlagenden Sätzen die Unmöglichkeit des Bündnisses mit einem Staatswesen nachwies, das infolge langjähriger innerer Zerrüttung an unheilbarem Marasmus zu Grunde gehe, und mit einer Dynastie, die durch grausame Willkürherrschaft und Wortbrüchigkeit einen Abgrund zwischen sich und dem Volke gegraben habe.

Mit der Abweisung des neapolitanischen Bündnisses waren die Schwierigkeiten Garibaldi gegenüber nicht beseitigt. Es galt, den kühnen Freischarenführer heimlich zu unterstützen, unbemerkt zu leiten, vor dem Einflusse der republikanischen Exaltados zu bewahren, seine allzu sanguinische Natur zurückzuhalten und doch seinen Eifer nicht erkalten zu lassen.

Sobald Palermo in Garibaldi's Händen, der Sieg auf Sicilien entschieden war, stand Cavour's klarem und kühnem Geiste die Nothwendigkeit des Uebergangs über die Meerenge fest. Schon am 19. Juni schrieb er an La Farina: „Es wäre sehr gut, wenn Garibaldi nach Calabrien ginge." Am 28. Juli gab er Persano die Instruction: „Lassen Sie Garibaldi nur machen. Das Unternehmen kann nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Das in Sicilien aufgepflanzte Nationalbanner muß das Königreich (Neapel) entlang ziehen, sich längs der Küste der Adria erstrecken, bis es die Königin jenes Meeres überschattet." So erscheint hier Cavour kaum minder kühn und optimistisch als Garibaldi, während zugleich der Wunsch und Plan durchblickt, den Freiwilligenzug auf das Ost-Apenninenland zu beschränken.

Durch seine Agenten hatte Cavour Garibaldi zu wiederholten malen bedeutende Geldsummen zukommen lassen und den Zufluß neuer Freiwilligenscharen gefördert, sodaß der General

Digitized by Google

am 18. August 1860 den Pharus überschreiten konnte. Von den Umständen gezwungen, spielte Cavour auch hier wieder ein doppeltes Spiel. Es war ihm zunächst darum zu thun, Garibaldi aus Sicilien zu entfernen. Die Dictatur des zur Regierung gänzlich unfähigen Mannes hatte bereits die Insel in die größte Verwirrung gestürzt und Zustände hervorgerufen, trauriger als unter dem bourbonischen Regimente. In seiner Abwesenheit hoffte die Regierung, der zunehmenden Anarchie leichter Meister zu werden. Vor allem kam es darauf an, durch rasche Eroberung des Festlandes den unhaltbaren provisorischen Zuständen ein Ende zu machen. Aber Cavour verkannte nicht einen Augenblick die Gefahr, die der Einheit Italiens, den Interessen der Monarchie, der ganzen nationalen Sache drohte, wenn die Erwerbung ganz Neapels ein Werk der Freiwilligen würde. Schon sprach Garibaldi, verblendet von den bisherigen Erfolgen und mit dem fanatischen Glauben an die Unwiderstehlichkeit „des bewaffneten Volkes" wie an seinen eigenen Genius, unverhohlen aus, daß er erst nach der Befreiung der ganzen Halbinsel von San-Marco oder dem Vatican aus Victor Emanuel zum König von Italien ausrufen werde. Ein Zusammenstoß mit der französischen Besatzung des Kirchenstaats mußte vor allen Dingen und mit allen Mitteln hintertrieben werden. Einen Krieg mit Oesterreich betrachtete Cavour zu Anfang August 1860 allerdings als bevorstehend, wünschte denselben aber, wenn irgend möglich, wenigstens so lange zu vermeiden, bis die Bevölkerungen Unteritaliens dem neuen Gesammtstaat feierlich einverleibt wären. So war er genöthigt, mit und gegen Garibaldi zugleich zu handeln. Sein Ziel war, eine großartige Manifestation des neapolitanischen Volks hervorzurufen, welche, das einige Italien unter Victor Emanuel proclamirend, die sardinische Regierung ermächtigte, noch vor Garibaldi's Ankunft die Zügel selbst in die Hand zu nehmen. Vor allem wünschte er eine Erklärung der Flotte in diesem Sinne. Zugleich sollte Franz II. womöglich durch den Einfluß seiner liberalen oder doch mit dem Liberalismus und der nationalen Idee kokettirenden Oheime zu einem freiwilligen Verzicht bewogen werden. Schon zu Ende

Digitized by Google

Juli hatte er Persano nach Neapel beordert, der zu diesem Zwecke im Verein mit Villamarina wirken sollte. Aber er hatte die Kraft und den Einfluß der gemäßigten Nationalpartei überschätzt; der mittelitalienische Maßstab, den er anlegte, paßte nicht. Es rächte sich hier, daß er sein eigenes Vaterland zu wenig aus eigener Anschauung kannte. Dem Neapolitaner begann damals Italien erst nördlich vom Garigliano. Das rohe und unwissende, aber leichtbewegliche Volk konnte, durch den zauberischen Nimbus eines Garibaldi geblendet und fortgerissen, von einem allgemeinen nationalen oder Freiheitstaumel erfaßt werden: für eine zugleich kühne und besonnene That, wie sie Cavour verlangte, hatte es kein Verständniß und kein Interesse. Es wurde ihm bald klar, daß er seine Hoffnungen und die darauf gebauten Plane aufgeben müsse. Aber hier tritt einer der großartigsten und bezeichnendsten Züge seines Wesens wieder glänzend hervor. Daß ein Mittel fehlschlug, daß ein Weg sich als ein verkehrter erwies, vermochte ihn nie an seinem Ziele irre, noch weniger muth- und rathlos zu machen. Mit klarem Blicke die Gesammtlage der Dinge überschauend, ohne alle Spur von Furcht und Bedenklichkeit, wo es die Erreichung eines nothwendigen Zweckes galt, aber ebenso frei von hastiger Ungeduld, hoch erhaben über die bloße Routine und die ausgefahrenen Gleise der alten Staatskünstelei, niemals ängstlich besorgt um den Schein und den eigenen Ruf, wo es das Wohl des Vaterlandes galt, verwirrte er die Gegner durch die Unerschöpflichkeit seiner Mittel, ermüdete sie durch seine Ausdauer und setzte sie in Schrecken durch seine verwegene Kühnheit.

Je weiter Garibaldi auf seinem muthigen Siegeszuge gegen Norden vorrückte, um so ohnmächtiger wurde „die Partei der Ordnung", um so stolzer und zuversichtlicher trat der Dictator, von seiner mazzinistischen Camarilla geleitet und gehetzt, gegen die norditalienische Regierung auf, um so übermüthiger geberdeten sich die Radicalen in Genua, von wo Mazzini's Alterego Bertani die Verbindung mit Garibaldi unterhielt. Cavour stellte dem Könige die Wahl zwischen ihm und dem Dictator; das Doppelregiment sei unhaltbar. Victor Emanuel, so begeistert

Digitized by Google

für den ihm persönlich stets ergebenen Heros der Revolution er auch war, entschied sich ohne Schwanken für den Minister.

Kleine Seelen, die großen nach eigenem Maßstabe messend, erblickten in Cavour's Auftreten Garibaldi gegenüber nur Neid und kleinliche Eifersucht. Noch lange nach seinem Tode haben sie ihn verleumdet, er habe Garibaldi schmählich im Stiche gelassen. Für den unbefangenen Beobachter seines Lebens bedarf der Graf keine Vertheidigung gegen solche Vorwürfe. Er hat im Gegentheil den heranziehenden Freischarenführer auf alle Weise unterstützt und ihm die Wege geebnet.

Am 7. September zog Garibaldi, seinen Truppen vorauseilend, nur von seinem Generalstabe begleitet, in Neapel ein. Unendlicher Volksjubel, reichliche Thränengüsse, decorirte Häuser, flatternde Fahnen, Tücherschwenken, Umarmungen und Küsse ohne Ende, während die königlichen Truppen von den Castellen aus dem tollen Treiben müßig zusahen: das war, wie der ganze Zug durch das Königreich, ein entzückendes Schauspiel für die sentimentalen Touristen und Touristinnen in Garibaldi's Umgebung und die ihm affiliirten Romanschreiber, wie Alexandre Dumas, ein trauriges und niederschlagendes für den ernsten Patrioten, der mit schwerer Sorge der Zukunft des neuen Nationalstaats mit einer solchen Bevölkerung gedenken mußte.

Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Auf dem Festlande wie auf der Insel unter der Dictatur widerliche Aemterjagd, Unsicherheit der Personen und des Eigenthums, Orgien der Anarchie, Entleerung der reichgefüllten Staatskassen, willkürlich und unbesonnen erlassene, schlecht oder gar nicht beobachtete Gesetze. Solchen Zuständen mußte rasch ein Ende gemacht werden, wenn sie nicht zum Verderben führen sollten.

Franz II. hatte vor Garibaldi's Ankunft seine Hauptstadt verlassen und sich zu seinen Truppen begeben, die, von den Priestern bearbeitet, erbittert gegen die Garibaldiner, gegen 60000 Mann stark zwischen den Festungen Capua und Gaëta lagerten. Der poetische Krieg, wie Garibaldi seufzend zugestand, war zu Ende. Waren er und seine Freiwilligen der Aufgabe gewachsen, ein

Digitized by Google

entschlossenes und überlegenes, wohlbewaffnetes Heer aus einer festen Stellung zu vertreiben und die Festungen selbst zu erobern?

Bei einer so gespannten Lage galt für Cavour kein Zögern. Jede andere Gefahr war weniger dringend als die des Gehenlassens. Wie auch der Zweikampf zwischen Franz II. und Garibaldi endigte: sein Resultat mußte für den neuen Nationalstaat und dessen Dynastie verderblich werden. So wurde die Intervention in den Marken und Neapel beschlossen. Mit einem raschen Schlage sollte das Söldnerheer Lamoricière's vernichtet, der Widerstand des Königs von Neapel gebrochen, die Dictatur Garibaldi's aufgehoben, das einige Königreich Italien proclamirt werden. „Jetzt können wir nicht mehr in Neapel die zur Beherrschung der Revolution nöthige Kraft gewinnen", rief Cavour, „sondern nur in Ancona."

Die Beherrschung der Revolution — darum handelte es sich in der That. Am 6. September erhob sich die Bevölkerung mehrerer päpstlicher Städte am Nordrande des Apennins gegen ihre Unterdrücker. Ihre Deputationen flehten um die Intervention der sardinischen Truppen. Schon drangen Freiwilligenscharen über die Grenze. In diesen Zuständen beruhte Cavour's Stärke den Vorwürfen und Drohungen der von allen Seiten auf ihn eindringenden Diplomatie gegenüber. „Wenn wir nicht am Volturno anlangen, ehe Garibaldi Cattolica (Engpaß zwischen Rimini und Pesaro an der Adria) erreicht, bleibt Italien unter der Herrschaft der Revolution." Den Höfen gegenüber rechtfertigte er sein Einschreiten in einem Memorandum an die Gesandten mit unwiderstehlicher Logik. Weniger glücklich motivirte er die Intervention auf päpstlichem Gebiete dem Kardinal-Staatssecretär Antonelli gegenüber durch die Nothwendigkeit für Sardinien, seine eigenen Provinzen gegen Lamoricière's Söldner und die Revolution zu sichern und die Bewohner des Kirchenstaats selbst vor roher Mishandlung zu schützen. Es ward Antonelli nicht schwer, solche Gründe durch einfachen Hinweis auf das Völkerrecht zu widerlegen. Aber ehe noch seine Antwort anlangte, waren die Würfel gefallen.

Digitized by Google

Ende August stattete Napoleon dem neuerworbenen Savoyen einen Besuch ab. Cavour sandte Farini und den General Cialdini, beide dem Kaiser persönlich bekannt, um ihn zu begrüßen und für seine Plane zu gewinnen. Das „faites, mais faites vite", welches der Kaiser auf die dringenden Vorstellungen der Abgesandten endlich erwidert haben soll, gehört zu den historischen Mythen der Neuzeit. Er gab keine bestimmte Antwort, misbilligte später das Geschehene auf das strengste und berief seinen Gesandten aus Turin ab. Dennoch hatte Cavour gute Gründe, sich seinetwegen nicht allzu sehr zu beunruhigen. Eine Niederlage der Partei Lamoricière-Merode war auch eine Niederlage der Feinde des Kaisers. Daß die Piemontesen den von seinen Truppen besetzten Provinzen fern blieben, war selbstverständlich; daß sich Cavour anheischig machte, dieselben auch vor den Freicorps zu schützen, mußte Napoleon, der weder mit der öffentlichen Meinung Italiens, noch mit der Revolution einen Zusammenstoß wünschen konnte, von großem Werthe sein.

Am 9. September hatte das sardinische Heer den päpstlichen Boden betreten; am 17. wurden die Schlüsselsoldaten Lamoricière's bei Castelfidardo entscheidend geschlagen; am 29. beendete die Capitulation von Ancona den dreiwöchentlichen Krieg. Die Brücke zum Zuge nach Neapel war geschlagen; am 3. October zog Victor Emanuel, auf seiner Reise nach dieser Stadt begriffen, in Ancona ein. Einen Monat später erklärten sich in Umbrien und den Marken 230000 Stimmen gegen 1600 für die Vereinigung mit Sardinien; von den $3^1/_3$ Millionen Bewohnern des Kirchenstaates blieben dem Papste kaum 700000. Sein energischer Protest gegen „solch unerhörte Beraubung" war ihm nicht zu verdenken, die Einsicht, daß das Papstthum und seine eigene Regierung die wahren Schuldigen seien, nicht zu verlangen.

Ehe das piemontesische Heer nach Neapel gelangen konnte, drohte hier eine gefährliche Krisis. Am 19. September berief eine Proclamation Garibaldi's das italienische Volk in Waffen nach Rom, um von da nach Venetien zu ziehen. Von den Fanatikern und Romantikern der Revolution, den Ledru-Rollin, Cattaneo, Saffi, Dumas umgeben, von seinen mazzinistischen

Digitized by Google

Rathgebern und seinem Hasse gegen Cavour überredet, hatte Garibaldi Pallavicini nach Turin gesandt, um die Absetzung des Ministeriums und freie Hand in Unteritalien wie im Kirchenstaate zu verlangen. Der König antwortete entschieden verneinend, weigerte sich, Unteritalien als ein Geschenk Garibaldi's anzunehmen und wies auf die Nothwendigkeit hin, der Dictatur ein Ende zu machen. Die Mazzinisten waren außer sich; man sprach in ihren Kreisen offen von thätlichem Widerstand gegen „die piemontesische Invasion". Aber ihre Intrigue, die Annexion durch eine vorhergehende Wahl von Abgeordneten, die erst über die Volksabstimmung und deren Modus beschließen sollten, zu verzögern oder zu hintertreiben, scheiterte theils an der Ungeduld des neapolitanischen Volkes, theils an der Entschlossenheit Cavour's, der, während die königlichen Truppen die neapolitanische Grenze überschritten, das Parlament zusammenberief, um zwischen ihm und Garibaldi zu entscheiden.

Mehr eifrige als verständige Freunde riethen dem Minister dringend und wiederholt, sich vom Parlament bis zur vollen Herstellung der nationalen Einheit und geordneter Zustände unbedingte dictatoriale Gewalt übertragen zu lassen. Aber Cavour erkannte nicht nur klar, wie seine Stärke den feindlichen Parteien gegenüber vor allem darin beruhte, daß er alle seine Maßregeln auf die freie Zustimmung der Volksvertretung stützen konnte: er war auch ein entschiedener Freund des parlamentarischen Systems, der freien Discussion in Presse und Kammer. „Italien muß in Freiheit zu Stande kommen, oder man muß ganz darauf verzichten", wiederholte er bei jeder Gelegenheit. „Ich fürchte mich nicht vor dem Kampfe; er ist eine Nothwendigkeit der constitutionellen Regierung; wo kein Kampf, ist kein Leben, kein Fortschritt. Wenn alle Discussion aufhören sollte, möchte ich die Politik aufgeben und mich aufs Land zurückziehen, um meinen Kohl zu pflanzen."

Am 2. October 1860 wurde das Parlament, in dem nun auch die Vertreter Mittelitaliens saßen, ohne Thronrede eröffnet. Der Bericht des Ministeriums verlangte die Ermächtigung zur Annexion des Südens, wenn seine Bewohner sich in freier Ab-

Digitized by Google

stimmung für den Anschluß erklärten. „Aber ein dem Lande mit Recht theuerer Mann hat erklärt, er schenke dem Ministerium kein Vertrauen. Dem Parlament gebührt die Entscheidung, ob wir uns zurückziehen oder unser Werk fortsetzen sollen."

Die mehrtägige Wortschlacht wurde durch eine der eindrucksvollsten Reden Cavour's für die Regierung entschieden. War es der nächste Zweck dieser Rede, die Haltung der Regierung während der letztvergangenen Monate zu rechtfertigen, so bildete den Angelpunkt derselben doch nicht so sehr die Vergangenheit und das Zerwürfniß mit Garibaldi, als die Zukunftspolitik der Regierung in Bezug auf Rom und Venedig. Offen erklärte er, daß ihre Verbindung mit dem Nationalstaate nur eine Frage der Zeit sein könne. Aber die Lösung beider Aufgaben sei nicht sofort zu ermöglichen, nicht auf gewaltsamem Wege zu erzwingen. Wenn man schon nicht in der Lage sei, Oesterreich Venetien mit den Waffen abzutrotzen, so sei noch weit weniger daran zu denken, die Franzosen und den Papst in Rom zu bekriegen. Nur moralische Mittel führten hierhin und dorthin. Die Lösung der römischen Frage werde aus der sich immer mehr befestigenden und verbreitenden Ueberzeugung entspringen, daß die Freiheit der Entwickelung des religiösen Gefühls sehr günstig sei, und wenn erst Italien bewiesen habe, daß es sich zu regieren, einen starken und lebensfähigen Staat zu bilden verstehe, wenn es zugleich immer klarer zu Tage trete, daß ein gedeihliches und friedliches österreichisches Regiment in Venetien unmöglich, die Anziehungskraft des einigen Italiens unwiderstehlich sei, werde die öffentliche Meinung Europas mit demselben gemeinsame Sache gegen das widerwillige Oesterreich machen.

Solchen kühnen optimistischen Anschauungen gegenüber haben innerhalb wie außerhalb der piemontesischen Deputirtenkammer gar manche höhnisch die Achseln gezuckt, zweifelhaft, ob sie Cavour der Heuchelei oder bodenloser Ideologie beschuldigen sollten. Allerdings galt es ja zunächst, seinen allzu sanguinischen Landsleuten, die schon die dreifarbige Fahne, von Garibaldi's sieggewohnter Hand aufgepflanzt, an den Lagunen und der Tiber flattern sahen, die Pille der Enttäuschung etwas zu vergolden.

Digitized by Google

Dennoch war Camillo Cavour auch hier nichts weniger als ein Heuchler. Er glaubte an den Sieg des Wahren und Guten auch auf dem politischen Gebiete. In wunderbarer Weise vereinigte sich in ihm der Idealist mit dem praktischen Staatsmanne. Sowenig er die materiellen Mächte der Gegenwart, die großen Bataillone, misachtete, so war er doch geneigt, die geistigen Hebel der geschichtlichen Bewegung eher zu hoch als zu gering zu schätzen.

Begeisterter Beifall und der allgemeine Ruf: „Zur Abstimmung!" folgten seiner Rede; 296 Stimmen gegen 6 bezeugten das allgemeine Vertrauen der Vertreter des italienischen Volkes zu dem großen Leiter seiner Politik. Den Interpellationen der Linken aber, die, auf Nizza-Savoyen hinweisend, die Abtretung der Insel Sardinien als Sühne für die Annexion Unteritaliens befürchtete oder zu befürchten vorgab, antwortete er mit einer energischen Abweisung. Ein solches Opfer könne wol einem Staate von 5 Millionen auferlegt werden, nicht aber einer Nation von 22 Millionen Seelen.

Wenige Tage ehe die Deputirtenkammer ihr Verdict in dem Processe Cavour-Garibaldi sprach, hatte dieser rühmlich, aber ohne Entscheidung bei Capua gegen die Truppen Franz' II. gekämpft. Zu schwach, die festen Stellungen des Feindes zu forciren, geschweige denn das starke Capua und Gaeta selbst zu bezwingen, stand er jetzt, auf Verstärkungen harrend, den Königlichen bei Caserta gegenüber.

Nur mit Mühe hatte der als Prodictator in Neapel fungirende Pallavicini dem schwankenden General die Zustimmung zu dem von Cavour verlangten Plebiscit abgerungen. Am 21. October erklärten sich auf dem Festlande und der Insel Sardinien von 1,743108 Abstimmenden 1,732129 für den Anschluß an den italienischen Nationalstaat. Gleichzeitig überschritt Victor Emanuel mit seinem Heere die römisch-neapolitanische Grenze. Den wahnsinnigen Gedanken an gewaltsamen Widerstand, der in seiner Umgebung ausgesprochen ward, wies Garibaldi entschieden zurück. Seine Zusammenkunft mit dem König am 26. October war jedoch kühl und gemessen. Am 7. November hielt der letztere

Digitized by Google

seinen triumphirenden Einzug in Neapel. Garibaldi bot ihm das Königreich beider Sicilien in einem Briefe gleichsam als ein Geschenk von sich und den Seinen dar, eine Taktlosigkeit, welche der König weislich ignorirte. Nach einem vergeblichen Versuche, zum Generalstatthalter mit voller Civil- und Militärgewalt ernannt zu werden, wies der Exdictator den Annunciatenorden als „königliches Spielzeug" von sich, und kehrte, arm wie er gekommen, in seine Einsiedelei auf Caprera zurück, in einer Proclamation an die Südarmee seine nahe Wiederkehr zur Befreiung Roms und Venetiens verkündend. „Ich werde weggeworfen, wie eine ausgepreßte Orange", sagte er zu Parsano. Auch Mazzini und Pallavicini verließen Neapel. Nach dem Norden zurückkehrend, suchte der letztere Cavour in seinem geliebten Leri auf. Der Graf empfing den vielverdienten Patrioten mit herzlicher Dankbarkeit. „Die Sache Italiens", äußerte er im Gespräch, „wird noch viele Männer aufreiben." — „Aber nicht den Grafen Cavour." — „Auch den Grafen Cavour", antwortete dieser bewegt. Breitete der Tod schon damals seine Schatten über ihn aus?

Die Besorgniß vor einem Offensivbündniß der drei nordischen Herrscher gegen Frankreich und Italien bei ihrer Zusammenkunft in Warschau gegen Ende October 1860 hatte sich nicht bestätigt. Oesterreich beobachtete allerdings scheinbar eine drohende Haltung; Rußland und Spanien folgten Frankreichs Beispiel, indem sie ihre Gesandten aus Turin zurückzogen. Der preußische Minister des Auswärtigen, Herr von Schleinitz, ertheilte Cavour im Kathederton einen strengen Verweis für seine revolutionäre Politik. „Ich habe das Bewußtsein", erwiderte dieser dem preußischen Gesandten, der ihm die Note widerwillig genug mittheilte, „gethan zu haben, was für meinen Herrn und mein Land das Beste war. Ich könnte die Gründe des Herrn von Schleinitz siegreich widerlegen; jedenfalls tröste ich mich damit, daß Preußen höchst wahrscheinlich froh sein wird, dem von mir bei dieser Gelegenheit gegebenen Beispiel demnächst folgen zu können." Mit solchen Waffen war Cavour nicht zu schrecken; er wußte derartige Demonstrationen nach ihrem wahren Werthe zu schätzen.

Digitized by Google

Am 13. Februar 1861 capitulirte die Festung Gaeta, nachdem Franz II., nicht länger von dem französischen Geschwader beschützt, nach Civita-Vecchia abgesegelt war; wenige Wochen nachher fiel auch die Bergfeste Civitella del Tronto, der letzte Platz, auf dem noch die bourbonische Fahne wehte. Binnen wenigen Monaten hatte die Dynastie ihre vor Gott und Menschen längst verwirkte Herrschaft über beide Sicilien verloren, nach menschlichem Ermessen auf immer.

Vergeblich waren dagegen alle Bemühungen Cavour's, den von den Bewohnern stürmisch verlangten Zutritt Viterbos zu dem einigen Italien von Napoleon zu verlangen. Noch ein ganzes Jahrzehnt lang deckte, mit kurzer Unterbrechung, die französische Flagge das Erbe Sanct-Peter's, bis eine gewaltigere Macht den Kaiser zwang, seine Truppen zum zweiten und letzten mal in die Heimat zurückzurufen.

Die Abstimmungen waren vollzogen, die Annexionen decretirt; auf die Poesie der Kriege, der Revolutionen, der Boten, der Festzüge und lärmenden Demonstrationen folgte wieder die Prosa des Alltagslebens. Der begeisterte Jubel des heißblütigen Volkes machte einer starken Ernüchterung Platz. Das staatliche und administrative Zusammenschließen so vieler Länder, die nicht nur unter verschiedenen Herrschern und Institutionen gelebt hatten, sondern die auch nach Stammeseigenthümlichkeit, Bildung und Moralität unendlich verschieden waren, erwies sich bald als eine ungleich schwierigere Aufgabe, als ihre Eroberung. Und hier zeigten sich zugleich die Grenzen von Cavour's Genius. Unerreicht in der diplomatischen Kunst, eine Autorität ersten Ranges in der Volkswirthschaft, von klarster Erkenntniß und schöpferischer Thätigkeit in allen principiellen Verfassungsfragen, besaß er doch nicht Verständniß, Sinn und Interesse für die Aufgaben der Verwaltung und ihren Mechanismus. Auch hier zeigten sich in einem ihrer edelsten Typen die Schranken der Begabung seiner Nation. „So wie das italienische Volk bei allem seinem Reichthum an feinen Juristen und Diplomaten, so war auch Cavour einem geistreichen Künstler gleich, der das Handwerk der Kunst

Digitized by Google

nicht versteht." Mit unvergleichlich feinem Instinct, mit bewundernswerther Opferwilligkeit haben die Italiener, seit anderthalb Jahrtausenden in Staaten und Stätchen zersplittert, ihre nationale Einheit geschaffen. Der Vergleich der italienischen Bewegung mit der deutschen von 1848—70 ist nichts weniger als schmeichelhaft für unser Volk. Das kleine und schwache Sardinien hat ungleich leichtere Arbeit gehabt als das große und mächtige Preußen. Solche erbärmliche sogenannte Stammeseifersucht, solcher beschränkte Particularismus, wie sie in Baiern und Würtemberg, in Sachsen und Hannover noch heutzutage nicht ganz verschwunden sind, fand sich weder bei dem Lombarden und dem Toscaner, noch bei dem Bewohner des ehemaligen Kirchenstaats oder des Königreichs beider Sicilien. Nachdem aber bei uns die innern Zustände einmal durch Blut und Eisen gekittet sind, ist die Hauptsache geschehen. Die Tapferkeit, das Pflichtgefühl, die Disciplin, die ruhige Besonnenheit, der praktische Sinn unserer Bevölkerungen leisten Bürgschaft für den raschen und festen Ausbau des neuen Reichs.

Anders in Italien. Hier begannen die größten Schwierigkeiten, als es galt, die alten Mittelstaaten zu einem lebensfähigen Großstaate, zu einer administrativen Einheit zusammenzuschmelzen. Die bei dem großen Befreiungswerke verschwundene municipale Eifersucht trat wieder hervor; mit ihr der Egoismus, der persönliche Ehrgeiz, die Aemterjagd — seit Jahrhunderten eine unheilbare Krankheit der Italiener — die mangelhafte theoretische und praktische Bildung der Beamten, das Dilettantenthum in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes, die Antipathie gegen strenge Subordination neben der Gewohnheit an eine vielköpfige, sich in alles mischende Bureaukratie; der Widerwille gegen eine stille, unverdrossene Arbeit für das Gemeinwohl neben dem stürmischen Verlangen nach Selbstregierung. Die einzigen tüchtig geschulten Beamten, die piemontesischen, genügten einestheils nicht für ganz Italien; andererseits wirkte ihr fremdes, hartes und strammes Wesen, ihre Unkenntniß der localen Zustände ihre Sprache selbst abstoßend auf das Volk, vor allem

Digitized by Google

im Süden. Man wollte sich wol italienisiren, aber nicht piemontisiren lassen.

Wir haben Farini, den Cavour als Statthalter nach Neapel geschickt hatte, als den einsichtigen, wohlwollenden und energischen Regenten der Emilia kennen gelernt. Aber die heißblütigen und eiteln Südländer empfanden wenig Lust, sich den Anordnungen des nordischen Arztes zu fügen. Die seit Jahrhunderten sich forterbende, von der Regierung stets stillschweigend geduldete und vorausgesetzte Corruption des Beamtenstandes, die Roheit und Unwissenheit des Volkes, dem die ersten Elemente geistiger wie moralischer Bildung mangelten, das greuliche, dem Nordländer kaum verständliche Unwesen der Camorra, die von Rom aus sorglich geförderte, in allen Provinzen ausbrechende Pest des Brigantenthums machten aus Neapel einen Augiasstall, dessen Reinigung die Kraft und Geduld des Zähesten erschöpfen konnte. Nicht viel besser stand es um die ehemals römischen Bezirke, zumal die Marken. Und hier ist Cavour nicht von dem Vorwurf freizusprechen, daß er bald zu viel, bald zu wenig that, daß er seinen Beamten zu viel überließ, daß er, ganz mit den großen Fragen der äußern Politik beschäftigt, über die wichtigsten Angelegenheiten der innern Verwaltung zu leicht hinwegging.

Alle klaren Köpfe in Italien waren einverstanden, daß der Einheitsstaat nur gedeihen könne bei einer starken Decentralisation, bei möglichst ausgedehnter Selbstregierung nicht nur der einzelnen Gemeinden, sondern auch der Bezirke und Provinzen. Um den „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der verschiedenen Bestandtheile, aus denen das neue Reich zusammengewachsen war, den erforderlichen Spielraum zu gewähren, schlug Farini schon vor der Annexion des Südens das Regionalsystem vor, d. h. die Vereinigung großer, durch gemeinsame Interessen und, soweit möglich, gemeinsame Geschichte zusammengehörender Nachbarprovinzen zu einer administrativen Einheit. Die Lombardei, Toscana, die Emilia, die Marken und Umbrien, Piemont und Sardinien boten sich ungesucht als solche Regionen dar. Cavour war mit dem Plane vollkommen einverstanden. Aber das

Digitized by Google

Hinzukommen Süditaliens machte ihn schwankend. Neapel war zu groß für eine Region, und bot doch außer der Hauptstadt kein natürliches administratives Centrum. Die Bewohner des ehemaligen Königreichs schienen völlig unreif zur Selbstregierung. Dazu kam, daß die einzelnen Provinzialstädte sich wol einer Reichs-, aber nicht einer Regionalhauptstadt unterwerfen wollten. Ueberall regte sich die Eifersucht der alten Städterepubliken und Residenzen, sodaß selbst Ricasoli, der anfangs eifrig dafür gearbeitet, an dem Plane irre wurde. Man führte die Einrichtung theil- und versuchsweise ein, hob sie bald wieder auf und fiel endlich in das alte Präfectenwesen nach französischem Muster, aber nicht mit französischer Straffheit und Pünktlichkeit, zurück. Das war keineswegs nach Cavour's Wunsch; aber er wollte die centralistisch gesinnte Mehrheit des Parlaments nicht verletzen, hielt die Angelegenheit auch nicht für so dringend und wichtig und starb darüber. Dreizehnjährige schlimme Erfahrungen haben seitdem für das Regionalsystem Proselyten gemacht; treffliche Schriften der ersten Staatsmänner und Nationalökonomen Italiens dasselbe befürwortet; schon die nahe Zukunft dürfte die neue Institution ins Leben treten sehen.

Eins der schwersten Uebel war die Unwissenheit des Volks, die geringe Zahl und schlechte Beschaffenheit der höhern Unterrichtsanstalten, der traurige Zustand der wenigen, fast ganz in den Händen der Geistlichkeit befindlichen Volksschulen, der absolute Mangel an Lehrerseminarien. Nur eine unbedeutende Bruchzahl des Volks konnte sich einigermaßen genügender Bildung rühmen; über zwei Drittel desselben genossen gar keinen Unterricht. In manchen Districten betrug bei der Aushebung die Anzahl der analfabeti, d. h. der Rekruten, die weder schreiben noch lesen konnten, über 90 Procent. Staat und Gemeinden haben seitdem gewetteifert, den öffentlichen Unterricht zu heben; die nächste Generation wird die Früchte ihrer Anstrengungen und Opfer genießen. Cavour fand wenig Zeit, sich eingehender mit dieser Frage, deren Wichtigkeit er in seinen Kammerreden wiederholt hervorhob, zu beschäftigen. Sein Ideal war die volle und unbedingte Lehr- und Lernfreiheit; wie die Dinge in Italien

Digitized by Google

lagen, erkannte er die dringende Nothwendigkeit, daß der Staat die Unterrichtsfrage in die Hand nehme, ordne und leite. Als eine besondere Schule der Bildung galt ihm das Heer. Er erblickte darin nicht nur eine Waffe gegen das Ausland, nicht nur eine Schutzwehr für die Ordnung und Sicherheit im Innern, sondern eine Institution, in der das italienische Volk sich als eine Einheit fühlen lernen, seine Jugend Geist und Körper stählen, an eine straffere sittliche und gesetzliche Zucht sich gewöhnen sollte. „Hier lernten die Barbaren aus den Abruzzen die Elemente menschlicher Gesittung, die verweichlichten Stadtleute Zucht und Pünktlichkeit; der dumme Haß der Landschaften schliff sich ab und, vor allem, das köstliche Gut einer gemeinsamen Umgangssprache ward auch den gemeinen Soldaten zutheil." Deshalb wurde Cavour nie müde, für die Armee zu wirken, seine Collegen von Fach und die Oberbefehlshaber zu unterstützen und anzutreiben. Im Einverständniß mit ihm organisirte der geniale Fanti das Heer, nicht ohne wesentliche Benutzung preußischer Vorbilder.

Auf dem Gebiete des Rechtswesens, der Münzen, Maße und Gewichte, wie der Verkehrsanstalten, wurde die nothwendige Einheit mit zum Theil fast übermäßiger Hast verwirklicht. Für die letztern hatte Cavour bekanntlich ein besonders lebhaftes Interesse. Die Eisenbahn, welche, die ganze Halbinsel vom Comer- und Langensee bis Brindisi durchschneidend, nicht nur alle Landschaften Italiens zu verbinden, sondern auch den Verkehr Mittel- und Nordeuropas mit dem Orient an sich zu ziehen bestimmt war, ein Lieblingsgedanke Cavour's, wurde rasch in Angriff genommen, wenn auch freilich erst lange nach seinem Tode vollendet.

Der wundeste Punkt des neuen Königreichs waren von Anfang an und sind noch immer seine Finanzen. Die Illusion dilettantischer Finanzmänner, ja tüchtiger Volkswirthe wie Minghetti und Pasini, daß der eine Großstaat weit weniger kosten würde als die sieben Kleinstaaten mit ihren Höfen, theilte Cavour keineswegs. Er wußte, daß es höchst kostspielige Bedürfnisse zu befriedigen galt, darunter manche, welche die Klein-

Digitized by Google

staaten überhaupt nicht gekannt hatten, wie das große nationale Heer und die Flotte, und mehr noch solche, welche von ihnen schmählich vernachlässigt worden waren, wie Volksunterricht und Verkehrsanstalten. Dem allgemeinen hirnlosen und wüsten Geschrei nach Steuerverminderung, den unverständigen Klagen der Provinzen über relative Ueberbürdung trat er mit energischer Abweisung entgegen. „Es ist nöthig, zu zahlen, und viel zu zahlen" — diese Erkenntniß bezeichnete er als den Kern der neuen Finanzpolitik. Schon im April 1861 war ein Anlehn von 500 Millionen Frs. erforderlich. Dennoch hatte auch Cavour kaum eine Ahnung davon, wie schlimm es wirklich stand. Das neue Königreich hatte bereits eine öffentliche Schuld von 3 Milliarden, und in den zwölf folgenden Jahren hat trotz neuer, erhöhter und verbesserter Steuern, trotz der wiederholten Creditoperationen, trotz des Verkaufs von Domänen und Kirchengut, das jährliche Deficit 1—500 Millionen betragen und ist die Schuldenmasse des Staats entsprechend gewachsen. Bis auf den heutigen Tag verkündet jede neue Thronrede mit anerkennenswerther Ausdauer die Nothwendigkeit, das Gleichgewicht zwischen den regelmäßigen Einnahmen und Ausgaben herzustellen.

Ungeduldig, den provisorischen Zuständen ein Ende zu machen und die Vertreter des ganzen italienischen Volks um sich zu versammeln, hatte Cavour nach Auflösung der im letzten Frühling gewählten Kammer die Neuwahlen für die ganze Halbinsel auf den 27. Januar 1861 ausgeschrieben. Noch donnerten die Kanonen von Gaeta, noch wehte auf den Wällen der Festung die Fahne Franz von Bourbon's: dennoch wurden selbst in Neapel die Wahlen mit der größten Ruhe und Ordnung vollzogen. Das Resultat, dem Cavour nicht ohne Sorgen entgegengesehen hatte, übertraf alle seine Erwartungen. Die Majorität für die Regierung war größer als je zuvor; die schwach vertretene radicale Partei vermißte mehrere ihrer Häupter; ihre Repräsentanten waren meist nur gegen bedeutende Minoritäten gewählt; die klerikale und legitimistische Rechte, die sich, ohne Hoffnung des Sieges, zumeist der Wahl enthalten hatte, war

Digitized by Google

fast verschwunden. Cavour gehörte nicht zu den Staatsmännern, deren Ideal eine Kammer mit lauter gefügigen Werkzeugen der Regierungspolitik ist. Nicht nur seine Toleranz gegen Andersdenkende, nicht nur seine Lust an dem Wortkampfe der Tribüne ließen ihn eine kräftige und thätige parlamentarische Opposition wünschen: er wußte und betonte, daß die größte Gefahr gewaltsamer Bewegungen außerhalb des Parlaments verschwindet, wenn selbst die äußersten Parteien innerhalb desselben ihre legitimen Organe und Vertreter besitzen.

Am Morgen des 18. Februar 1861 prangte Turin im glänzendsten Festschmuck. Die Sitze der Volksvertreter und Senatoren wie die Tribünen waren dicht gefüllt, als der König vom Throne herab die erste Versammlung der Repräsentanten des „Königreichs Italien" begrüßte. Donnernder Beifallsruf empfing die Verkündigung der Befreiung und Einigung der Nation, wie das Programm der Regierung: „Verbindung des Einheitsstaats mit der Selbstverwaltung der Staatsglieder", nicht minder die Worte, in denen der König seine aufrichtige Sympathie für den neuen König von Preußen und die deutsche Nation aussprach.

Als Cavour wenige Tage nachher dem Senate die Constitutionsurkunde des neuen Königreichs vorlegte, sprach er: „Der Titel König von Italien (von vielen Seiten war, dem «empereur des Français» entsprechend, König der Italiener vorgeschlagen worden) ist die feierliche Bestätigung einer ungeheuern Thatsache, der Thatsache der Constituirung Italiens; es ist die Verwandlung dieses Landes, dessen Existenz als politischer Körper dreist, und zwar fast von allen Politikern Europas, geleugnet ward — die Verwandlung dieses, ich möchte sagen, verachteten wie unbeachteten Körpers in das Königreich Italien. Der Gedanke der Bildung dieses Königreichs, die Constituirung dieses Volks erscheint in prägnanter Weise ausgedrückt und bestätigt durch die Proclamation Victor Emanuel's II. zum König von Italien."

Unter den neuernannten Senatoren war auch der greise Dichter Manzoni. Arm in Arm mit ihm verließ Cavour den Sitzungssaal. Draußen empfing rauschender, endloser Beifalls-

Digitized by Google

ſturm der dichtgedrängten Menge das Paar — den größten Staatsmann und den größten Poeten Italiens. „Dieſer Beifall gilt Ihnen", ſagte der erſtere. Da ließ Manzoni den Arm Cavour's los, klatſchte in die Hände, und enthuſiaſtiſch folgte das Volk ſeinem Beiſpiel. „Sehen Sie jetzt, Herr Graf, wem der Beifall gilt?"

Manzoni hatte recht. Mit richtigem Inſtinct ließ ſich das Volk durch die giftigen Invectiven der Mazziniſten, welche ſeit Garibaldi's Abdankung wieder vollſtändig mit der Monarchie gebrochen hatten, nicht irre machen in ſeiner Begeiſterung für den Befreier Italiens. Und Cavour wußte dieſen Beifall zu verwerthen. Es mußte ihm, um der fremden Diplomatie willen wie für die innere Feſtigkeit der neuen Krone, vor allem darum zu thun ſein, daß das Königreich nicht als eine Schöpfung der revolutionären Kräfte erſcheine. Als der Berichterſtatter in der Deputirtenkammer die Verdienſte des ganzen Volks um das große Einigungswerk hervorhob, ſtimmte er zwar bei, ſetzte aber hinzu: „Erlauben Sie mir, aus innerſter Ueberzeugung öffentlich auszuſprechen, daß die Regierung des Königs bei den letzten Ereigniſſen die Initiative ergriffen hat." Er wies das für den Krimkrieg, den pariſer Congreß, die großen Thaten von 1859 nach, „kraft deren das Königreich Italien conſtituirt iſt", und fügte hinzu, daß die Regierung entſchloſſen ſei, unter den gegenwärtigen Verhältniſſen auch fernerhin an der Spitze der Nation zu marſchiren, und Europa gegenüber der Anwalt ihrer Wünſche und Intereſſen zu bleiben. „Das iſt, wie wir glauben, die für Italien allein geeignete Politik; wir halten dafür, daß es zum großen Theil dieſer Politik verdankt, was bereits erreicht iſt, und ihr auch verdanken wird, was noch zu erreichen bleibt."

Das war ein deutlicher Fingerzeig, daß Cavour freie Hand behalten wollte für Rom und Venedig. „Frei und faſt ganz einig durch den wunderbaren Beiſtand der Vorſehung, den einträchtigen Willen des Volks und die glänzende Tapferkeit des Heeres", lauteten die erſten Worte der Thronrede vom 18. Februar. In dieſem „faſt" lag der Keim furchtbarer Gefahren, die dem unfertigen Gebäude mit raſchem Einſturz drohten. Daß das

Digitized by Google

fieberhaft gesteigerte Nationalgefühl des italienischen Volks sich nicht befriedigt erklären werde, solange noch der Trauerflor die Fahnen und Wappen Venedigs und Roms bei öffentlichen Festzügen deckte, war keinem denkenden Beobachter zweifelhaft. Cavour erkannte die volle Berechtigung dieser Forderung des Volksinstincts nicht minder vom politischen wie vom nationalen Standpunkte an. Ebenso wenig aber war er einen Augenblick darüber ungewiß, daß nicht nur ein Moment des Stillstandes gekommen sei, sondern daß auch der revolutionäre Weg des letzten Jahres nicht ferner beschritten werden könne. Die kindische Ungeduld des durch unerhörte Erfolge berauschten Volks, unablässig geschürt durch die Apostel der Revolution, verlangte den sofortigen nationalen Kreuzzug nach dem Tiber und den Lagunen. Dies Verlangen zu befriedigen war unmöglich, und doch durfte es Cavour nicht ignoriren, wollte er nicht mit seinem Nimbus zugleich die große Parlamentsmehrheit zerfließen sehen. So erblicken wir ihn in den ersten Monaten des Jahres 1861 fortwährend bemüht, nach außen die furchtsame und argwöhnische Diplomatie über seine Absichten zu beruhigen, während er zugleich durch den Mund des Königs bei jeder öffentlichen Gelegenheit den Volkswünschen Rechnung tragen und auf ihre baldige Erfüllung hinweisen läßt.

Dem Volke gegenüber mochte dies Auskunftsmittel genügen, bis die hochgehenden Wogen der Leidenschaft sich gelegt, die allzu sanguinischen Hoffnungen etwas abgekühlt hatten. Aber die radicale Actionspartei war außer sich darüber, daß ihr die Regierung das Machtwerkzeug, mittels dessen sie derselben Gesetze vorschreiben zu können hoffte, aus der Hand gerissen hatte. Man hat es Cavour selbst von befreundeter Seite zum Vorwurf gemacht, daß er die „Südarmee" noch im Winter 1860—61 auflöste, während die mittelitalienischen Truppen dem nationalen Heere einverleibt wurden. Allerdings mochte die Verachtung der Berufssoldaten gegen das Freiwilligenheer und die neugewählten, zum Theil unmündigen Offiziere desselben dabei mitgewirkt haben. Aber die Hauptsache war doch, der Revolution eine gefährliche und stets bereite Waffe aus der Hand zu winden.

Digitized by Google

Es war der Fluch der Cavour durch die Umstände aufgezwungenen Politik, daß die Freunde von gestern nicht die von heute sein konnten, daß er, eine Zeit lang mit der Revolution gehend, sie wenigstens unter der Hand fördernd, ihr bald ein energisches „Bis hierher und nicht weiter!“ zuzurufen genöthigt war. Den Leitern derselben und der heißblütigen italienischen Jugend erschien dieser plötzliche Wechsel der Stellung als Egoismus, Undankbarkeit, Feigheit, ja als Verrath an der Sache des Vaterlandes. Mazzini und seine Anhänger benutzten die Aufregung, um Cavour geheimer Zettelungen mit Napoleon und, trotz seiner entschiedenen Ableugnung, neuer Verträge für die Abtretung italienischer Gebiete zu beschuldigen. Sie haben nie auch nur den Schatten eines Beweises dafür vorzubringen vermocht. Garibaldi war aufs tiefste empört gegen den Mann, der, nachdem er ihn zum Fremden in Italien gemacht, ihm nun das Schwert aus der Hand riß, mit dem er die Befreiung des Vaterlandes hatte vollenden wollen. Der Zusammenstoß zwischen den beiden Männern, die man wol den Kopf und das Herz Italiens nennen dürfte, bei der Discussion über die Südarmee im Parlament, war eine der traurigsten Episoden der italienischen Bewegung. Cavour erschien auch hier als der Größere von beiden. Wir haben erwähnt, wie er ohne Groll von dem Gegner schied, der nach den bittersten Klagen und Schmähungen die dargebotene Hand zurückstieß. Hinter Cavour aber stand der ganze verständige und urtheilsfähige Theil der Nation, stand das ganze sardinische Heer, in dessen Namen Cialdini Garibaldi offen die Fehde ankündigte. Es war hohe Zeit, daß die Aera der Revolutionen geschlossen wurde.

Aber ließ sie sich vollkommen schließen, ehe das italienische Banner auf den Zinnen des Capitols wehte? Cavour war nicht dieser Meinung, und mit Recht. Solange die Actionspartei mit dem in den Herzen des ganzen Volks lauten Widerhall findenden Rufe: „A Roma! Roma o la morte!“ die Nation in steter Aufregung hielt, war an Ruhe und gedeihliche innere Entwickelung des Staatswesens nicht zu denken. Dabei theilte er selbst die allgemeine Ansicht, daß Rom die einzig

Digitized by Google

mögliche, die von der Natur selbst bestimmte Hauptstadt des Königreichs sei. „Rom ist die einzige Stadt Italiens, die keine municipalen Erinnerungen, sondern nur die einer großen Metropole hat.“ Freilich übersah er dabei, daß diese Erinnerungen nur die einer Welt-, nicht einer nationalen Hauptstadt waren. Die bedeutendsten Politiker des Landes, die Ricasoli, Minghetti, Menabrea, Peruzzi, Lamarmora stimmten ihm bei. D'Azeglio's dringende Warnung im entgegengesetzten Sinne war die Stimme des Predigers in der Wüste. Wohl deutet manches Wort Cavour's darauf hin, daß auch er Zweifel hegte, ob Rom sich dauernd als Hauptstadt bewähren werde. „Könnten wir doch eine Hauptstadt haben für den Werkeltag, eine für die Festtage!“ seufzte er. Turin's Lage im nordwestlichen Winkel des Landes, so nahe der jetzt fast unbeschützten Grenze, erschien so ungeeignet wie möglich. Das ferne und große Neapel war geneigt, sich Rom unterzuordnen: gegen das fremde, kaum gekannte Turin empörte sich der Stolz des Südländers. Selbst das nahe Mailand wurde schwierig und murrte. Wenn D'Azeglio Gott dankt, daß Italien viele Hauptstädte besitze, so lag gerade darin die Unmöglichkeit, mit freier Zustimmung der andern eine derselben außer Rom zum Centralpunkt des Landes zu machen. So blieb dem Minister keine Wahl. „Ich halte mich für verpflichtet, in der feierlichsten Weise angesichts der Nation die Nothwendigkeit zu proclamiren, Rom zur Hauptstadt zu haben, weil Italien ohne Rom sich nicht constituiren kann.“

Nach Rom streben wollte und mußte er; aber auf welchem Wege konnte man hingelangen? Gegen den Papst Gewalt anzuwenden, wäre dem eigenen katholischen Volke gegenüber vielleicht nicht unbedenklich, in Rücksicht auf die 200 Millionen Katholiken, die Rom als ihre gemeinsame Hauptstadt und das unveräußerliche Eigenthum ihres geistigen Oberhauptes betrachteten, mindestens höchst gefährlich, der französischen Fahne gegenüber, die das Patrimonium Petri deckte, ein wahnwitziges Unternehmen gewesen.

Schon bei einer frühern Gelegenheit sahen wir Cavour die Freiheit als den Weg bezeichnen, der nach Rom führen werde.

Digitized by Google

Das Neuguelfenthum der Gioberti, Rosmini, Manzoni u. a., 1847 begeistert für den Papstkönig, das Haupt des italienischen Bundes, hatte sich seit 1849 allmählich in die Idee einer Trennung der geistlichen von der weltlichen Macht hineingelebt. In diesem Cavour eng befreundeten Kreise war zuerst die Idee von der freien Kirche im freien Staate aufgetaucht; hier hatte auch er sich damit durchdrungen. Die Beweise liegen vor, daß wenigstens seit einem Jahrzehnt der Gedanke in ihm lebte, der seiner weltlichen Macht entkleidete Pontifex vertrage sich in Rom zugleich mit einer vollkommen religiösen Freiheit, und wenn der Staat auf jede Einmischung in kirchliche Angelegenheiten, jeden Einfluß auf dieselben verzichte, erscheine die Hoffnung gerechtfertigt, daß das Papstthum dafür seinem weltlichen Besitze zu entsagen bereit sein werde.

Jetzt galt es, diesen Ideen eine greifbare Form zu geben, die Nation und Europa über den neuen Feldzugsplan der Regierung aufzuklären. Auf Cavour's Wunsch interpellirte sein Vertrauter Audinot das Ministerium über die römische Frage. In schwungvoller, begeisterter Rede entwickelte darauf der Graf sein Programm.

Zunächst betonte er abermals, daß man nur, indem man die kirchliche Souveränetät des Papstes sicherstelle, und nur mit der Zustimmung Frankreichs nach Rom gehen könne. Aber Frankreich werde und müsse einwilligen, sobald man die katholische Welt überzeugt haben würde, daß der Kirchenstaat nicht eine Garantie der Unabhängigkeit, sondern im Gegentheil die Ursache der absoluten Abhängigkeit des Papstes von fremden Mächten sei, da er sich selbst nicht einmal schützen könne gegen seine Unterthanen. Europa müsse erkennen, daß das päpstliche Regiment unmöglich geworden, daß es seit langer Zeit in allen Theilen des Kirchenstaats verhaßt und verachtet sei, daß es eben so unchristlich wie unsinnig wäre, zu verlangen, um die zeitliche Macht des Stellvertreters Christi auf Erden zu stützen, müsse eine Nation zum Märtyrerthum verdammt werden. Der Papst aber könne die nothwendigen innern Reformen nicht einführen: nicht die Civilehe, nicht die Freiheit der Religion und des

Digitized by Google

Unterrichts, nicht die allgemeine Wehrpflicht, unentbehrliche Güter der modernen civilisirten Menschheit, „die doch vom rein katholischen Standpunkt aus unverträglich sind mit großen, allgemein anerkannten Vorschriften".

Nach solchen Prämissen liegt uns der Schluß nahe: Also sind die politische Freiheit und der moderne Culturstaat mit dem römischen Katholicismus überhaupt unvereinbar. Anders Cavour und seine Landsleute. Ihnen sind Katholicismus und Kirche, ja Christenthum zusammenfallende Begriffe. Sie kennen und achten den Protestantismus wol theoretisch: praktisch existirt er für sie nicht. Die katholische Kirche hat für sie das unsterbliche Verdienst, zugleich die Weltreligion und wie das Papstthum selbst eine nationale Institution zu sein. Mit verschwindenden Ausnahmen ist jeder Italiener, der nicht vom christlichen Glauben, von jeder positiven Religion überhaupt sich losgesagt hat, römischer Katholik. An die Unmöglichkeit, die Cultur der Gegenwart und Zukunft, die Selbstbestimmung der Völker und Individuen, die Nationalitätsidee mit dem ungeschwächten Fortbestehen des Papstthums, mit der römischen Hierarchie überhaupt zu vereinigen, konnte und wollte Cavour nicht glauben. Ganz unberechtigt ist der Vorwurf, daß er auch hier anders gesprochen als gedacht und ein Vertrauen geheuchelt habe, welches er niemals fühlte. Wohl mag er, um das Volk und die Kammer zu beruhigen und mit dem von ihm vorgeschlagenen einzig möglichen Wege zu versöhnen, die Zukunft etwas rosiger gemalt und was er in der Ferne erblickte, in größere Nähe gerückt haben: sein Glaube an die dereinstige Verwirklichung seines Gedankens stand unerschütterlich fest. Er erwartete von der Durchführung desselben die glänzendsten Folgen für die Civilisation. Dem Rom des Alterthums, welches mit Legionen von Soldaten, dem Rom des Mittelalters, welches mit Legionen von Mönchen die Welt eroberte, stellte er „das Rom der Zukunft gegenüber, wo die religiöse und politische Freiheit ihren vollkommensten Ausdruck finden sollten". Es war der Irrthum einer großen Seele. Er erkannte die Nothwendigkeit der Religion wie der freien Entwickelung des modernen Gedankens; er erblickte mit Recht in der

Digitized by Google

Syntheſe dieſer beiden Factoren das einzige Heil für die Einzelnen, für die Völker, für die Menſchheit. Die Religion aber kannte und verehrte er nur in der Form des römiſchen Katholicismus: ſo erſcheint es nicht unnatürlich, daß er an dem Glauben feſthielt, die Widerſprüche zwiſchen der Humanität und dem Romanismus müßten ſich dereinſt in einer höhern Einheit aufheben. Die Edelſten unter ſeinen Volksgenoſſen und Mitarbeitern theilten dieſen Glauben.

Bei alledem iſt hervorzuheben, daß Cavour wol die freie Kirche im, aber nicht neben dem freien Staate poſtulirte. Hielt er es irrigerweiſe für möglich, daß die ſtaatliche Geſetzgebung jede Berührung mit dem kirchlichen Gebiet vermeiden könne, ſo verlangte er dagegen die unbedingte Unterwerfung aller Kirchendiener unter das Staatsgeſetz. So erblickte er auch in der Begrenzung der eigenen Rechtsſphäre nur eine freie That des ſouveränen Staats.

„In Italien iſt die liberale Partei katholiſcher als in irgendeinem andern Lande Europas“, ſagte er in ſeiner Rede, Manzoni's glänzendes Beiſpiel citirend. „Wenn Rom auf unſere Vorſchläge eingeht, wenn es ſich mit Italien verſöhnt, wenn es das Syſtem der Freiheit annimmt, werden in wenigen Jahren die Anhänger der Kirche oder die, welche ich vielmehr die katholiſche Partei nennen will, die Oberhand haben: ich beſcheide mich alſo im voraus, meine Laufbahn auf den Bänken der Oppoſition zu beſchließen.“

Vorläufig hatte das keine Gefahr. Schon im October 1860 hatte Cavour in Rom zu unterhandeln begonnen. Man bot dem Papſte die abſoluteſte Souveränetät in kirchlichen Dingen, die weitgehendſten Garantien und Vortheile für den Verzicht auf die weltliche Herrſchaft. Anfangs ſchienen die Unterhandlungen, die freilich den Centralpunkt noch gar nicht berührten, einen nicht ungünſtigen Verlauf zu nehmen, wurden aber bald infolge des Ungeſchicks der Unterhändler abgebrochen. Man ſchmeichelte ſich, ſie bald mit beſſerm Erfolge wieder aufzunehmen. Aber im März 1861 ſchleuderte der Papſt ſeinen Fluch gegen die moderne Civiliſation und gegen die kirchenſchänderiſchen Räubereien

Digitized by Google

des Königs von Sardinien. Damit war die Möglichkeit einer Wiederanknüpfung vorläufig abgeschnitten. Dennoch hielt Cavour an der Hoffnung fest, „daß die reactionäre Partei die patriotische Faser nicht aus Pius' IX. Herzen habe reißen können". Er suchte die Cardinäle zu gewinnen und rechnete schlimmstenfalls auf sichern Erfolg bei einer neuen Papstwahl.

In gleichem Interesse war Cavour während der letzten Monate seines Lebens nach einer andern Seite hin thätig. Durch den Grafen Vimercati, dessen Name in den Verhandlungen zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien im Juli 1870 eine nicht eben beneidenswerthe Rolle spielte, versuchte er den Kaiser zur Anerkennung des neuen Königreichs und zur Zurückziehung seiner Truppen aus Rom zu bewegen. Der Kaiser war schwierig; er wollte es um keinen Preis mit dem Papste und der klerikalen Partei ganz verderben. Cavour wandte sich an den Prinzen Napoleon, der die Angelegenheit dringend bei seinem Vetter befürwortete. Er konnte Cavour endlich mittheilen, daß der Kaiser bereit sei, die neuen Annexionen anzuerkennen und seine Truppen zurückzuziehen, unter denselben Bedingungen, die 1864 in der bekannten Septemberconvention unterzeichnet wurden: daß Italien den Kirchenstaat weder selbst angreifen noch angreifen lassen werde; daß es keinen Einspruch gegen die Bildung einer päpstlichen Armee erhebe und den auf die vormals zum Kirchenstaat gehörigen Provinzen fallenden Schuldentheil übernehme. Vor allem wurde schon jetzt die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz betont. Cavour nahm diese Bedingungen an, verwarf jedoch entschieden den zugleich geforderten Verzicht auf Rom. Darauf brach Napoleon die Verhandlungen vorläufig ab. Doch erlangte Cavour so viel, daß sich der Kaiser Spanien und Oesterreich gegenüber gegen den von diesen Mächten geplanten „katholischen Bund" und unter gewissen Voraussetzungen für die freie Selbstbestimmung der Römer erklärte.

Niemand hat Cavour schlimmer misverstanden als diejenigen, welche sich als die legitimen Erben seiner Politik brüsteten, die Männer der Consorterie, welche das Bündniß mit Frankreich ad ogni costo auf ihre Fahne schrieben. Bei ihnen wurde

Digitized by Google

gewissermaßen zum Selbstzweck, was bei Cavour nur das für seine Zeit einzig mögliche und deshalb unentbehrliche Mittel gewesen war. Wie sehnsuchtsvoll richtete er wieder und wieder seinen Blick gen Norden, wie oft sprach er die Hoffnung aus, daß Deutschland endlich in dem verjüngten Italien seinen natürlichen Bundesgenossen erkennen werde; mit welcher aufrichtigen Freude begrüßte er die neue Aera in Preußen, „die Verbindung der starken Regierung mit dem Streben, an der Spitze des Volks zu marschiren und zugleich die nationalen Interessen zu vertreten". Den General Lamarmora, der im Januar 1861 dem König Wilhelm I. die Glückwünsche Victor Emanuel's zu seiner Thronbesteigung überbrachte, ermahnte er, alle Mittel aufzubieten, um die preußischen Staatsmänner zu überzeugen, daß das einige Italien das entschiedenste Interesse habe, ein enges und dauerndes Bündniß mit dem zur Leitung und Reconstruction Deutschlands bestimmten Preußen zu schließen. — Auf seinen Wunsch war La Farina mit den Leitern des deutschen Nationalvereins in Verbindung getreten. In einem Briefe an den treuen Streitgenossen sprach er sich darüber aus, wie es nur von Deutschland abhänge, daß die französischen Truppen keinen Fuß mehr nach Italien setzten; daß die Deutschen aber durch ihre thörichten Bestrebungen, den Mincio zu halten, sich in Gefahr begäben, den Rhein einzubüßen. „Die Einheit und Unabhängigkeit Italiens ist die wahre Bürgschaft der Einheit und Unabhängigkeit Deutschlands."

Die Zeit war noch nicht gekommen, wo man in den leitenden Kreisen unsers Vaterlandes diese Wahrheit begriff. Noch war in Berlin, trotz Olmütz und Bismarck, die alte Tradition der österreichischen Allianz zu mächtig. Schleinitz gab Lamarmora alle möglichen Sympathieversicherungen mit nach Turin, nur solle man nicht verlangen, daß Preußen durch entschiedenes Handeln „sich compromittire". Die tüchtigsten Mitglieder, die norddeutschen Leiter des Nationalvereins, waren längst mit Cavour einig. Aber die Gewißheit, den eifrig umworbenen Süden, der noch in großdeutscher Gefühlsduselei für „die österreichischen Brüder" schwärmte, ganz zu verlieren, hielt sie ab,

Digitized by Google

dem verwandten Vereine über die Alpen die Hand zu reichen. Eine fünfjährige Verlängerung der unhaltbaren, aufreibenden provisorischen Zustände und Halbheiten in beiden Ländern war die Folge. Als die wahren Interessen endlich gewaltsam zum Durchbruch kamen, moderte Camillo Cavour, der Prophet, der dies Bündniß seit zehn Jahren vorausverkündet hatte, längst im Grabe.

Im Laufe der beiden letzten Jahre waren mit steigender Häufigkeit Symptome hervorgetreten, daß die kräftige Constitution Cavour's allmählich dem auf ihr lastenden Drucke zu weichen begann. Den Freuden der Tafel in mäßiger Weise nicht unzugänglich, fand er in denselben, in dem Theater, in dem seltenen Besuche einer Gesellschaft und einer fast täglichen, aber kurzen Unterhaltung mit seiner Nichte seine einzige Erholung, während er die von den Aerzten dringend empfohlene Bewegung in freier Luft, die ihm bei seiner rasch zunehmenden Corpulenz doppelt nöthig war, gänzlich vernachlässigte. Häufige Verdauungsstörungen, von Fieber und Phantasien begleitet, wurden nach italienischer Methode von den Aerzten mit wiederholten Aderlässen, schwerlich zur dauernden Stärkung seiner Gesundheit, bekämpft.

Ende Mai 1861 verhandelte die Deputirtenkammer über ein Gesetz, betreffend die aus politischen Gründen von den frühern Regierungen entlassenen Militärs. Allgemein fiel es auf, daß Cavour die ihm gemachten Einwürfe mit ungewohnter fieberhafter Reizbarkeit beantwortete. Am 29. verließ er die Sitzung in einem Zustande höchster Aufregung. Gegen Abend ergriff ihn ein Schüttelfrost mit heftigem Fieber. Der wiederholte Versuch, mit gewohnter Energie die Krankheit ohne Hülfe zu ertragen und zu überwinden, schlug fehl. Der noch in der Nacht gerufene Hausarzt Rossi schüttelte bedenklich den Kopf. Am folgenden Tage trat eine scheinbare Besserung ein; Cavour hielt sogar, im Bette liegend, einen Ministerrath ab. „Italien und das Parlament bedürfen meiner!" Aber rasch verschlimmerte sich die Krankheit von neuem und nahm von Stunde zu

Digitized by Google

Stunde einen drohendern Charakter an. Die Mittel der Aerzte, die sechsmaligen Aderlässe, bei denen man zuletzt das dicke Blut durch Druck aus der Wunde pressen mußte, bewirkten nichts als ein rascheres Sinken der Kräfte.

Schnell verbreitete sich die Kunde in der Hauptstadt. Eine dichte Menge umlagerte Tag und Nacht in düsterm Schweigen oder leisem Geflüster das Haus. In allen Kreisen, von den niedersten bis zu den höchsten, war die Krankheit des großen Bürgers das einzige Thema der Unterhaltung. Am 5. Juni war der traurige Ausgang nicht länger zweifelhaft. Seine Nichte, die Gräfin Alfieri, die ihn mit kindlicher Treue und Sorgfalt pflegte, ließ auf die Mahnung der Aerzte den Bruder Jakob rufen. Als sie sagte: „Lieber Oheim, der Vater Jakob ist gekommen, sich nach Ihnen zu erkundigen", blickte er sie fest an, errieth den Sinn ihrer Worte und drückte ihre Hand. „Laßt ihn herein!" Er beichtete und empfing die Absolution. „Das gute Volk von Turin soll wissen", sagte er zu Farini, der als Freund und Arzt nicht von seiner Seite wich, „daß ich als guter Christ sterbe. Ich bin ruhig, ich habe nie jemand Uebles zugefügt."

Die folgende Nacht war die traurigste, die Turin seit langer Zeit erlebt hatte. Eine lange Trauerprocession folgte betend dem Priester, der das Viaticum in das Sterbehaus trug. Spät am Abend kam der König, um Abschied zu nehmen. Cavour sprach eifrig und aufgeregt mit ihm über die öffentlichen Zustände. „Jedermann kann mit dem Belagerungszustande regieren. . . . Nur keinen Belagerungszustand in Neapel; ich empfehle es Ihnen dringend. . . . Garibaldi ist ein Ehrenmann; ich bin ihm nicht gram; er will nach Rom und Venedig, ich auch — niemand ist eiliger als wir. . . . Dieser deutsche Bund ist eine Anomalie; er wird sich auflösen und die deutsche Einheit wird gegründet werden; aber das Haus Habsburg kann sich nicht ändern. Was werden diese Preußen thun, die so langsam in ihren Entschlüssen sind? Sie werden funfzig Jahre brauchen, um das fertig zu bringen, was wir in dreien durchgeführt haben. . . ."

Digitized by Google

Dann bezeichnete er Ricasoli und Farini als die beiden einzigen, die im Stande seien, ihn zu ersetzen.

Nachdem der König ihn gegen Mitternacht verlassen, nahm er zärtlichen Abschied von seinen Verwandten. Am frühen Morgen erschien der Mönch wieder, um ihm das Sterbesakrament zu ertheilen. Während er unter dem Schluchzen der umherstehenden Verwandten, Freunde und Diener die letzten Gebete der Kirche verrichtete, öffnete der Sterbende die Augen und drückte ihm die Hand mit den Worten: „Frate, libera chiesa in libero stato!" — Eine Stunde nachher war Camillo Cavour eine Leiche.

„Sehen Sie die halb von den Bäumen verdeckte Spitze dort? Es ist der Thurm der Kirche von Santena. Dort ist das Erbschloß meiner Familie; dort will ich ausruhen nach meinem Tode." — Kaum ein Jahr war verflossen, seit er diese Worte zu seinem treuen Artom gesprochen, als der einfache und schmucklose Trauerzug seine sterblichen Reste zu denen seiner Ahnen geleitete.

Wie ein Krieger an den Nachwehen der empfangenen Wunden und der ertragenen Strapazen, so starb Camillo Cavour an den Folgen der unerhörten körperlichen und geistigen Anstrengungen und Aufregungen, die er ein Jahrzehnt hindurch fast ununterbrochen ertragen hatte. Wieder schien sich für Italien die alte Sage zu bewähren, daß bei unerhörten Glücksfällen der Neid der Götter durch ein großes Sühnopfer Genugthuung erhalten muß. Wie Cavour für sein Volk gelebt hat, und nicht für sich — wenigstens nicht im gemeinen Sinne des Wortes —, so ist er auch für sein Volk gestorben.

Und dies sein Volk hatte den Helden erkannt und wußte ihn zu ehren. Es bedurfte keines Befehls, die Nationaltrauer anzuordnen vom Aetna bis zum Montcenis. Turin trug tiefere Trauer als nach dem Tage von Novara. Auf den geschlossenen Ladenthüren standen die Worte: Per lutto nazionale. Auch das Parlament hüllte sich und die Nationalfahne in Trauerflor. Die Deputirtenkammer beschloß, seine Marmorbüste in ihrem Sitzungssaale aufzustellen und seine sämmtlichen Reden auf Staatskosten drucken zu lassen. Aus allen Ländern der civili-

Digitized by Google

sirten Welt, auch von jenseit des Oceans, kamen ungeheuchelte Beweise des Schmerzes und Mitgefühls für den unersetzlichen Verlust Italiens.

Wir haben unsern Helden auf den wichtigsten Stationen seines Lebensweges von der Wiege bis zum Grabe begleitet. Besser als alles andere kennzeichnen den Mann seine Thaten; dennoch wird es uns der Leser vielleicht Dank wissen, wenn wir ihm zum Schlusse in kurzer Zusammenfassung der charakteristischen Züge ein Gesammtbild Cavour's zu skizziren versuchen.

Betrachten wir seine zahlreichen Porträts oder das eherne Standbild an der Porta-Nuova zu Mailand, so erblicken wir einen Mann mittlerer Größe, von untersetzter Statur und so mächtigen Gliedern, „daß er wie ein Athlet erscheint, der übermenschliche Lasten mit scheinbarer Leichtigkeit trägt. Seine hohe, breite Stirn bürgt für seltene Intelligenz; sein Mund, auf welchem in den Räumen des Parlaments der Witz wetterleuchtete, trug ruhig geschlossen mehr das Siegel der Festigkeit als des Edelmuthes." Der Gesammtcharakter seiner Züge erinnerte, wie sein kurzes blondes Haar, an die nordische Abkunft, während in dem strahlenden Glanze des dunkeln Auges, das durch die Brillengläser funkelte, und der sprudelnden Lebhaftigkeit seiner Worte sich der Sohn des Südens offenbarte.

Aber so feurig sein Temperament, so leicht erregbar sein Blut war, verlor er doch nie ganz die Herrschaft über sich selbst; die Lebhaftigkeit ging nie in Leidenschaftlichkeit über. Originell in allem, war er es auch in seinen äußern Manieren, sei es, daß er in der Kammer, nachdem alle seine politischen Gegner ihre Köcher erschöpft hatten, sich erhob und mit mindestens einer Hand in der Tasche, meist ein feines, oft sarkastisches Lächeln auf den Lippen, einen nach dem andern von ihnen in den Staub warf; sei es, daß er sich in lebhaftem Gespräch in einer eigenthümlichen Weise die Hände rieb, die so bekannt war, daß ganz Turin zu sagen pflegte: „Die Sachen stehen gut, Cavour reibt sich die Hände"; sei es endlich, daß er mit fast in türkischer Weise gekreuzten Beinen auf dem Balkon

Digitized by Google

seines Hauses saß, um frische Luft zu schöpfen, oder mit den Händen auf dem Rücken durch die kahlen Reisfelder von Leri spazierte, mit Behagen an Turin und das unruhige Treiben der Hauptstadt denkend, dem er auf kurze Zeit entflohen war.

Schon in früher Jugend um seines feinen Taktes und weltmännischen Benehmens willen an den Hof gezogen, in der Gesellschaft durch die Liebenswürdigkeit und Anmuth seines Wesens alle entzückend, hatte er doch auf der andern Seite von seinen Feinden unter dem Adel Vorwürfe über sein allzu bürgerlich-derbes Wesen zu hören. Er war eine viel zu entschieden ausgeprägte Persönlichkeit, um flachen Dutzendmenschen zu gefallen; viel zu offen und rücksichtslos, um nicht oft nach rechts wie nach links Anstoß zu geben. Er war zu stolz, zu energisch, zu selbstvertrauend, um zu jenen glatten diplomatischen Naturen zu gehören, die sich durch alle Schwierigkeiten hindurchzuwinden wissen, ohne irgendwo Aergerniß zu geben. Und doch war er im Grunde wohlwollend; sein Witz war keine bittere Satire, kein beißender Spott, der absichtlich das Gift in der Wunde läßt; mit einem raschen Worte warf er wie im Vorübergehen ein helles Streiflicht auf die Dummheit und eitle Aufgeblasenheit, wo sie sich hervorwagten, und wandte ihnen dann lächelnd den Rücken, mit Dante denkend: Non ti cura di lor, ma guarda e passa!

Streng gegen die Idee, war er doch nachsichtig im Urtheil über ihre Träger, die Zeitgenossen wie die Vorfahren. Er glaubte nicht leicht an das Böse in den Menschen, nahm sich deshalb oft nicht genug vor ihnen in Acht, erkannte die guten Eigenschaften anderer freudig, ja mit Enthusiasmus an, bewunderte auch seine Feinde, vertheidigte sie gegen ungerechte Angriffe und kannte keinen Groll. Haynau, der Frauenpeitscher, der Henker von Brescia, war der einzige Mensch, gegen den er je wirklichen Haß empfand.

Auch als allmächtiger Minister war er leutselig, jedem zugänglich, über alles gern Auskunft gebend; nur durfte man ihm nicht mit leeren Höflichkeitsphrasen kommen, die er mit ironischem Lächeln abschnitt, oder mit endlosen Klagen, die ein: ungeduldige

Digitized by Google

Handbewegung verkürzte, oder mit geschwätzigen Abschweifungen, die ihn ernst, zurückhaltend und einsilbig machten. In den Salons war er sehr gesprächig, voll heitern Humors, eilte von Gruppe zu Gruppe, die Sprachen mit Leichtigkeit wechselnd. Wie scharf sein Urtheil, wie treffend sein Witz, wie groß sein Freimuth gewesen, bekunden seine Briefe. Unumwunden sagt er gerade heraus, was er denkt, ohne Ansehen der Person. Es gab keinen, mochte er noch so hochgestellt sein, den er nicht mit seinem Maße gemessen, an dem er nicht seinen Witz geübt hätte. Im Kreise seiner Freunde war er durch Laune und Munterkeit stets das belebende Element, zumal in seiner frühern Zeit, wo die Anmuth seines Geistes sogar den ihm zunächst Stehenden die große politische Capacität verbarg, die unter dieser leichten Hülle verdeckt lag. Er verstand die große Kunst, auch im Gespräch allen alles zu sein. Mit einem außerordentlichen Accommodationsvermögen begabt, wußte er ebenso gut mit seinen kleinen Cousinen von ihrer Mädchenschule und seinen Bauern von ihrer Ernte zu plaudern, wie mit den Diplomaten von den Geheimnissen der Cabinete und den Salondamen von den Mysterien der Gesellschaft. Er hatte den Grundsatz, sich nie zu langweilen, und was noch mehr war, er verstand ihn zu befolgen, indem er sich jedermann verständlich zu machen, auf jedermanns Ideen einzugehen, jeden auf sein Steckenpferd zu setzen und so aus jedem einen Funken herauszulocken wußte. In seiner Ausdrucksweise und seinem Benehmen war nichts Gezwungenes und Erkünsteltes, sondern alles einfach und natürlich: keine kalte Herablassung und conventionelle Höflichkeit, sondern das reine Interesse an allem Menschlichen. Er interessirte sich für das Kleinste wie für das Größte; er nahm theil an den Schicksalen seiner Freunde; er errieth ihren Kummer und ihre Bitten, ehe sie ausgesprochen waren. Er liebte es, sich in seinen Erholungsstunden ihnen gegenüber ganz gehen zu lassen; indem er nach seiner Gewohnheit, wenn er eine große Arbeit vollendet hatte, wie ein Schulknabe im Zimmer umherlief und sprang, schleuderte er dabei, sich zuweilen durch herzliches lautes Lachen unterbrechend, ganze Salven witziger

Digitized by Google

Epigramme gegen seine politischen Gegner, scherzte aber zugleich nicht minder über sich selbst, zumal über seine Erscheinung in großer Uniform, gegen die er eine ebenso gründliche Antipathie hegte wie gegen alle Arten von Decorationen und das ganze Ordenswesen.

Mit der Zeit freilich ging eine Veränderung in seinem Wesen vor. Die eigenthümliche Frische, der charakteristische Humor schwinden auch jetzt noch nicht aus seinen Reden wie aus seinen Briefen; aber es war, als ob das einnehmende Lächeln, die milde Heiterkeit nur noch auf der Oberfläche schwebten, und zuweilen konnte sein Antlitz auch den strengen ehernen Ausdruck annehmen, welchen eine unerschütterliche Willenskraft, ein unbeugsamer Entschluß bei fortwährender innerer Beschäftigung mit ernsten, gewichtigen Dingen den Zügen aufdrückt. Aber auch damals noch war und blieb er, wie immer, der Freund seiner Freunde, keinen vergessend, der ihm je nahe gestanden, aber freilich auch nie dem Wohle des Ganzen zu nahe tretend, um einen Freund oder Gesinnungsgenossen zu begünstigen. Mit Recht konnte er von sich sagen: „Ich bin gewohnt, Beleidigungen vielleicht allzu leicht zu vergessen; aber Freundschaftsbeweise schwinden nie aus meinem Gedächtniß und meinem Herzen."

Die Seinen liebte er herzlich. Wir haben gesehen, wie er mit seinem so verschieden gesinnten und gearteten Bruder im besten Einvernehmen lebte; zu den Kindern desselben fühlte er die innigste Zuneigung. Der Verlust seines ältesten Neffen bewegte sein Herz so tief und schmerzlich, als ob er das eigene Kind begraben hätte. Wie er seine Nichte, die Gräfin Alfieri, schätzte und wie er von ihr geliebt wurde, bezeugt ihr Bericht über seine letzten Tage. Wenn er sich selbst dennoch die Freuden des Familienlebens versagte, so war es, weil ihm das Vaterland Braut und Gattin war, in deren Dienste ihm für eine andere keine Muße und kein Herz mehr übrigblieb. Von einer ernstern und tiefern Neigung zu einem weiblichen Wesen ist uns nichts bekannt. Er verkehrte gern mit geistreichen Frauen; doch haben dieselben nie einen wesentlichen Einfluß auf ihn gewonnen. Wenn er auch in seinen jüngern Jahren kein größerer

Digitized by Google

Tugendheld war als die meisten seiner Standesgenossen, hat er doch nie geschlechtlichen Ausschweifungen gefröhnt.

Cavour's geistige wie körperliche Constitution war eine durchaus gesunde; er war eine der glücklich organisirten Naturen, bei denen die Harmonie, die der Mensch oft erst nach schwerem Ringen, öfters gar nicht erreicht, schon von vornherein wenigstens vorgebildet erscheint. Er kannte keine eingebildeten Seelenleiden, keine düstern Zweifelsqualen, kein Mistrauen gegen sich selbst und seine Ideale. Riefen auch bittere Enttäuschungen in seinem feurigen Temperament für den Augenblick furchtbare Reactionen hervor, die seine Freunde mehr als einmal mit Besorgniß erfüllten, so gewann doch sein federkräftiger Geist, sein sicheres Vertrauen auf sich selbst und die gute Sache stets rasch wieder die Oberhand. Jede unklare Gefühlsschwärmerei lag ihm fern: soweit auch das Adlerauge seines Geistes den Horizont umfaßte, bis zu den erst sich bildenden Gestalten einer fernen Zukunft, so war doch sein Blick, wie sein Thun, wo es zu handeln galt, stets auf das Nächste gerichtet. Was der Augenblick erschuf, wußte er zu nützen; er baute mit dem Material, das er unter den Händen hatte, während er doch zugleich eifrig bemüht war, besseres für die Zukunft herbeizuschaffen und vorzubereiten. Das Kleinste war ihm nicht zu klein, es zu benutzen; er tadelte mit Recht diejenigen, welche ihr Spiel verloren, weil sie die kleinen Karten nicht genug achteten. Aber er kannte ebenso wenig eine unbedingte Ehrfurcht gegen die großen. Das Ziel klar vor Augen, der Mittel sich bewußt, mit scharfem Blicke wählend, von keinem Vorurtheil, von keiner ängstlichen Rücksicht behindert, unbeugsam im Entschluß, aber ohne jenen ungeduldigen Enthusiasmus, der jede andere Bewegung zum Ziele als den Flug durch die Luft verschmäht, und deshalb so oft mit versengtem Ikarusflügel noch weit vom Ziele zu Boden sinkt — war er stets sicher, zu erreichen, was er erstrebte. Mit kaltem Blute die Chancen vorher berechnend, hatte er doch zugleich den Glauben an sich und seinen Stern, den glücklichen Optimismus, der Leuten von starker, gewaltiger Willenskraft eigen zu sein pflegt. Er liebte es, gerade auf sein

Digitized by Google

Ziel loszugehen: via recta, via certa war sein Wahlspruch; aber er wußte, wenn es noth that, auch auf dem diplomatischen Umwege trefflich vorwärts zu kommen. Er wollte nur, was er für recht erkannt hatte; was er aber einmal begonnen, führte er durch bis zum Ende. Und doch lag in dieser unbeugsamen Festigkeit nichts Finsteres, nichts Unduldsames. Nie ließ sich auf ihn anwenden, was Frau von Staël von Napoleon sagt, daß man bei ihm kein menschliches Gefühl wahrnehme, wodurch man auf ihn einwirken könne.

Aber freilich, eine Eigenschaft fehlte ihm ganz, die den Dichter schafft und dem Manne des praktischen Lebens tausend Streiche spielt, die liebliche, lose Tochter Jovis, die Phantasie. Er besaß von dieser folle du logis, wie er sie zu nennen pflegte, nicht genug, um für seine kleinen Neffen das einfachste Märchen zu ersinnen. Für die schönen Künste trug er eine Nichtachtung zur Schau, welche seine Biographen verführt hat, ihm allen Sinn und alles Verständniß dafür abzusprechen. Und doch beruhte dieselbe wesentlich nur auf seinem Abscheu vor allem Dilettantismus, auf der Abneigung, über Dinge zu urtheilen, denen gegenüber er sich nicht durchaus competent fühlte. Bei mehr als einer Gelegenheit zeigte er einen ebenso feinen Sinn für die Musik, wie das lebhafteste, fast begeisterte Interesse für die Meisterwerke der bildenden Kunst. Freilich, wie man sein ganzes Leben dem Cultus der Schönheit widmen könne, mußte diesem thatendurstigen Geiste unbegreiflich bleiben. In demselben Sinne zog er es auch vor, in den öden und kahlen Sumpfgegenden von Leri seinen Reis zu bauen und großartige industrielle Unternehmungen ins Werk zu setzen, statt in dem prächtigen Parke des schönen Santena zu träumen.

Cavour's Thätigkeit war unermüdlich, seine Arbeitskraft schien unerschöpflich. Um der Geschäftslast zu genügen, die auf ihm ruhte, während er fast neun Jahre lang am Staatsruder saß und oft außer der Präsidentschaft drei bis vier der wichtigsten Ministerportefeuilles in seiner Person vereinigte, stand er jeden Morgen bald nach 4 Uhr auf, obgleich er erst gegen Mitternacht sein Lager suchte. Oft in bedrängter Lage, von gefähr-

Digitized by Google

lichen Feinden und noch gefährlichern falschen Freunden umgeben, oft nur aus sich selbst Trost, Rath und Hoffnung schöpfend, trug er mit heiterm Muthe und riesenhafter Kraft diese ungeheuere Bürde von Arbeit, Sorge und Verantwortlichkeit, bis seine treffliche Constitution endlich doch unter dem Uebermaß zusammenbrach.

Sein Muth war unerschütterlich. „Ich habe in meinem kleinen Finger mehr Muth als manche meiner Gegner im ganzen Körper", rief er einst selbst aus. Er besaß sowol die Gattung des Muthes, welche, aus einer gesunden und kräftigen Constitution hervorgehend, der Gefahr gleichsam instinctmäßig kühn entgegentritt, wie den Muth der Reflexion, der in sich selbst den besten Schutz gegen die Gefahr und die beste Garantie für den Erfolg erkennt. Alle Drohungen, an denen es weder vom Auslande noch vom Inlande her, weder von mazziniſtischer, noch von klerikaler Seite mangelte, verfehlten vollständig ihre Wirkung. Für Wahngebilde der Furcht hatte er weder Sinn noch Muße; die möglichen Folgen seiner Thaten war er stets mit vollem Bewußtsein bereit zu tragen.

Als Privatmann hat Cavour wol nie Feinde gehabt. Gesellig, frohsinnig, warmherzig, ohne Haß und Neid, glänzend ohne Prunk, freigebig ohne Ostentation, offen und freimüthig, voll unerschöpflichen Humors, war er bei allen, die ihn näher kannten, von jeher hochbeliebt. Ganz anders als öffentlicher Charakter. Cavour hatte nicht das Glück, wie Garibaldi, gleich einem begeisterten Jünglinge einfach dem Zuge des Herzens folgend, die bewundernden Blicke der ganzen Welt auf sich ziehen zu können. Auf stürmischem Meere, an gefährlichen Klippen und Sandbänken vorüber, mußte er das schwache Staatsschiff durch die wilde Brandung oft bei ungünstigem Winde mühselig lenken, häufig genug wider seinen Willen zu vorübergehendem Stilliegen oder Laviren gezwungen. Als er es, fast über alle Erwartung mit reicher Beute beladen, in einen trefflichen Hafen, nahe dem letzten Ziele, gebracht, traten auf einmal hundert unberufene Tadler auf und wollten zeigen, wie sich der Steuermann unredlicher Mittel bedient, unnöthige Umwege gemacht,

Digitized by Google

wie er die Mannschaft ganz überflüssigerweise geplagt und hingehalten habe.

Cavour war seinen politischen Grundsätzen nach ein Mann der rechten Mitte, wie er selbst auszusprechen liebte, ehe ihm Gelegenheit geboten war, sein politisches Glaubensbekenntniß in Thaten niederzulegen. Aber sein Justemilieu war weit verschieden von dem der französischen Doctrinärs des Bürgerkönigthums wie von dem der Altliberalen zur Zeit der neuen Aera in Preußen. Seine Staatskunst bestand nie in einem ängstlichen Vermeiden beider Extreme. Eine Politik der Neutralität und „der freien Hand", Bezeichnungen, die nur erfunden wurden, die Rathlosigkeit oder die Angst vor jedem entschiedenen und selbstbewußten Handeln zu verbergen, mußte einem ebenso energischen wie seines Zieles klar bewußten Manne durchaus fern liegen. Wenn er einmal das Ziel als ein erstrebenswerthes und erreichbares erkannt hatte, scheute er kein Hinderniß auf dem Wege, und da es ihm nur um das Wohl des Vaterlandes, nicht um den Sieg einer Partei oder gar einer Clique zu thun war, so begrüßte er freudig jeden als Bundesgenossen, der dasselbe Ziel verfolgte. Persönliche Bedenklichkeiten, Sympathien und Antipathien kamen dabei gar nicht in Betracht. „In der Politik gibt es nichts Abgeschmackteres als den Groll", wiederholte er öfters, und schrieb, als es sich um das Bündniß mit Farini handelte, der bisher zu Azeglio gehalten hatte: „Diejenigen, welche es verschmähen, sich mit Männern auszusöhnen, mit denen sie zu andern Zeiten in politischem Kampf und Streit lebten, verstehen weder von der Politik der Parteien, noch von der parlamentarischen Geschichte das Geringste."

Auf der andern Seite war er stets auf den Abfall früherer politischer oder persönlicher Freunde gefaßt. Als er seine berühmte Schwenkung vom rechten zum linken Centrum machte und von der Rechten, zumal den savoyischen Deputirten, deshalb aufs heftigste angegriffen ward, sprach er im Parlament die bedeutungsvollen Worte: „Ja, meine Herren, ich weiß, daß, wenn man in so schwierigen Zeiten in das politische Leben eintritt, man auf die größten Täuschungen gefaßt sein muß.

Digitized by Google

Ich bin darauf vorbereitet. Müßte ich allen meinen Jugendfreunden entsagen, müßte ich sich meine vertrautesten Bekannten in erbitterte Feinde verwandeln sehen, so werde ich doch meiner Pflicht nicht untreu werden; niemals werde ich die Principien der Freiheit aufgeben, denen ich meine Laufbahn gewidmet habe und denen ich mein ganzes Leben treu gewesen bin." Wenn es ihm die Mazziniſten nicht verzeihen konnten, daß er nicht allen beſtehenden Mächten den Krieg erklärte, um „durch die unwiderſtehliche Jugendkraft des revolutionirten Volks" Italien zu befreien, zu einen und zu regeneriren, wenn auf der andern Seite die Rechte ſich ſcheu vor ihm zurückzog, als er mit den Rothhemden gemeinſame Sache machte und die Pfaffen „den Kirchenräuber" excommunicirten; wenn man ihn von den verſchiedenſten Seiten her des Macchiavellismus und der Heuchelei zieh, wenn man ihn eine Proteusnatur nannte: ſo verſtanden es eben dieſe kleinen Seelen nicht oder konnten es ihm nicht vergeben, daß er ſich von keiner Parteiſchablone knechten und ſein Handeln weder durch politiſche Schlagwörter noch durch das Anſehen der Perſon beſtimmen ließ. Cavour war allerdings kein Principienreiter; das war bei einem Manne von ſo hellem praktiſchen Verſtande unmöglich. Aber er war eine viel zu feſt und großartig angelegte Natur, um ſich von dem herrſchenden Winde treiben oder zu einer Politik kleinlicher Auskunftsmittel verdammen zu laſſen. Das Ziel verlor er nie aus den Augen; war der Wind ungünſtig, ſo lavirte er; war es Sturm, ſo legte er im nächſten Nothhafen bei; richtete ſich der Sturm gegen ihn allein, ſo überließ er das Steuer andern, damit ſeine Perſönlichkeit der Erreichung des Zieles nicht hinderlich entgegentrete.

Daß Camillo Cavour Italien liebte, müſſen ſogar ſeine Feinde anerkennen. Aber ſein zur Schau getragener Liberalismus, behaupten die einen, ſei bloßes Mittel zum Zweck geweſen, während die andern in perſönlichem Ehrgeiz das Motiv ſeiner ganzen politiſchen Thätigkeit finden. Und doch iſt Cavour's ganzes Leben eine Widerlegung dieſer Vorwürfe. Wir haben im Verlauf unſerer Erzählung mehr als einmal uns

Digitized by Google

überzeugen können, wie er die Freiheit um ihrer selbst willen liebte, wie er es verschmähte, ohne sie zu regieren. „Müßte ich", rief er einst in der Kammer aus, „auf alle meine Jugendfreunde verzichten, müßte ich die vertrautesten sich in erbitterte Feinde verwandeln sehen, so werde ich doch nicht gegen meine Pflicht verstoßen; nie werde ich die Principien der Freiheit verleugnen, denen ich meine Laufbahn gewidmet habe und denen ich mein Leben lang treu gewesen bin." Nur in einer Fortbildung und Entwickelung der Verfassung im freiheitlichen Sinne erblickte er die Gewähr einer glücklichen Zukunft für sein Volk. Alles Kleinliche, Engherzige und Maschinenmäßige war ihm verhaßt; ebenso freilich auch alles Unpraktische, Großprahlerische und Utopische. Er war ein entschiedener Freund des Selfgovernment und sah in der Aufhebung aller unnützen Bevormundung der Individuen wie der Corporationen einen Haupthebel zur Beförderung der Nationalwohlfahrt und des rationellen Fortschritts auf dem materiellen wie auf dem moralischen Gebiete. „Die Regierung", sagte er, „ist verpflichtet, durch liberale Gesetze die individuelle Initiative und das gemeinsame Handeln der unter ihrer Verwaltung Stehenden zu begünstigen. Ohne Nachtheil kann sich ihr Wirkungskreis nicht darüber hinaus erstrecken." Selbst die Beamten sollten einen möglichst weiten Spielraum der vorgesetzten Behörde gegenüber behalten. Die unnütze Gamaschenknöpferei, kleinliche Controle und endlose Schreiberei gewisser bureaukratischer Musterstaaten war ihm im hohen Grade zuwider. „Das Reglement macht aus dem Beamten einen Dummkopf", schrieb er, „das ist der Grund, weshalb ich es als Minister nicht liebe. Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig."

Es bedarf wol keiner Vertheidigung Cavour's gegen den Vorwurf, daß persönlicher Ehrgeiz die Triebfeder seiner Thaten gewesen sei. Es waren keine eiteln Worte, wenn er, an einem der schwierigsten und bedenklichsten Wendepunkte seines großen Werkes stehend, ausrief: „Perisca la mia reputazione, perisca il mio nome, ma si faccia la patria italiana" — „mögen mein Ruf und Name zu Grunde gehen, wenn nur das italienische

Digitized by Google

Vaterland zu Stande kommt" — oder wenn er, nach dem freiwilligen Verzicht auf sein Amt infolge der Ereignisse von Villafranca, von Leri aus an La Farina schrieb: „Ich habe Patriotismus genug, um, wenn nicht als Führer, auch als gemeiner Soldat zu kämpfen"; und an Villamarina: „Macht aus mir den Sündenbock, um unserm Lande die Freundschaft der französischen Regierung zu verschaffen." Und wenn sein König und sein Volk bald wieder in ihm den einzigen sahen, der das Staatsschiff glücklich durch die drohende Brandung führen könne, wenn er selbst, sich seiner Kraft stolz bewußt, nicht zögerte, sich wieder an das Steuer zu setzen, — wer darf das Ehrgeiz nennen?

Ein anderes persönliches Motiv seiner politischen Handlungen haben ihm selbst seine erbittertsten Gegner nicht vorzuwerfen gewagt. Von Nepotismus, von Bereicherung seiner Familie oder gar seiner selbst war keine Rede. Sein bedeutendes Privatvermögen hatte sich, wie nach seinem Tode zu Tage kam, während der neun Jahre seines Ministeriums um 300000 Frs. verringert. Abgesehen von seiner persönlichen Freigebigkeit gegen alle Nothleidenden und Bedürftigen, hielt er für den Minister des künftigen Königreichs Italien Ausgaben für geboten, die er den erschöpften Finanzen Piemonts nicht zumuthen wollte.

Besser begründet erscheint der Vorwurf der Doppelzüngigkeit, gestützt auf sein Benehmen gegen Oesterreich vor dem Ausbruch des Kriegs von 1859, auf die Ableugnung des Abtretungsvertrags mit Frankreich, auf sein Verhalten bei dem Freischarenzuge nach Sicilien und die Verhandlungen über das Bündniß mit Neapel im Frühling 1860. Wir haben an den betreffenden Stellen unserer Erzählung bereits Gelegenheit genommen, das Benehmen Cavour's zu erklären und zu würdigen. Es ist nicht zu verkennen, daß sein Thun in diesen Fällen bedenklich an den bekannten jesuitischen Grundsatz mahnt. Wenn er aber hier mit vollem Bewußtsein die eigene Ehre, den eigenen Ruf um des Vaterlandes willen aufs Spiel setzt, wenn er Schmach und Verleumdung von den Feinden, bittere Vorwürfe und Entfremdung von den Freunden ohne Murren erträgt, um die Verwirklichung seiner großen Idee nicht zu gefährden: wer will da

Digitized by Google

den ersten Stein auf ihn werfen? Sicher ist, daß in seiner Natur solche Doppelzüngigkeit nicht begründet war. Selbst in der Politik sehen wir ihn sonst immer geradeaus gehen, alle diplomatischen Rücksichten aus den Augen setzend, alles seinem Ziele opfernd, selbst seine Sympathien und sein Herz. Aber fein berechnend, die Menschen und noch besser die Situationen durchschauend, verstand er zugleich, sich in die Umstände zu fügen, zu rechter Zeit zu weichen und vorzudringen. Daß er ohne Skrupel gewesen sei, ist nur halb wahr; daß ihm die Großmuth gefehlt habe, ganz falsch. Er hatte nichts Byzantinisches an sich, wie Petrucelli della Gattina behauptet, und ihn einen Bindestrich zwischen Peel und Macchiavelli zu nennen, wie derselbe Publicist es thut, ist nichts als eine geistreich klingende Redensart. Allerdings gehörte Sir Robert Peel zu Cavour's Lieblingshelden; die Entschiedenheit des großen britischen Staatsmannes, seine Klarheit, seine Kühnheit, mit der eigenen Partei zu brechen, als er sie hinter den legitimen und nothwendigen Forderungen der Zeit zurückbleiben sah, und zwar gerade um der Handelsfreiheit willen, die Cavour's Steckenpferd war, machten ihm denselben besonders theuer.

Ein Vorbild und Muster für ihn unter den großen Staatsmännern der neuern Zeit zu finden, ist überhaupt mislich, weil Cavour durch und durch Original war. Viele Züge erinnern an den jüngern Pitt, andere noch entschiedener an den Freiherrn von Stein, und doch steht er in mancher Hinsicht wieder zu dem einen wie dem andern in entschiedenem Gegensatz. De la Rive vergleicht ihn mit Fox; aber dieser Vergleich hält nur Stich, wenn man mehr den Menschen als den Staatsmann ins Auge faßt. Am nächsten steht er vielleicht einem jüngern Zeitgenossen, dem großen Gründer der deutschen Einheit. Eine Parallele zwischen Cavour und Bismarck, deren Wesen und Thaten, deren Aufgaben und Leistungen so merkwürdig ähnlich und doch auch wieder so grundverschieden waren, würde ein dankbarer Vorwurf für einen Historiker sein.

Nichts ist bezeichnender für Cavour's Eigenthümlichkeit als seine Sprache und Ausdrucksweise in Journalartikeln, Kammer-

Digitized by Google

reden und diplomatischen Noten. Die Leitartikel des „Risorgimento" haben wir oben schon charakterisirt. Auf niemand paßt der Buffon'sche Spruch: „Le style c'est l'homme", besser als auf ihn. Das gilt auch ganz besonders für seine Parlamentsreden. „Er gehörte zu den Rednern, welche die Tribüne enthüllt, nicht zu denen, welche sie schafft." Und doch war er keineswegs, was man gewöhnlich ein großes Rednertalent nennt. Seine scharfe Metallstimme ohne große Modulation, ohne alle Weichheit, der Mangel an Phantasie, mit seltenen Ausnahmen auch an rhetorischem Schwung, seine Antipathie gegen alle Schönrednerei und alles Wortgeklingel, ja eine gewisse, peinlich anzuhörende Schwerfälligkeit der Aussprache im Italienischen waren nicht geeignet, die Zuhörer für seine Argumente zu bestechen, während die gebietende und peremptorische Form seiner Rede, das sarkastische Lächeln, die kurzen und scharfen Abweisungen der Gegner nach allen Seiten hin verletzten. Er strebte nach dem Ruhme, ein vollkommener debater im englischen Sinne, nicht nach dem, ein großer Redner zu werden. Eine Rede um der Rede willen, um einen oratorischen Triumph zu feiern, war für Cavour undenkbar. Hier wie überall galt es ihm, einen bestimmten, greifbaren Zweck zu erreichen. „Die Rede war für ihn kein Paradedegen, sondern eine ernste, scharfe Waffe." Aber wie verstand er sie zu handhaben! Mit seiner durch nichts zu trübenden Klarheit des Geistes, mit einem colossalen Gedächtniß, mit durchdringendem Scharfblick und stets mit vollster Kenntniß des Gegenstandes und der in Betracht kommenden Thatsachen ausgerüstet, reihte er die schlagendsten Argumente in prägnanter, concifer Form, in einfacher, ungekünstelter Sprache, doch nicht ohne die Würze eines gesunden Humors, aneinander, dem Gegner mit scharfen, hageldicht fallenden Hieben gerade auf den Leib gehend, ohne alle Finten und Listen, und ihn erbarmungslos in die Enge treibend, bis der Sieg entschieden war. Dieselbe Schärfe der Logik, dieselbe durchsichtige Klarheit des Gedankens, dieselbe Mannichfaltigkeit der Argumente, nach Petrucelli's Ausdruck „fein zugespitzt und doch wuchtig eindringend und einander drängend", bewundern wir in seinen diplomatischen

Digitized by Google

Noten und politischen Denkschriften. Hier wie immer ist er das gerade Gegentheil von einem Pedanten, selbstvertrauend, rasch und kühn in Stil und Wort; hier wie überall behauptet er das Schlachtfeld, mindestens einen moralischen Triumph über die Gegner davontragend.

Derselbe politische Scharfblick wie die genaue Kenntniß der Umstände und der handelnden Personen, im Verein mit einer seltenen Vorurtheilslosigkeit nach allen Richtungen hin, welche ihm zu seinen rednerischen und diplomatischen Triumphen verholfen, steigerte sich in seinem Urtheil über die Entwickelung der Verhältnisse des eigenen Vaterlandes wie der allgemeinen Weltlage zur prophetischen Sehergabe. Wir haben gesehen, wie er sich als junger Mann bereits als Minister des künftigen Königreichs Italien erblickte; wie er, als die Abschaffung der Korngesetze noch sehr zweifelhaft war, den nahen Sieg des Freihandels in England und seinen unwiderstehlichen Einfluß auf die Handelspolitik der Continentalstaaten verkündete; wie er dem Guizot'schen Regiment und System schon 1847 den nahen Sturz prophezeite; wie er wochenlang vor der Präsidentenwahl von 1848 Louis Napoleon als künftigen Kaiser von Frankreich bezeichnete; wie er im März 1856, zwei Jahre vor Plombières, ausrief: „In drei Jahren werden wir einen tüchtigen Krieg haben!" wie er endlich mit fester Zuversicht auf das deutsch-italienische Bündniß der Zukunft hinwies.

„Wohl muß man anerkennen, daß Cavour aus jenem edlern Thone geformt war, aus dem die Herren der Welt hervorgegangen sind. Er war mit den glänzenden Eigenschaften begabt, vor denen die Menschheit sich beugt, und ihm fehlten auch die einfachen Anlagen nicht, ohne welche die andern unfruchtbar bleiben. Arbeitsam, ausdauernd, von seinem Werke leidenschaftlich durchdrungen, keinen Tag, kaum einen Augenblick daran verzagend, besaß er zugleich die Kunst, zu überzeugen, hinzureißen und Vertrauen einzuflößen durch die Art, wie er es forderte. Er besaß das, was einen großen Staatsmann macht und vervollkommnet: überlegten Eifer, unermüdliche Thätigkeit, durchdringenden Verstand, den günstigen Zeitpunkt, Kenntniß seiner

Digitized by Google

Zeit, eine Fülle von Hülfsquellen, vorurtheilsfreien Geist, ein von jedem Hasse freies Herz. Zum Kampfe erzogen und für die Freiheit geboren, war er überdies von dem stolzen Geschlecht der Unklugen, welche sich dem Glücke kühn mit der Gewißheit anvertrauen, daß es sich nicht so undankbar erweisen könne, ihnen untreu zu werden." Wenn wir dieser Schilderung De la Rive's, welcher entsprechend auch Manzoni sagte, Cavour sei der wahre Staatsmann, er habe alle die nothwendige Klugheit und Unklugheit eines solchen, noch ein Wort hinzufügen dürften, so würde es sein: er war in jedem Zoll ein Mann. Das möchten wir zumal denen entgegenhalten, die einen diplomatischen Ränkeschmied aus ihm machen. Wer unbefangen von fern sein politisches Thun betrachtete, wie der, welcher persönlich mit ihm verkehrte, mußte diesen Eindruck empfangen. Er war ein ganzer Mann, ein Mann aus einem Gusse, dem Stahl vergleichbar, zwar biegsam und elastisch, aber auch ebenso hart und fest wie dieser.

Cavour's stolze Hoffnung, dem Königreich Italien auch noch seine natürliche Hauptstadt und die Königin der Adria zu geben, um sich dann nach der Vollendung des großen Einigungswerkes von der politischen Bühne in die stille Ländlichkeit von Leri zurückziehen zu können, ist an seinem vorzeitigen Tode gescheitert. Aber sein unerschütterliches Vertrauen auf den endlichen Sieg der guten Sache verließ ihn auch in seinen letzten Augenblicken nicht; noch auf seinem Sterbelager rief er: „Tutto è salvo!" „alles ist sicher!"

Auch dies Wort hat die Geschichte bestätigt. Dennoch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Cavour, wenn er länger am Leben geblieben wäre, einer schweren, sorgenvollen, für seinen Ruhm bei den großen Erwartungen, die er in seinem Volke rege gemacht hatte, vielleicht bedenklichen Zeit entgegensah. In diesem Sinne darf man sagen, daß sein Tod, wenn nicht für Italien, doch für ihn selbst zur günstigen Stunde erfolgte.

Wir schließen mit den Worten, die Lord Palmerston nach dem Eintreffen der Todesnachricht am 7. Juni im englischen Unterhause sprach: „Der Name des Grafen Cavour wird

Digitized by Google

immer lebendig in der Erinnerung, der Dankbarkeit und Bewunderung des Menschengeschlechts bleiben, solange noch der Griffel der Geschichte die Thatsachen verzeichnet. Und wenn ich von dem Grafen Cavour spreche, so will ich ihn keineswegs blos um derjenigen Thaten seiner Verwaltung willen preisen, welche die Welt am meisten in Erstaunen gesetzt haben, nämlich die Einheit seines Vaterlandes. Er hat noch gar vieles gethan, was ihn nicht minder groß macht. Er hat nach allen Richtungen hin die Grundlage der constitutionellen Regierung gelegt, deren sich jetzt Italien erfreut; er hat auch in Beziehung auf die innern Angelegenheiten der Halbinsel den Lebenden und denen, die nach uns leben werden, unschätzbare Wohlthaten erwiesen."

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

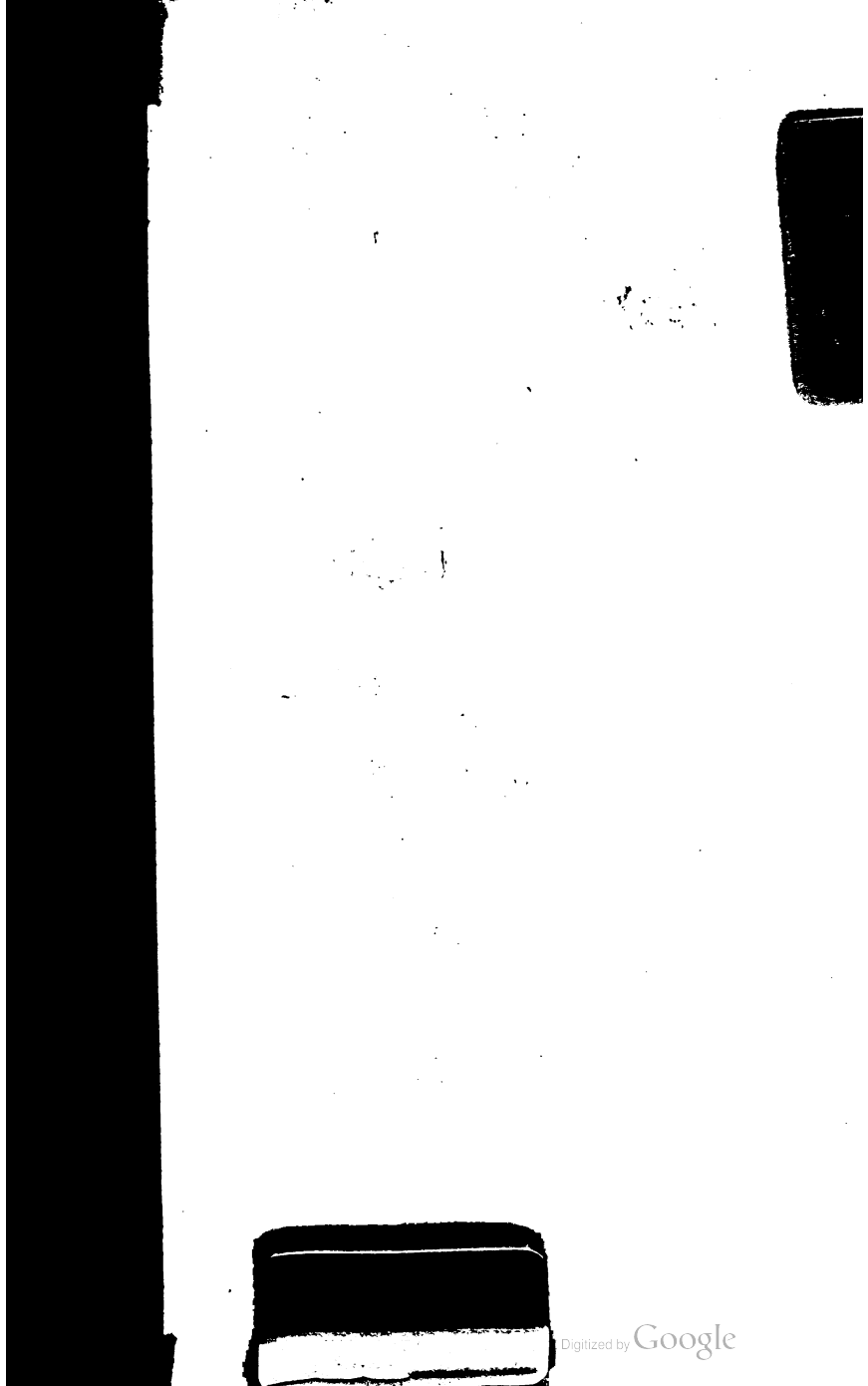
Digitized by Google

Digitized by Google

89094736477

b89094736477a

Digitized by Google


Digitized by Google

89094736477

B89094736477A